



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Die alten Eltern betreuen

Zur biografischen Bedeutung familiärer Altenfürsorge

Verfasserin

Margarete Müller

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, März 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt

A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt

Diplomstudium Pädagogik

Betreuerin

Univ.-Prof. Dr. Bettina Dausien

Inhalt

1	Einleitung	5
Teil I Zum Stand der Diskussion		
2	Alter(n), Betreuung und Pflege in Österreich	8
2.1	Häusliche Pflege als öffentliches Thema	8
2.2	Pflegevorsorgemodelle	10
2.3	Begriffsklärung	13
3	Familiäre Generationenbeziehungen und häusliche Pflege	16
3.1	Pflege und Modernisierung	16
3.2	Pflege und Belastung	22
3.3	Pflege und Erwerbsarbeit	25
3.4	Pflege und Beziehung	36
Teil II Empirische Studie		
4	Methodologie und Methode	43
4.1	Zur interpretativen Sozialforschung	43
4.2	Zur Biografieforchung	45
4.3	Zur Analyse biografisch-narrativer Interviews	47
4.4	Dokumentation des Forschungsprozesses	49
5	Fallstudie: Luzia Bruckner	54
5.1	„Dreimäderlhaus“ und Familiengeschichte(n)	54
5.2	Bildung und „weite Welt“	58
5.3	Betreuung: Arbeit, Alltag, „Lebensstil“	74
6	Fallstudie: Michael Zauner	94
6.1	Fragmentierte Familie	94
6.2	Bildung und „fremde Welt“	100
6.3	Betreuung: Arbeit, Alltag, Perspektiven	104
7	Fallvergleich	121
6.1	Familie: Bindungen, Beziehungen, Behausungen	121
6.2	Arbeit: Beruf, Prekariat, Alternativkarriere	128
6.3	Bildung: Aneignung, Reflexion, Kritik	135

8	Betreuung und Biografie	142
7.1	Wie viel Familie brauchen Betreuende?	142
7.2	Wie viel Beruf brauchen Betreuende?	147
7.3	Pflege als biografisches Projekt?	152
7.4	Praxisbezogene Überlegungen	156
9	Nachwort	163
10	Literatur	164
11	Anhang	175
11.1	Transkriptionsschlüssel	175
11.2	Kurzfassung	176
11.3	Lebenslauf	177

1 Einleitung

Woran denken Sie, wenn von pflegenden Angehörigen die Rede ist? Meine Assoziationen waren: überlastet, erschöpft, ausgebeutet, fremdbestimmt, weiblich, ans Haus gebunden, ohne eigenes Leben. Doch es gibt auch andere Bilder, etwa im Film „Yi Yi“ von Edward Yang (2000), der drei Generationen einer taiwanesischen Familie porträtiert. Nach einem Schlaganfall fällt die Großmutter ins Koma und wird, vom Krankenhaus entlassen, in der Wohnung ihrer Familie betreut. Der Arzt fordert die Angehörigen auf, mit der Patientin zu sprechen, auch wenn diese nicht antworten kann. Das Zimmer der Kranken wird zu einem Zufluchtsort. Am Bett der stillen alten Frau, im Angesicht menschlicher Verletzlichkeit und Hinfälligkeit, reflektieren die Familienmitglieder ihr Leben, ihre alltäglichen Erfahrungen, ihre ungelösten Fragen - und finden teils komische, teils tragische Antworten.

„Dasein für andere“ hat einen äußerst ambivalenten Charakter. Die Marginalisierung und geschlechtsspezifische Zuweisung von Betreuungsarbeit wurde in der feministischen Sozialwissenschaft eingehend untersucht und belegt. In einer kritischen Replik auf Elisabeth Beck-Gernsheims (1983) prominente These, die „Dasein für andere“ und „eigenes Leben“ als sich ausschließende Lebensmuster kontrastiert, tritt Bettina Dausien (1992) jedoch dafür ein, sich freizumachen von der Vorstellung, ein „Dasein für andere“ sei gleichbedeutend mit der „Verhinderung einer eigenständigen biographischen Entwicklung“ (Dausien 1992, 45). Dausien verweist auf Ansätze amerikanischer WissenschaftlerInnen, die positive Aspekte von Fürsorge und beziehungsorientierter Biografie hervorheben. Bis heute ist die Diskussion virulent und produktiv. Nicht zuletzt, weil das Spannungsverhältnis zwischen modernem Lebensentwurf und traditionellen Familienaufgaben, zwischen Erwerbsarbeit und Reproduktionsarbeit nicht verschwindet, sondern sich eher weiter zuspitzt (vgl. Jurczyk 2010).

Modernisierungstheoretische Annahmen aufgreifend, konstatiert Michael Winkler (2009), es werde „zunehmend unwahrscheinlich, dass sozial und kulturell zur Individualität gezwungene Menschen sich auf Verhältnisse einlassen, in welchen sie eine gleichsam überflüssige soziale Sorge auf sich nehmen und die eigene Entwicklung wie Absicherung belasten“ (Winkler 2009, 170). Winkler will kein Krisenszenario beschwören, das empirisch auch nicht haltbar wäre, sondern ein „strukturelles Dilemma“ kennzeichnen, dem er Menschen in Zeiten „erzwungenen Individualisierungsdrucks“ ausgesetzt sieht (ebd.). Familien mögen durch enge emotionale Beziehungen und eine Vielzahl an Unterstüt-

zungsleistungen verbunden sein, aber die Entscheidung, ein Kind zu bekommen oder die gebrechlich gewordene Mutter zu betreuen, ist nicht länger eine durch Konventionen gestützte Selbstverständlichkeit. Und sie birgt ein beträchtliches Risikopotenzial für die berufliche, soziale und ökonomische Zukunft des Einzelnen.

Vor diesem Hintergrund gilt das Interesse der vorliegenden Arbeit der Frage, was Menschen mit modernem Lebensentwurf motiviert, diese „überflüssige soziale Sorge“ für hilfsbedürftige Angehörige auf sich zu nehmen. Welche Bedingungen werden ausschlaggebend? Wie lässt sich das Sorgen in der alltäglichen Lebenspraxis realisieren? Welche Bedeutung gewinnt die Fürsorge in den Lebensgeschichten pflegender Angehöriger?

Im Mittelpunkt steht das subjektive Erleben der betreuenden Angehörigen, ihre Deutungsmuster und Sinnorientierungen, ihre subjektiven Erfahrungen¹, Lernprozesse und Reflexionen. Die Analyse biografischer Erzählungen bietet einen viel versprechenden Zugang, um der Lebenswirklichkeit der Pflegenden nahe zu kommen. Das Interesse gilt der Rekonstruktion individueller Perspektiven, jedoch nicht allein im Sinne eines verstehenden Nachvollziehens subjektiver Sichtweisen, sondern im Bemühen, diese individuellen Lebensgeschichten in ihren historischen, sozialen und kulturellen Kontexten verortet wahrzunehmen und als eigenwillige Verarbeitung, als Produktion wie Reproduktion sozialer Wirklichkeit zu begreifen (vgl. Dausien 2001).

Familiäre Fürsorge hat viele Facetten. Ein Vater versorgt sein Kind, ein Pensionist die an Demenz erkrankte Ehefrau, der Lebensgefährte die krebskranke Partnerin, die erwachsene Tochter die alte Mutter oder die Großmutter ihre Enkelkinder. Die vorliegende Arbeit beschränkt sich auf die familiäre Elternbetreuung durch erwachsene Familienmitglieder, die vor der Aufnahme der Pflegearbeit ein von der betreuten Person weitgehend unabhängiges Leben führten und beruflich engagiert sind. Durch die Fokussierung soll das kleine Sample homogen genug gehalten werden, um die mit der Betreuungsverantwortung verbundenen biografischen Veränderungen, Brüche, Kontinuitäten, Transformationen und ihre Verarbeitungsweisen wahrnehmbar zu machen. Ziel der Arbeit ist, einen Beitrag zu leisten zu einem differenzierten Verständnis der biografischen Bedeutung familiärer Fürsorge.

Wohlfahrtssysteme prägen Pflegeverhältnisse in spezifischer Weise aus, auch wenn es innerhalb struktureller Bedingungen und Zwänge Wahlmöglichkeiten und Optio-

¹ Mit Bezug auf Dausien bestimmt Thon (2008) den Erfahrungsbegriff wie folgt: „Erfahrung entsteht dort, wo die Folgen aktiven Handelns oder passiven Erleidens vom erfahrenen Subjekt in einen Sinnzusammenhang gestellt werden“ (Thon 2008, 104). Erfahrung wird dabei als interaktiv und reflexiv hergestellte verstanden (vgl. ebd.). Diese Definition von Erfahrung ist in der vorliegenden Arbeit leitend.

nen gibt, die individuelle Pflegebiografien formen (vgl. Chamberlayne 1996). Zunächst werden Rahmenbedingungen familiärer Altenbetreuung in Österreich skizziert, das Pflegevorsorgemodell im europäischen Vergleich verortet und Begriffe geklärt. Relevante sozialwissenschaftliche Beiträge zum Themenbereich sollen anschließend zusammengefasst und Konsequenzen für die eigene empirische Studie überlegt werden. Ohne Anspruch auf eine umfassende Darstellung des aktuellen Forschungsstands wird versucht, einflussreiche Diskussionen, Perspektiven und Forschungsergebnisse aufzuzeigen, um eine „theoretische Sensibilität“ (Strauss, Corbin 1996, 25) für Phänomene und Diskurse der informellen Betreuungsarbeit zu entwickeln.

Die Basis der empirischen Untersuchung bilden die lebensgeschichtlichen Erzählungen der sorgenden Angehörigen. Vor der Analyse der Interviews werden die leitenden methodischen Überlegungen geklärt und der Forschungsprozess dokumentiert. Zwei biografische Erzählungen werden als Einzelfallstudien detailliert analysiert, in einem zweiten Schritt miteinander verglichen und zu den weiteren Fällen in Beziehung gesetzt. Der Fallvergleich orientiert sich an zentralen Themenbereichen der Interviews: Familie, Arbeit, Bildung. Anknüpfend an die eigene Fragestellung und die theoretischen Konzepte wird im Schlusskapitel herausgearbeitet, was sich durch die Untersuchung an neuem Wissen ergeben hat. Die Arbeit endet mit praxisbezogenen Überlegungen zur Gestaltung nutzerorientierten sozialer Dienstleistungen in der ambulanten Altenhilfe.

2 Alter(n), Betreuung und Pflege in Österreich

2.1 Häusliche Pflege als öffentliches Thema

Erinnern Sie sich an den Wahlkampf 2006? Bundeskanzler Wolfgang Schüssel musste die Aussage, es gebe keinen Pflegenotstand in Österreich, revidieren. Die Faktenlage war erdrückend. Die Tatsache, dass Tausende Pflegerinnen aus Osteuropa in österreichischen Haushalten illegal tätig waren, um rund um die Uhr hilfsbedürftige Menschen zu betreuen, wurde erstmals öffentlich verhandelt. Seither ist Pflege als zentrales Thema der Sozialpolitik im medialen Diskurs präsent – nicht selten in dramatisierter Form. Jedoch ist, auch wenn man nicht zur Hysterie neigt, offenkundig, dass die demografische Entwicklung in absehbarer Zeit zu einer starken Zunahme des Pflegebedarfs führen wird. Nach aktuellen Prognosen der Statistik Austria steigt die Zahl der über 75-jährigen bis 2030 von derzeit 662.000 auf über 1 Million. Auf Basis dieser Berechnungen wird selbst unter der Annahme einer sich verbessernden Gesundheit ein starker Anstieg der pflegebedürftigen Personen erwartet (vgl. Mühlberger et al. 2010). Pflegebedürftigkeit – die der Eltern und die eigene – „kann als ‚normatives‘, also vorhersehbares Lebensereignis gelten“ (Bubolz-Lutz 2007, 175), ein zentrales Lebensthema, mit dem ein Großteil der Bevölkerung konfrontiert ist.

Die meisten älteren Menschen haben den Wunsch nach selbstständiger Lebensführung bis ins hohe Alter und möchten im Fall der Pflegebedürftigkeit am liebsten zuhause betreut werden. Die Sozialpolitik setzt mit dem Grundsatz „ambulant vor stationär“ ebenso darauf, Hilfsbedürftige nach Möglichkeit in ihrer eigenen Wohnung zu unterstützen, um ein weitgehend selbstbestimmtes Leben und eine individuelle und bedürfnisorientierte Hilfestellung zu gewährleisten. Tatsächlich wird die Versorgung betreuungsbedürftiger älterer Menschen gegenwärtig zum größten Teil von Angehörigen geleistet. Mehr als 80% der PflegegeldbezieherInnen werden im privaten Umfeld betreut – vorwiegend von weiblichen Familienmitgliedern (vgl. Pochobradsky et al. 2005). Der demografische Wandel - steigende Lebenserwartung, geringere Geburtenrate -, verbunden mit anderen soziostrukturellen Faktoren wie höhere Erwerbsbeteiligung von Frauen und veränderte private Lebensformen, aber auch prognostizierte Änderungen der pflegekulturellen Orientierung (vgl. Blaumeister et al. 2001) stellt jedoch eine gute Versorgung alter Menschen zukünftig vor große Herausforderungen.

Dabei geht es nicht allein um Fragen einer nachhaltigen Finanzierbarkeit, sondern auch darum, was gute Versorgung in den Augen betroffener Menschen ausmacht, welche Präventivmaßnahmen sinnvoll sind, wie informelle soziale Netzwerke sowie Familien-, Generationen- und Geschlechtersolidarität gefördert werden können, wie eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Pflege gestaltbar ist, welche Maßnahmen Betreuungsberufe attraktiver und Pflegearbeit sichtbarer machen, welche Versorgungsstrukturen geändert und welche Leistungsangebote weiter ausgebaut werden müssen, wie die Qualität und Vielfalt der Dienstleistungen sichergestellt werden kann, welche alternativen Betreuungskonzepte und Wohnformen die Lebensqualität und Partizipationsmöglichkeiten der Betreuten fördern können und letztlich auch, welche kollektiven Bilder mit schwierigen Themen wie Alter(n), Abhängigkeit und Pflege verbunden sind, wie eine Gesellschaft souveräner, offener und wertschätzender damit umgehen lernt und Sorge als öffentliche Angelegenheit akzeptiert. „Zu den kulturell und gesellschaftlich größten Herausforderungen der nächsten Jahrzehnte gehört es, die Sorgefähigkeit der Gesellschaft zu erhalten und zu befördern und das Leitbild einer sich sorgenden Gesellschaft zu verankern - einer Gesellschaft, die sich sorgt um Kinder, um Menschen mit Behinderung und um ältere Menschen mit Hilfe- und Unterstützungsbedarf“, heißt es emphatisch im sechsten deutschen Altenbericht 2010 (BMFSFJ 2010, 193).²

Fragen zum demografischen Wandel und seinen gesellschaftlichen Auswirkungen haben in den Sozialwissenschaften Konjunktur. Die Gerontologie hat an Bedeutung und Produktivität gewonnen, die Pflegewissenschaft konnte sich als universitäre Disziplin etablieren, neue Studiengänge - vorwiegend zur Professionalisierung von Gesundheits- und Pflegeberufen - wurden geschaffen. Mit den Care Studies hat sich ein reiches wie heterogenes Forschungsfeld entwickelt. Für ErziehungswissenschaftlerInnen stellen sich neue Fragen, etwa die Auseinandersetzung mit lebenslangem Lernen (vgl. Alheit, Dausien 2009) oder die Entwicklung sozialpädagogischer Konzepte für die Arbeit mit älteren Menschen (vgl. Schweppe 1997, 2005). Themen wie Familie, Alter(n), Generationenbeziehungen, generationelle Solidarität gewinnen an Bedeutung (vgl. Winkler 2009).

Nationale und europaweite Forschungsförderungsprogramme reagieren auf den demografischen Wandel. Die Forschungsrahmenprogramme der EU fördern entsprechende Forschungsvorhaben. Für die vorliegende Arbeit besonders interessant ist das EU-Projekt EUROFAMCARE (Unterstützung und Entlastung für pflegende Angehörige ältere

² Bemerkenswert an diesem Plädoyer ist, dass es nicht etwa aus der Feder eines wertkonservativen CDU-Politikers stammt. Autor ist der renommierte deutsche Altersforscher Thomas Klie.

rer Menschen). Es basiert auf einer Sechs-Länder-Studie und untersucht vergleichend die Situation pflegender Angehöriger in Europa. Ziel sei, heißt es in der Projektkurzbeschreibung, eine „stärkere Orientierung der Gesundheits- und Sozialpolitik hin zu einem partnerschaftlichen Ansatz zwischen pflegenden Angehörigen, professionell Pflegenden und den pflegebedürftigen älteren Menschen selbst“ (EUROFAMCARE 2002, 2). „Ethische und gesellschaftliche Perspektiven des Alterns“, nennt die Universität Wien einen ihrer sechs Forschungsschwerpunkte und fördert aktuell ein Projekt, das die Lebenswelt und Lebensqualität von AltenheimbewohnerInnen untersucht. An der Wirtschaftsuniversität Wien besteht seit 2006 ein Forschungsinstitut für Altersökonomie, unter anderen wird an der „Wiener Studie zur informellen Betreuung und Pflege älterer Menschen“ gearbeitet. An der Universität Innsbruck wurde das Forschungsnetzwerk „Gender, Care and Justice“ gegründet. Und dass Wolfgang Lutz, Sozialstatistiker und Direktor des Vienna Institute of Demography, im vergangenen Jahr Österreichs höchstdotierte Wissenschaftsauszeichnung, den Wittgensteinpreis, für seine Analysen zur Bevölkerungsentwicklung erhalten hat, kann ebenso als Hinweis gelten für die gesellschaftliche Relevanz und Beachtung demografischer Entwicklungen und ihrer Folgen.

2.2 Pflegevorsorgemodelle

Wie steht es derzeit um die Pflegevorsorge in Österreich? Ein knapper Überblick: Gegenwärtig bildet das aus allgemeinen Steuermitteln finanzierte Pflegegeld das Kernstück der Pflegevorsorge und wesentliche Rahmenbedingung häuslicher Pflege. Es wurde 1993 mit Inkrafttreten des Bundespflegegeldgesetzes und der Landespflegegesetze als 7-stufiges Pflegegeld eingeführt. Pflegebedürftige Menschen haben unabhängig von Einkommen oder Vermögen einen Rechtsanspruch auf Pflegegeld. Das Pflegegeld habe den Zweck, heißt es im Gesetzestext, „in Form eines Beitrages pflegebedingte Mehraufwendungen pauschaliert abzugelten, um pflegebedürftigen Personen soweit wie möglich die notwendige Betreuung und Hilfe zu sichern sowie die Möglichkeit zu verbessern, ein selbstbestimmtes, bedürfnisorientiertes Leben zu führen“ (§ 1 BPGG). Neben der Stärkung der Autonomie der Pflegebedürftigen war eine erklärte politische Zielsetzung, häuslicher und ambulanter Pflege den Vorrang vor stationärer Pflege einzuräumen, was nicht zuletzt den Sozialstaat entlastet, denn institutionelle Versorgung ist die teuerste Form der Betreuungsleistung. Gegenwärtig beziehen rund 5% der Bevölkerung Pflegegeld, das ab einem mo-

natlichen Pflegebedarf von 60 Stunden gewährt wird und zwischen €154,- und €1.655,- monatlich beträgt (Stand: 1.1.2011).

Nach einer kontroversiell geführten öffentlichen Debatte wurden 2007 mit dem Hausbetreuungsgesetz die rechtlichen Rahmenbedingungen für die Legalisierung der 24-Stunden-Betreuung geschaffen und ein entsprechendes Fördermodell entwickelt. Pflegepersonen können als selbstständige oder unselbstständige Betreuungskräfte beschäftigt werden, wobei das Selbstständigenmodell bevorzugt in Anspruch genommen wird. Nach wie vor kann jedoch davon ausgegangen werden, dass Schwarzarbeit in der informellen Pflege eine bedeutende Rolle spielt. Nach Haidinger (2010) besteht nur bei etwa 20.000 der geschätzten 40.000 Pflegerinnen ein legales Arbeitsverhältnis (vgl. Haidinger 2010, 79).

Eine Maßnahme zur Anerkennung und Unterstützung familiärer Betreuungsarbeit setzte der Gesetzgeber durch die Möglichkeit der beitragsfreien Mitversicherung in der Krankenversicherung und der kostenlosen Selbst- bzw. Weiterversicherung in der Pensionsversicherung ab der dritten Pflegestufe. Außerdem können Hauptpflegepersonen einen begünstigten Urlaub konsumieren und für die Ersatzpflege bei Erkrankung oder Urlaub finanzielle Unterstützung beantragen. Es besteht Anspruch auf Familienhospizkarenz zur Begleitung Sterbender und eine Woche Pflegefreistellung pro Jahr für betreuungsbedürftige, im gleichen Haushalt lebende Angehörige. Dezentral stehen Informations-, Beratungs-, Bildungs- und Gesprächsgruppenangebote zur Verfügung. Die Forderung nach Einführung einer Pflegekarenz analog zur Elternkarenz, um eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Pflege zu ermöglichen, fand bislang auf politischer Ebene keinen Konsens.

Die Pflegevorsorgereform von 1993 sah vor, dass Länder und Gemeinden parallel zur Einführung des Pflegegeldes ein ausdifferenziertes Angebot an Sachleistungen zur Verfügung stellen, also mobile und ambulante, teilstationäre und stationäre Einrichtungen für hilfsbedürftige Menschen (vgl. BMSK 2008). Sowohl die mobilen als auch die stationären Angebote haben seither zugenommen, jedoch sind die Standards bezüglich Zugang, Leistungen und Kosten in den Ländern sehr unterschiedlich geregelt (vgl. Mühlberger et al. 2010). Die Aufwendungen für Sachleistungen haben sich zwischen 1994 und 2006 um etwa 150% erhöht (vgl. Mühlberger et al. 2010). Laut aktuellstem Pflegevorsorgebericht werden 82% der PflegegeldbezieherInnen zuhause von Angehörigen betreut, davon nutzen 24% zusätzlich mobile Dienste - eine erstaunlich geringe Zahl, die regional zudem stark variiert. 2% beanspruchen eine 24-Stunden-Betreuung, 16% werden stationär betreut (vgl. BMASK 2009). Geplant ist ein weiterer Ausbau sozialer Dienste, besonders der mobilen

Dienste am Wochenende, der teilstationären Dienste, der Kurzzeitpflege im Heim, des Case- und Care-Managements und alternativer Wohnformen (vgl. BMASK 2010). Für Alten- und Pflegeheime soll in den kommenden Jahren ein bundesweit einheitliches Qualitätszertifikat eingeführt werden (vgl. BMASK 2008).

Im europäischen Vergleich lässt sich das österreichische Pflegevorsorgemodell dem „zentraleuropäischen Subsidiaritätsmodell“ (Schneider 2008, 39) zuordnen. Kennzeichnend ist, dass die Verantwortung für die Pflege grundsätzlich bei den Familien liegt. Der relativ hohe Anteil familiärer Betreuungsarbeit wird durch Transferzahlungen und professionelle Dienstleistungsangebote unterstützt. Die Frauenbeschäftigung ist vergleichsweise niedrig. Das österreichische Modell positioniert sich damit im Hinblick auf die Dominanz der öffentlichen Hand zwischen dem skandinavischen Modell einerseits und dem der südeuropäischen Länder andererseits. Das skandinavische Modell ist durch eine starke Präsenz staatlicher Betreuungsleistungen charakterisiert. Die Hauptzuständigkeit für die Pflege – und ihre Qualitätssicherung – liegt bei öffentlichen Institutionen. Professionelle Sorgearbeit wird über ausgebaute öffentliche Dienste angeboten. Die Frauenerwerbsquote ist hoch. Im mediterranen Modell dagegen spielen staatliche Leistungen eine untergeordnete Rolle, die Frauenbeschäftigung ist vergleichsweise niedrig. Familiäre Pflege und Pflegeverantwortung sind vorherrschend, was, wie Schneider kritisch anmerkt, zu starken sozialen Polarisierungen und einem „grauen Markt“ illegaler Beschäftigungsverhältnisse führt, in dem vorwiegend Migrantinnen tätig sind (vgl. Schneider 2008, 39).

Mühlberger, Knittler, Guger (2010) untersuchen in ihrem Europavergleich deutsche, niederländische und dänische Pflegesicherungssysteme. Die Finanzierungsstrukturen unterscheiden sich erheblich, so etwa hat Deutschland 1995 mit der Pflegeversicherung ein beitragsfinanziertes System eingeführt, während in Dänemark die Pflege über das allgemeine Steueraufkommen finanziert wird und in den Niederlanden eine Mischform zur Anwendung kommt. In Deutschland wird - wie in Österreich - eine Kombination aus Sachleistungen und Geldleistungen zur Verfügung gestellt, die Ausgaben für Pflegebedürftige sind niedriger, die in der Familie erbrachten Leistungen nehmen einen höheren Stellenwert ein als in den Vergleichsländern und illegale Pflege ist verbreiteter. In sieben Regionen Deutschlands wurde von 2003 bis 2008 die Einführung eines persönlichen Pflegebudgets erprobt. In den Niederlanden liegt der Leistungsschwerpunkt auf der Bereitstellung von Sachleistungen, wobei seit Mitte der 1980er Jahre weniger stationäre, sondern vorwiegend ambulante Pflegeeinrichtungen ausgebaut werden. Mitte der 1990er Jahre wurde mit dem Persönlichen Budget eine zweckgebundene Geldleistung eingeführt, die

sich in der Höhe am Bedarf orientiert (ohne Obergrenze). Von diesen Geldleistungen wird über ein Drittel für die informelle Pflege in der Familie ausgegeben, wobei starke Regulierungen für eine rechtliche Absicherung und vergleichsweise gute Qualität der privaten Pflege sorgen und der illegale Pflegemarkt ein weniger brisantes Problem darstellt als in anderen europäischen Staaten. Dänemark ist durch einen stark institutionalisierten Pflegebereich bestimmt. Die familiäre Pflege ist zwar bedeutsam, spielt jedoch im internationalen Vergleich eine untergeordnete Rolle. Der Großteil der Leistungen sind Sachleistungen, die sich in den letzten 25 Jahren vermehrt auf ambulante und mobile Einrichtungen konzentrieren. Stationäre Einrichtungen werden nicht weiter ausgebaut, bestehende zum Teil abgebaut (vgl. Mühlberger et al. 2010).

Schlussfolgernd stellen Mühlberger, Knittler, Guger (2010) fest, dass alle europäischen Länder aufgrund der demografischen Veränderungen in den kommenden Jahrzehnten mit steigenden Kosten und Personalengpässen in der Langzeitpflege rechnen müssen. Zwei weitere Trends zeichnen sich ab, zum einen die Ergänzung der Sachleistungen durch Geldleistungen und zum anderen die Verschiebung von der stationären hin zur ambulanten und mobilen Betreuung. Nach Mühlberger et al. könnten vor allem die langerprobten und differenzierten Modelle mobiler, ambulanter und teilstationärer Versorgung in Dänemark und den Niederlanden für Österreich Vorbildcharakter haben (vgl. Mühlberger et al. 2010).

2.3 Begriffe: Hilfe, Betreuung, Pflege, Sorge, Fürsorge, Care

Was tun pflegende Angehörige? Eine Reihe von Begriffen kennzeichnet ihre Tätigkeiten und nicht selten stehen alltagsweltliche, in der häuslichen Pflege relevante Bedeutungen im Spannungsverhältnis mit jenen von Institutionen und Gesetzgeber. Ein Beispiel: „Betreuung“ bezeichnet umgangssprachlich eine Unterstützungsleistung, die nicht oder nicht vordergründig körperbezogen ist, während „Pflege“ unmittelbar personenbezogen verstanden wird. In der Einstufungsverordnung des Bundespflegegeldgesetzes findet sich eine andere Definition. Hier wird „Hilfe“ auf den „sachlichen Lebensbereich“ bezogen (Medikamente und Lebensmittel besorgen, putzen, waschen, heizen etc.), während unter „Betreuung“ körperbezogene Tätigkeiten aufgelistet werden (An- und Auskleiden, Körperreinigung, Inkontinenzversorgung, Mahlzeiten verabreichen etc.), aber auch „Anleitung, Beaufsichtigung und Motivationsgespräch“ (vgl. BGBl. II Nr. 37/1999).

Die Hilfen, die der Gesetzgeber anführt, machen nur einen Teil dessen aus, was in der häuslichen Betreuung an Unterstützungsleistung erbracht wird. Pflege – verstanden als umfassende Versorgung und Betreuung – meint nicht nur pflegetechnische Verrichtungen, alltagspraktische Hilfe und Beratung, sondern auch emotionale, kommunikative und sozialpflegerische Aspekte (vgl. Klott 2010). Aus der feministischen angelsächsischen Diskussion stammt der Begriff „Care“, der zwischen dem aufgabenbezogenen „caring for“ und dem emotional orientierten „caring about“ unterscheidet. Er wird mit „Sorge“ und „Fürsorge“ übersetzt (vgl. Klott 2010), hat sich jedoch im deutschsprachigen Diskurs weitgehend als „Care“ durchgesetzt. Sabine Plonz (2011) vermutet, „dass der Anglizismus nicht nur als Reflex einer internationalen Diskussion, sondern auch aufgrund des Widerwillens gegenüber einer traditionsbelasteten deutschen Begrifflichkeit wie etwa ‚Fürsorge‘, ‚Liebesdienst‘ etc., die als frauenfeindlich, paternalistisch oder systemimmanent verdächtigt wird, an Attraktivität gewann“ (Plonz 2011a, 329).

Care ist zu einem zentralen Begriff feministischer Theoriebildung geworden, der von Margrit Brückner (2010) wie folgt definiert wird:

„‘Care’ umfasst den gesamten Bereich weiblich konnotierter, personenbezogener Fürsorge und Pflege, d.h. familialer und institutionalisierter Aufgaben der Versorgung, Erziehung und Betreuung und stellt sowohl eine auf asymmetrischen Beziehungen beruhende Praxisform als auch eine ethische Haltung dar“ (Brückner 2010, 43)

Darüber hinaus wird Care von einigen AutorInnen im umfassenderen Zusammenhang „mit den drei C’s ‚cooking, cleaning und caring‘“ (Apitzsch, Schmidbaur 2010, 11) verwendet und steht damit in der Nähe des Reproduktionsbegriffs. Um den Arbeitscharakter fürsorglicher Tätigkeiten hervorzuheben, finden sich außerdem die Begriffe „Sorgearbeit“ und „Kümmerarbeit“ (Klott 2010, 17). Christel Eckart (2000) merkt kritisch an, die Erweiterung des Arbeitsbegriffs zähle zu den Erfolgsgeschichten der Frauenbewegung, jedoch häufig um den Preis der „theoretischen Verherrlichung von Arbeit“, wodurch die Bemühungen zur „Erweiterung des Ausdrucksvermögens für die Ästhetik und Erotik des Zusammenlebens und für die vielfältige Lebendigkeit der individuellen Lebensgestaltung und reziproker Beziehungen auch in der Frauenforschung marginalisiert wurden“ (Eckart 2000, 15). Eckart spricht nicht von „Sorgearbeit“, sie bevorzugt „Sorgen“, „Care“ und „Fürsorglichkeit“ (ebd.).

In der feministischen Philosophie wird Care im Zusammenhang ethischer Fragestellungen thematisiert. Elisabeth Conradi (2001) etwa spricht von Care als einer „Ethik

der Achtsamkeit“, die nicht prinzipiengeleitet zu verstehen sei, sondern aus der intersubjektiven Praxis menschlicher Fürsorge entstehe (vgl. Conradi 2001). Die Theologin Sabine Plonz (2011) stellt Care in den Zusammenhang einer Kritik politischer Ökonomie und fordert eine ethische „Orientierung am menschlichen Maß im Kontext kapitalistischer Maßlosigkeit und vielstimmiger Einsprüche gegen die zerstörerische Gefährdung von Arbeit und Leben“ (Plonz 2011b, 376). Brückner (2010) schließlich verweist auf die Bedeutung von Care im Rahmen sozialstaatlicher Konzepte und Utopien. Care bilde seit den 1990er Jahren das „Herzstück der Analyse von Wohlfahrtsregimen“ durch feministische, sozialpolitische TheoretikerInnen, „da die jeweilige Organisationsform von Care den Geschlechterbias der Regime offen legt und die Frage sozialer Inklusion aller Care-Leistenden und -Empfangenden auf die Tagesordnung setzt“ (Brückner 2010, 51). Die Zusammenführung der Diskurse zu Bürgerrechten – „care as a social right“ – und Wohlfahrtsregimen – „care as work“ – habe eine höhere Komplexität des Care-Begriffs bewirkt. In der Care-Debatte gehe es letztlich um die Umverteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit anhand einer Neubestimmung des Arbeitsbegriffs und um „die Anerkennung von Care als Basis für soziale Bürgerrechte“ (Brückner 2010, 51).

In der vorliegenden Arbeit werden Pflege, Betreuung, Sorge und Fürsorge in einem sowohl „caring for“ wie „caring about“ einschließenden Sinne verwendet. Als „pflegende Angehörige“ gelten Betreuende, die sich regelmäßig um einen nahe stehenden hilfsbedürftigen Menschen kümmern, unabhängig von der Pflegebedarfseinstufung nach dem Pflegegeldgesetz.

3 Familiäre Generationenbeziehungen und häusliche Pflege

Die Forschungsliteratur zu familiärer Pflege ist umfangreich und heterogen. Ein Streifzug durch einige der wichtigsten Diskussionen geschieht vorerst an der Hand der Erziehungswissenschaftlerin Katharina Gröning, die sich in zahlreichen Publikationen mit Fragen der Altenfürsorge beschäftigt. Die Autorin sieht die theoretische Orientierung gegenwärtiger sozialwissenschaftlicher Forschung zur familiären Pflege von drei Ansätzen dominiert, dem Modernisierungsdiskurs, dem Belastungsdiskurs und dem damit verbundenen therapeutischen Diskurs (vgl. Gröning 2005). Grönings Thematisierung dieser Diskurse soll aufgegriffen, kritisch hinterfragt, differenziert und um relevante Aspekte ergänzt werden.

3.1 Pflege und Modernisierung

Die Modernisierungstheorie argumentiere, so Gröning et al. (2004), dass gesellschaftliche Veränderungsprozesse wie Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen zu einer Auflösung traditioneller Familienstrukturen führten und die familiäre Solidarität und Pflege gefährdeten. Der Geburtenrückgang, die hohe Scheidungs- und Wiederverheiratungsrate, häufige Wohnortwechsel der Jüngeren und der Rückgang von Mehrgenerationenhaushalten verschlechtere die Bedingungen familiärer Pflege. Die Aufweichung normierter Lebensentwürfe bedeute einerseits Freiheit und Erweiterung individuellen Gestaltungsspielraums, gehe andererseits jedoch mit Verunsicherung, neuen Zwängen und Risiken einher und destabilisiere familiäre Solidar- und Generationenbeziehungen. Besondere Bedeutung komme dabei den Veränderungen der weiblichen Normalbiografie zu. Die zunehmende Bildungs-, Berufs- und Erwerbsorientierung von Frauen lasse fraglich werden, ob diese weiterhin gewillt und instande seien, die Verantwortung für Angehörigenfürsorge zu übernehmen (vgl. Gröning et al. 2004).

Gröning et al. interpretieren den Modernisierungsprozess in der Familie als Ablösung eines institutionellen Ordnungsverhältnisses der Generationenbeziehungen durch ein Beziehungsgeflecht, „das durch Gefühle getragen ist und durch Aushandlungsprozesse stabilisiert wird“ (ebd., 280). Ihr kritischer Einwand gegen die Modernisierungstheorie gilt der Diagnose vom Verschwinden familiärer Solidarität. Die geringer werdende Bedeutung traditioneller Normen und Verpflichtungen führe nicht zur Aufweichung von Familienbeziehungen, sondern zu ihrer stärkeren Emotionalisierung. Empirische Befunde geben den Autorinnen tendenziell Recht. Franz Kolland (2005) verweist auf neuere Studien, die zum

Schluss kommen, „dass, ganz im Gegensatz zu den modernisierungstheoretischen Annahmen, eine starke Solidarität in den innerfamiliären Beziehungen festgestellt werden kann“ (vgl. Kolland 2005, 158f.). Ergebnisse der jüngsten Shell-Studie und des letzten deutschen Alterssurveys weisen auf ungebrochen enge Familienbindungen hin. Demnach ist die Bedeutung der Familie in den letzten Jahren sogar gestiegen, vor allem unter Jugendlichen. Für Österreich liegen auf Basis der Daten des multinationalen „Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE)“ Studien vor, die Familie als enges Beziehungs- und Hilfenetz erkennen lassen (vgl. Majce, Rosenmayr 2005, Wernhart et al. 2008).

Die Befunde sind jedoch widersprüchlich. So geben auf die Frage nach den Betreuungsmöglichkeiten für nahe Angehörige nur 14% der Befragten an, die Pflege wäre im Notfall leicht zu bewältigen und nennen als Haupthinderungsgrund die Berufstätigkeit (vgl. SHARE 2004). Die subjektiv hohe Bedeutung familiärer Beziehungen kann wohl nicht umstandslos als Garant für Pflegebereitschaft interpretiert werden.³ Auch kommen Untersuchungen zu pflegenden Angehörigen zum überraschenden Ergebnis, dass die Fürsorge weitgehend unabhängig von der Beziehungsqualität gewährt wird (vgl. Bracker et al. 1988), was eher für normative Verpflichtungen spricht und gegen die These von primär auf affektiven Bindungen bestehenden intergenerationellen Familienzusammenhängen. Unter Bezugnahme auf Kohli und Kaufmann plädiert die Soziologin Ursula Dallinger (1997) dafür, die „Verengung der Forschungsperspektive auf immaterielle Beziehungen“ aufzugeben und „strukturelle und ökonomische Dimensionen der Generationenbeziehungen wie z.B. Transfer von Status, Bildung und Erziehung, Geld und Besitz sowie Hilfe- und Pflegeleistungen“ stärker zu berücksichtigen (Dallinger 1997, 112).

Eine solche sozialstrukturelle Perspektive verfolgen Baldo Blinkert und Thomas Klie bei vergleichenden Studien zur pflegekulturellen Orientierung, die auf Untersuchungen in einer deutschen Großstadt und einer österreichischen Kleinstadt beruhen (vgl. Blinkert 2005). Sie fragen nach der Verteilung von Pflegebereitschaften in sozialen Milieus und kommen zum Ergebnis, dass die Bereitschaft, die Pflege eines nahen Angehörigen selbst zu übernehmen, bei „Verlierern von Modernisierungsprozessen“ (geringes Einkommen, niedriger Bildungsabschluss, niedriger Berufsstatus, vormoderner Lebensent-

³ Beck-Gernsheim (2010) hält eine Konstellation für wahrscheinlich, in der sich Frauen weiterhin für ihre alten Eltern verantwortlich fühlen und emotionalen und alltagspraktischen Beistand leisten, aber, „vor den Anspruch und Zwang zum ‚eigenen Leben‘ gestellt, tagtägliche Unterstützung und zeitraubende Betreuung weniger übernehmen können, vielleicht auch weniger übernehmen wollen als früher“ (Beck-Gernsheim 2010, 104).

wurf) am größten und bei „Gewinnern“ (hohes Einkommen, hoher Bildungsabschluss und Berufsstatus, moderner Lebensentwurf) am geringsten sei. Bei der „Fernraumsolidarität“ (z.B. gemeinwesenorientiertes Engagement), zeige sich hingegen eine umgekehrte Verteilung. Während die „Nahraumsolidarität“ im traditionellen Unterschicht-Milieu am stärksten ausgeprägt sei, weise das liberal-bürgerlichen Milieu die größte Bereitschaft zur „Fernraumsolidarität“ auf (Blinkert 2005, 141).

Ein erstaunlicher Befund der Studie ist, dass nur eine Minderheit der Befragten moralische Argumente anführt, für die überwiegende Mehrheit werden Kostenerwägungen ausschlaggebend. „Die Versorgung pflegebedürftiger Angehöriger wird in der Generation der 40- bis 60-Jährigen also weniger unter moralischen Gesichtspunkten gesehen, sondern eher als eine Verpflichtung mit Konsequenzen für die individuelle Kosten-Nutzen-Bilanz“ (Blinkert 2005, 150). Die Kosten für Pflegeverpflichtungen - direkte ökonomische Kosten und Opportunitätskosten im Sinne entgangener Chancen - sind in den Milieus sehr unterschiedlich. Hohe strukturelle Ressourcen lassen die ökonomischen Kosten einer Heimunterbringung bedeutungsloser und die Opportunitätskosten höher werden. Mit sinkenden strukturellen Ressourcen ist das Verhältnis umgekehrt: Die Heimunterbringung gilt als teuer, das Selberpflegen als verhältnismäßig günstig, vor allem, wenn es über Geldleistungen unterstützt wird und die entgangenen beruflichen Chancen aufgrund reduzierter Einkommens- und Karrieremöglichkeiten weniger ins Gewicht fallen (vgl. Blinkert 2005).

Der Anteil des traditionellen Unterschicht-Milieus hat sich von 1982-2000 auf 20% nahezu halbiert, der Anteil des liberal-bürgerlichen Milieus ist in diesem Zeitraum von 5% auf über 20% gestiegen (vgl. Blinkert 2005, 152). Soziale Wandlungsprozesse lassen einen weiteren Rückgang des traditionellen Unterschicht-Milieus erwarten und damit eine Abnahme der Bevölkerungsgruppe mit der höchsten Bereitschaft zur häuslichen Pflege. Es wird, prognostiziert Blinkert, zu einer Verlagerung der Solidarität vom Nahraum in den Fernraum kommen. Wird die Pflege hilfsbedürftiger alter Menschen in Zukunft also von engagierten BürgerInnen übernommen? Das wohl nicht, so Blinkert, denkbar wäre aber die Gründung von Bürgerinitiativen, die sich für den Ausbau und die Qualitätssicherung einer guten lokalen Pflegeinfrastruktur stark machen. Dies setze allerdings voraus, dass in den Gemeinden Diskussions- und Partizipationsprozesse zur Versorgung pflegebedürftiger MitbürgerInnen angeregt und unterstützt werden (vgl. Blinkert 2005).

Familie in der Krise?

Gröning et al. (2004) formulieren einen weiteren Einwand gegen die Modernisierungstheorie: Die These von der mit gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen einhergehenden und damit unumkehrbaren Erosion familiärer Solidarität verstelle den Blick auf die zentrale gesellschaftliche Herausforderung, nämlich „ein gesellschaftliches Bewusstsein dafür zu schaffen, wie Gerechtigkeit zwischen den Generationen und Verantwortung für alte Eltern vereinbar wird mit modernen Lebensstilen“ (Gröning et al. 2004, 280). Es gelte, Probleme der familiären Pflege öffentlich zu diskutieren und neue Lösungen zu entwickeln. Verfücht die Modernisierungsthese tatsächlich einen deterministischen Wirkungszusammenhang zwischen gesellschaftlichen Veränderungen einerseits und der Auflösung von Familienbeziehungen andererseits, der blind macht für die Bedingungen, Möglichkeiten und Potenziale zur Gestaltung des sozialen und kulturellen Wandels?

Elisabeth Beck-Gernsheim (2010), auf die sich Gröning et al. kritisch beziehen, geht nicht von einer Auflösung der Familie aus, sondern von einer Pluralisierung privater Lebensformen (vgl. Beck-Gernsheim 2010). Wie wird, fragt sich Beck-Gernsheim, die Altersversorgung für Kinderlose, Geschiedene, Alleinstehende aussehen, deren Zahl stetig zunimmt? Können Freundschaftsnetzwerke als Alternative zur Familie Halt, Sicherheit und Unterstützung im Alter bieten? Ja, aber mit Einschränkungen, so ihre Einschätzung, denn Freundschaften setzen hohes Engagement, soziale Kompetenz und Eigenleistung voraus und diese aufzubringen sind viele (alte) Menschen nicht in der Lage. Zudem gilt zu bedenken, dass Freundschaften im Unterschied zu Familien meist nicht inter- sondern intragenerationelle Netzwerke sind. FreundInnen altern gemeinsam, sie können sich hilfreich zur Seite stehen, aber im hohen Alter sind gegenseitige Unterstützungs- und Pflegeleistungen aufgrund eigener körperlicher Einschränkungen oft schwer möglich. Auch professionelle Dienste bieten nach Beck-Gernsheim keinen hinreichenden Ersatz. Die in den Betreuungsberufen tätigen Frauen machen zunehmend Ansprüche auf eine qualifizierte Berufsarbeit mit fixen Dienstzeiten, Weiterbildungsmöglichkeiten, Aufstiegschancen und entsprechendem Einkommen geltend und folgen nicht länger dem Ideal „aufopfernder Selbstlosigkeit“. Damit stoßen professionelle Dienste an Grenzen der Finanzierbarkeit und der personellen Ressourcen (vgl. Beck-Gernsheim 2010, 105ff.)

Immer wieder erhobene gesellschaftspolitische Forderungen (an Frauen) nach einer Abkehr vom Individualismus und Rückbesinnung auf die Familie weist Beck-Gernsheim mit Nachdruck zurück. Ihnen liege ein ahistorisches Verständnis der Vergan-

genheit wie der Gegenwart zugrunde. Die düsteren Seiten traditionellen Familienlebens würden dabei ebenso negiert wie der soziale Wandel als beliebig umkehrbar verkannt werde, statt die Gegenwart als Produkt lang andauernder gesellschaftlicher Transformationsprozesse wahrzunehmen, die die Gesellschaft bis in ihre Kapillaren hinein prägen. Vernünftige Vorschläge kommen nach Beck-Gernsheim seit langem aus der Frauenbewegung. Sie erfahren gegenwärtig eine öffentliche Diskussion und Legitimation auch von unerwarteter Seite – „und zwar nicht in einem feministischen Blättchen, sondern ganz seriös in der Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes“, wie die Autorin amüsiert bemerkt (Beck-Gernsheim 2010, 111). Im Kern gehe es um die Forderung, Männer an der Familienarbeit stärker zu beteiligen, um Geschlechtergerechtigkeit herzustellen und damit die Voraussetzung für Generationensolidarität zu schaffen. Das schließe konkrete politische Maßnahmen ein, etwa die Förderung flexiblerer Formen der Berufsbiografien, in denen sich Berufsphasen und Familienphasen abwechseln. Beck-Gernsheim schließt knapp und nachdrücklich: „Ohne Geschlechtervertrag kein Generationenvertrag. Die Zukunft des Generationenvertrages wird davon abhängen, ob es gelingt, das Geschlechterverhältnis neu zu gestalten“ (Beck-Gernsheim 2010, 113).

Was als altvertraute und durchaus gemäßigte Forderung erscheint, impliziert in Wahrheit einen grundlegenden Paradigmenwechsel gesellschaftlicher Organisation und Wahrnehmung von Arbeit. Denn mit dem Appell an die Männer, sich mehr in der häuslichen Arbeit zu engagieren, ist es nicht getan. Das ungelöste Problem mangelnder gesellschaftlicher Anerkennung von Betreuungsarbeit oder die strukturelle Unvereinbarkeit von Berufstätigkeit und Care sind damit nicht behoben. Die Soziologin Ute Gerhard (2010) analysiert in ihrem Aufsatz, „Die neue Geschlechter(un)ordnung: Eine feministische Perspektive auf die Familie“, die Entwicklung, Bedeutung und Funktion der Familie seit der Nachkriegszeit. Sie zeigt die Prinzipien, Interessen und Konsequenzen ost- und westdeutscher Familienpolitik auf und identifiziert neue Trends, Widersprüche und Problembereiche. Als Ergebnis des strukturellen und sozialen Wandels sieht sie heute eine Familie, die nicht länger um die Ehe als Institution zentriert ist, sondern „alle Formen des Zusammenlebens, in denen Eltern für Kinder und Kinder für Eltern Sorge und Verantwortung tragen“ umfasst (Gerhard 2010, 206). Sie weist auf die veränderte Bedeutung von Generationenbeziehungen und Familiennetzwerken hin, auf deren Vielfalt an Hilfeleistungen und Formen der Eingebundenheit, die zum Teil über verwandtschaftliche Bindungen hinausgehen und eine Wiederbelebung der „erweiterten Familie“ begründen könnten (ebd., 207). Die Rede vom „doing family“ - analog zum „doing gender“ - mache deutlich, dass Familie

„von der Naturressource zur alltäglichen und biografischen Herstellungsleistung“ mutiert sei (Gerhard 2010, 207).

Diese Herstellungsleistung geschieht, so Gerhard, im Rahmen widersprüchlicher Anforderungen und Botschaften. So verliere die Ehe rechtlich an Bedeutung, werde aber weiterhin im Sozial- und Steuerrecht privilegiert⁴, neue Geschlechtermodelle wären erwünscht und notwendig, könnten jedoch nicht gelebt werden, was sich besonders an den Schwierigkeiten zur Vereinbarung von Beruf und Familie zeige. Wie Beck-Gernsheim meint Gerhard, es werde „in Anbetracht veränderter Erwerbs- und Arbeitsmarktverhältnisse vor allem darum gehen, zur Sicherung der Zukunft des Sozialstaats Rechte und Pflichten in der alltäglichen Lebensführung, d.h. die Haus- und Erziehungsarbeit bzw. die Pflege und Sorge für andere zwischen Männern und Frauen gerechter zu teilen“ (Gerhard 2010, 208).

Bezogen auf diese veränderten Arbeitsverhältnisse spricht die Soziologin Karin Jurczyk (2010) von der „doppelten Entgrenzung“ von Erwerbsarbeit und Familie, die, bedingt durch den Wandel von Industrie- zu Dienstleistungsgesellschaften, die Grenzen zwischen Erwerbs- und Familiensphäre zunehmend auflöse. Arbeitsverhältnisse erfahren eine Entstandardisierung, Berufsbiografien verlieren an Kontinuität, Arbeitszeiten werden flexibler. Familienformen gewinnen an Pluralität, Geschlechterverhältnisse an Demokratie, traditionell dem Privaten zugeordnete Themen, Motive und Anliegen werden in der Berufssphäre präsenter (vgl. Jurczyk 2010, 64f.) Die Studie „Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Neue Formen der praktischen Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld Arbeit und Familie“ (Jurczyk et al. 2009) kommt zum Ergebnis, dass die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für beide Geschlechter sowohl Wunschbild als auch Notwendigkeit wird. Auf der Ebene der Einstellungen zeigen sich jedoch Ambivalenzen und in der alltäglichen Lebensführung dominieren „re-traditionale“ Muster. Jurczyk spricht von „forcierten Widersprüchen in den Geschlechterkonzepten“ (Jurczyk 2010, 66), die sie weniger als Ausdruck vorherrschender konservativer Geschlechterbilder interpretiert, sondern als pragmatische, zeitlich begrenzte Anpassungen an schwierige Rahmenbedingungen, um die gleichrangig bewerteten Lebensziele Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen.

Gleichzeitig setze sich eine neue „Norm der Zweiverdienerfamilie“ durch (ebd., 73). Verbunden mit dem sozialstaatlich geförderten Modell lebenslanger Vollzeitbeschäf-

⁴ Im Unterschied zu Österreich ermöglicht das deutsche Steuerrecht ein Steuersplitting des Familieneinkommens, das Kuwalik (2005) als „Strafsteuer auf Frauenerwerbstätigkeit“ bezeichnet.

tigung werde Care auf ein Zeitmanagementproblem reduziert und seiner „eigenen Wertigkeit“ beraubt (ebd.). Ist mit einer vermehrten Delegation von Sorgearbeit an professionelle Dienste - jedenfalls bei Besserverdienenden -, mit einer „Re-Familialisierung von Gefühlen und einer De-Familialisierung von praktischem Care“ (ebd., 74) zu rechnen? Jurczyk gibt zu bedenken, dass partielle Delegationen von Betreuungsarbeit familiäre Beziehungen verbessern können, jedoch „in Care immer mehr steckt als Arbeit: Zuneigung, Beziehung und Aufeinanderangewiesensein“ (ebd., 74).

3.2 Pflege und Belastung

Den „Belastungsdiskurs“ nennt Gröning (2005) als zweiten dominanten Diskurs in der familiären Altenpflege. Die mediale Öffentlichkeit transportiere „ein negatives Bild hochgradig belasteter bis überlasteter Laien, die in der Pflege überfordert sind, gleichwohl (zu) wenig professionelle Unterstützung in Anspruch nehmen und weitgehend isoliert sind“ (Gröning et al. 2004, 281). Dieses Bild bringen die Autorinnen in Zusammenhang mit der psychologischen Stressforschung zur familiären Pflege, die positive Aspekte der Pflege zugunsten einer Betonung der Belastungen vernachlässige (vgl. ebd., 282). Stefanie Klott (2010) hingegen sieht es als wesentliches Verdienst der Belastungsforschung, dass pflegende Angehörige als relevante Gruppe in den Fokus gesellschaftlicher Wahrnehmung gelangt sind und damit die Voraussetzungen für entlastende sozialpolitische Maßnahmen geschaffen wurden. Beginnend mit Studien über die Belastungen pflegender Angehöriger in den frühen 1980er Jahren, zeigt die Forschung zur häuslichen Altenfürsorge gegenwärtig ein differenziertes und heterogenes Bild pflegender Angehöriger und familiärer Pflegeverhältnisse, das sorgende Familienmitglieder nicht als Opfer, sondern als aktive, kompetente GestalterInnen der Pflegesituation begreift (vgl. Klott 2010).

Belastungsfaktoren und Belastungserleben pflegender Angehöriger gelten als gut erforscht. Als belastende Faktoren nennen Seidl et al. (2007): Angebunden-Sein, Verhaltensoriginalitäten und Demenz, soziale Isolation, Beeinträchtigung der Gesundheit, mangelnde Freizeit, finanzielle Aufwendungen und Wohnraumanpassungen, inadäquate professionelle Unterstützung, Veränderung der Beziehungen zum/zur Pflegebedürftigen. Christina Geister (2004) beschreibt psychosoziale Aspekte: Nähe zu Tod und Sterben, Erleben des Leidens eines nahe stehenden Menschen, Verlustangst, keine Aussicht auf Genesung, nicht abschalten können, Veränderung der eigenen Lebensplanung und Verhinderung eigener Selbstverwirklichung, mangelnde Anerkennung, Ehe- und Erziehungs-

probleme, Erleben eigener Grenzen, Schuldgefühle. Pochobradsky et al. (2005) erwähnen Gefühle der Verantwortung, der Überforderung und der Aussichtslosigkeit als wesentlichste Belastungsfaktoren.

Ein erstaunlicher Befund empirischer Untersuchungen ist, dass sich das Belastungserleben mit zunehmender Dauer der Pflege reduziert. Die höchste subjektive Belastung wird bei leichter Pflege festgestellt, während sie bei schwerer Pflege abnimmt (vgl. Geister 2004). Das Ergebnis kann als Indiz gedeutet werden für die hohe Beanspruchung während Umstellungs- und Anpassungsprozessen, etwa von alltagspraktischer Unterstützung auf intensive Pflege. Belastung ist ein komplexes Phänomen. Eine wissenschaftliche Aussage über Belastungserleben und seine Konsequenzen erfordert das Einbeziehen mehrerer Dimensionen und die Unterscheidung zwischen objektiver und subjektiver Belastung. Neben unterschiedlichen „Stressoren“ (Aufgaben und Anforderungen der Pflege und ihre Auswirkungen auf andere Lebensbereiche) müssen „Kontextvariablen“ (z.B. Alter, Geschlecht), „subjektive Dimensionen“ (persönliche Einschätzung der Pflegesituation und verfügbare Ressourcen) und „Moderatoren“ (individuelle Bewältigungsstrategien und soziale Unterstützung) berücksichtigt werden (vgl. Klott 2010, 52f.).

Als eine der am stärksten belasteten Gruppe gelten Frauen der „Sandwich-Generation“ im mittleren Lebensalter. Sie betreuen oft gleichzeitig sowohl Kinder als auch alte Eltern, ein Phänomen, das sich mit Zunahme später (Erst-)Geburten noch verstärken wird. Wenn Betreuung/Pflege mit Berufstätigkeit und der hartnäckig bei Frauen verbleibenden Hauptverantwortung für Hausarbeit verbunden werden muss, führt sie bei Frauen zu enormen Mehrfachbelastungen und einem Dauerdruck im Alltag, der auf Kosten von Gesundheit, Lebensfreude, Kraft und Nerven geht (vgl. Beck-Gernsheim 2010, 96). Studien belegen, dass sich pflegende Frauen insgesamt stärker belastet fühlen als Männer, „was sich vor allem in körperlicher Erschöpfung, ausgeprägten Rollenkonflikten und deutlich verändertem Selbstempfinden im Sinne von Depersonalisierungstendenzen äußert“ (Geister 2004, 26). Pflegende Männer gelten durch den geringeren sozialen Druck zur Pflegeübernahme als freier und selbstbestimmter in ihren Entscheidungen. Es fällt ihnen leichter, Belastungsgrenzen festzulegen, Unterstützung einzufordern, körperliche Schwerstpflege abzulehnen und eine institutionelle Betreuung zu veranlassen (vgl. Geister 2004, 27).

In ihrer kürzlich veröffentlichten Dissertation stellt Stefanie Klott (2010) die Forschungsliteratur zur Situation pflegender Söhne vor und bestätigt, dass in den meisten Studien weibliche Pflegende als belasteter dargestellt werden. Allerdings, so Klott, gelte es,

es, auf die Interpretationen der Unterschiede zu achten. So könnten Differenzen mit unterschiedlichen sozialen Erwartungen begründet werden. Männern fällt es in der Regel schwerer als Frauen, ihre Leistungen in der häuslichen Pflege zu thematisieren und Stress und Belastung zuzugeben, weil beides mit klassischen Männlichkeitsvorstellungen kollidiert. Diese gesellschaftlichen Zuschreibungen könnten andererseits bedingen, dass Männer auf die Pflegequalität bezogen weniger hohe Erwartungen an sich selbst haben. Andere Erklärungen identifizieren bei Männern einen rationaleren, emotional distanzierteren Pflegestil - mehr Pflegemanagement, weniger Pflegeleistung - oder aber größere Unterstützungsnetzwerke und Entscheidungsspielräume in der Pflegesituation (vgl. Klott 2010, 157f.).

Klott stellt in ihrer eigenen empirischen Studie keinen Unterschied in der Wahrnehmung von „Stressquellen“ durch pflegende Söhne und Töchter fest. Die „Copingstrategien“ männlicher und weiblicher Pfleger sind nicht gleich, jedoch ist Klott daran gelegen, Verabsolutierungen geschlechtsspezifischer Unterschiede zu vermeiden. Die in der - vorwiegend angloamerikanischen - Literatur zu männlichen Caregivers als dominant ausgewiesene Motivation, die häusliche Pflege nur bei Ausfall oder Unverfügbarkeit weiblicher Angehöriger zu übernehmen, bestätigt sich in ihrer Studie nicht. Auch die Beschreibung des männlichen Pflegestils als - überspitzt - seelenloses professionelles Management trifft auf die von ihr interviewten Pflegenden nicht zu. Diesen liegt an einer Verbindung von organisatorischen und fürsorglichen Aspekten. Bemerkenswert ist die Selbst- und Fremdwahrnehmung pflegender Söhne. Klotts Interviewpartner bezeichnen sich selbst als „Ausnahmемänner“ und „Exoten“ und sehen sich entweder mit unverhältnismäßig großer Anerkennung oder aber mit kritischer Skepsis konfrontiert. Häufig stoßen sie auch auf Schweigen und „Höflichkeitsformeln“, die Unsicherheit und mangelnde Selbstverständlichkeit im Umgang mit männlichen Sorgenden deutlich machen. Grundsätzlich erweist es sich als problematisch, so Klott, die Beiträge pflegender Männer zu subsumieren, zu ignorieren, zu marginalisieren und nur als Kontrastfolie für die Arbeit pflegender Frauen zu verwenden. Sie plädiert für mehr Geschlechtersensibilität in Pflegeuntersuchungen (vgl. Klott 2010, 223ff.).

3.3 Pflege und Erwerbsarbeit

Von besonderem Interesse für die vorliegende Arbeit, die den biografischen Auswirkungen der Pflege in modernen Lebensentwürfen nachgeht, sind Untersuchungen zu Erwerbstätigkeit und Fürsorge. Angehörigenpflege hat einschneidende Auswirkungen auf Berufsbiografie, Einkommen und Pensionsansprüche. Nach einer vom Sozialministerium beauftragten Studie zur „Situation pflegender Angehöriger“ (Pochobradsky et al. 2005) sind österreichweit 30% der Hauptpflegepersonen erwerbstätig (18% Vollzeit, 12% Teilzeit),⁵ vor der Übernahme der Pflege waren es allerdings 56%. Das heißt, fast die Hälfte der vor der Pflege Erwerbstätigen hat den Beruf aufgegeben.⁶ Einer amerikanischen Untersuchung zufolge gibt ein Viertel der betreuenden Töchter den Arbeitsplatz wegen der Pflege auf, in einer englischen Studie äußern 37% der Pflegenden die Vermutung, den Job bald kündigen zu müssen, in Deutschland geben über ein Viertel aller Hauptpflegepersonen ihre Arbeit auf, ein weiteres knappes Viertel reduziert die Arbeitszeit (vgl. Buijssen 1996, 17). 47% der informell Pflegenden in Österreich verfügen über kein oder ein geringes Einkommen (bis €700,- monatlich), ein Fünftel verfügt über kein eigenes Einkommen, davon sind 91% Frauen. Die Vereinbarkeit von Beruf und Pflege hängt wesentlich vom Betreuungsaufwand ab: Der Anteil der Erwerbstätigen sinkt mit der Höhe der Pflegestufe des betreuten Angehörigen von 36% auf Pflegestufe 1 auf 18% auf Pflegestufe 7, die Vollzeit-erwerbstätigkeit sinkt von 23% auf 4% (vgl. Pochobradsky et al. 2005, 19f.).

Ein signifikanter Zusammenhang besteht zwischen Einkommen und Familienstand. Verheiratete Hauptpflegepersonen verfügen häufiger über kein eigenes Einkommen als unverheiratete. Pochobradsky et al. kommentieren: „Vielen Betreuungspersonen ist die vielschichtige Bedeutung einer eigenständigen finanziellen und sozialrechtlichen Absicherung zum Zeitpunkt der Übernahme der Betreuung nicht bewusst, da sie sich durch die Mitversicherung beim Lebenspartner abgesichert fühlen“ (Pochobradsky et al. 2005, 18). Ein enger Zusammenhang wird zwischen Wohnumgebung und Einkommen festgestellt. Im ländlichen Umfeld verfügen 28% über kein eigenes Einkommen, im urbanen Raum nur 17%. Fraglich ist, ob diese Differenz mit unterschiedlichen Einstellungen und Werthaltungen erklärt werden kann. In ländlichen Gebieten wird das Angebot an mobilen Diensten

⁵ Andere Studien sprechen, ausgehend von Hochrechnungen auf Basis des Mikrozensus 2002, von 40% pflegenden Erwerbstätigen (vgl. Dawid et al. 2008b). In Deutschland liegt die Erwerbstätigenquote pflegender Angehöriger bei 44% (vgl. Geister 2004). Ein Grund für den Unterschied könnte im höheren Pensionsantrittsalter in Deutschland liegen.

⁶ Die Studie weist nicht aus, ob und in welchem Ausmaß die Aufgabe der Erwerbstätigkeit durch Pensionierung bedingt ist.

von den Befragten als unzureichend angesehen. Eva Fleischer (2011) spricht von einem in manchen Regionen eklatanten Mangel an Heimplätzen und entsprechend langen Wartezeiten, vom Fehlen leistbarer Tagesbetreuung und bedarfsgerechter Angebote mobiler Dienste bis zum Mangel an innovativen Wohnformen für hilfsbedürftige Menschen (vgl. Fleischer 2011, 184). Von Wahlmöglichkeiten sind die betroffenen Angehörigen damit weit entfernt. Ein alarmierendes Ergebnis der Studie ist, dass ein Fünftel der Betreuenden über keine Pensionsversicherung verfügt und damit im Alter in eine äußerst prekäre Lage geraten kann. Die 2009 eingeführte kostenlose Pensionsversicherung von Hauptpflegepersonen dient der Entschärfung dieser Situation. Fleischer kommentiert, es würden „Maßnahmen in Richtung ‚Gleichstellung der Betreuungsarbeit‘ gesetzt, die allerdings den Kriterien wie Armutsvermeidung und Gleichheit von Betreuenden und Nicht-Betreuenden in Bezug auf Anerkennung nicht entsprechen“ (Fleischer 2011, 185).

Pflegende ArbeitnehmerInnen

Das Forschungsinstitut für Altersökonomie an der Wirtschaftsuniversität Wien hat für die „Wiener Studie zur informellen Pflege und Betreuung älterer Menschen 2008 (VIC2008)“ den bislang größten Datensatz zu pflegenden Angehörigen in Wien erhoben (rund 3000 Hauptbetreuungspersonen) und für eine vergleichende Untersuchung zu pflegenden Erwerbstätigen zusätzlich Interviews mit zwölf berufstätigen pflegenden Angehörigen und fünf VertreterInnen von Wiener Betrieben geführt (vgl. Dawid et al. 2008a, Dawid et al. 2008b, Trukeschitz et al. 2009, Ponocny et al. 2010). Das Durchschnittsalter informell pflegender Erwerbstätiger in Wien liegt bei 50 Jahren, mehr als zwei Drittel sind Frauen, über die Hälfte arbeitet in Teilzeit. Der Großteil der Pflegenden ist als Bürokräftin und in kaufmännischen Berufen tätig und leistet im Durchschnitt 13 Wochenstunden informelle Betreuungsarbeit. Flexiblere Arbeitszeiten und Selbstständigkeit sind häufiger, Überstunden und Führungspositionen seltener als in der Kontrollgruppe. Auffallend ist die Häufung in den unteren Verdienstgruppen, wobei offen bleibt, ob sie als Ursache oder als Folge von Pflegeaufgaben zu interpretieren ist (vgl. Trukeschitz et al. 2009).

Die Arbeitsmarktbindung unter den Befragten ist ungewöhnlich hoch. Ein Ausstieg ist seltener als in der Kontrollgruppe, vor allem, wenn eine Beaufsichtigung der betreuten Person nötig ist, was als Indiz für die Bedeutung der Arbeit als Rückzugsort gewertet werden kann. Nur 13% der Befragten ziehen einen Jobwechsel in Betracht. Er wird mit zunehmendem Pflegebedarf und unzureichenden Vereinbarungsmöglichkeiten begründet.

Die Erholungsmöglichkeiten pflegender Erwerbstätiger sind hochsignifikant geringer als die von Erwerbstätigen ohne Pflegeverpflichtung. Sie haben deutlich weniger Ruhezeiten, reisen seltener und kehren häufig mit schlechtem Gewissen und halbem Erholungswert aus dem Urlaub zurück. Eine Schlüsselrolle kommt hier der Nutzung entlastender Hilfsangebote, vor allem der Ersatzpflege zu (vgl. Ponocny et al. 2010). Hohe Relevanz für die Vereinbarung von Pflege und Beruf wird der Bedeutung der Berufstätigkeit beigemessen. Berufstätigkeit biete - so die Angaben der Befragten - nicht nur Einkommen, Herausforderung, soziale Eingebundenheit und Freude, sondern auch die Möglichkeit, Rollenvielfalt zu wahren sowie Abstand und Ausgleich zur Pflege zu gewinnen (vgl. Dawid 2008a).

Für die Interviews mit ArbeitgebervertreterInnen wurden Unternehmen mit einem Zertifikat für Familienfreundlichkeit ausgesucht. Die ForscherInnen erhofften sich durch diese Eingrenzung, GesprächspartnerInnen zu finden, die pflegende MitarbeiterInnen bewusst wahrnehmen. „Familienfreundliche betriebliche Maßnahmen – zumeist im Sinne von Angeboten zur Erleichterung der Kinderbetreuung – gelten heute bereits als Qualitätskriterium für Unternehmen. Demgegenüber muss die Familienfreundlichkeit im Sinne von Angeboten zur Erleichterung der Betreuung alternder Angehöriger („Pflegefreundlichkeit“) als Thema überhaupt erst entdeckt werden“, heißt es nüchtern im Forschungsbericht (Dawid et al. 2008b, 2). Einen Grund für die Unsichtbarkeit pflegender Angehöriger im Betrieb sehen die StudienautorInnen auch bei den Pflegenden selbst, die ihre Betreuungsaufgaben am Arbeitsplatz häufig für sich behalten und seltener thematisieren als etwa Kinderbetreuungsverpflichtungen. Pflege gilt als „schambesetzt“ und steht unter dem Verdacht, Leistungsreduktion zu produzieren (vgl. Dawid et al. 2008, 36).

Pflegende MitarbeiterInnen erhalten im Rahmen familienfreundlicher Maßnahmen bisher wenig Beachtung, der Fokus liegt auf der Vereinbarung von Beruf und Kinderbetreuung. In drei von vier untersuchten Betrieben besteht wenig Erfahrung und Wissen über pflegende MitarbeiterInnen. Vor- und Nachteile werden offenbar auch intern nicht diskutiert, die Arbeitgebervertreterinnen sprechen von seltenen Einzelfällen. Im vierten Unternehmen sind 15-20% betroffen und die Frage nach einer pflegefreundlichen Unternehmenskultur stellt sich drängender. Die Vertreterin dieses Unternehmens erklärt sich die Besonderheit ihres Betriebs mit der Alterstruktur der MitarbeiterInnen. Hohe Mitarbeiterbindung und geringe Fluktuation bedingten einen höheren Altersdurchschnitt der Belegschaft, dadurch sei Angehörigenpflege präsenter. Es kann vermutet werden, dass auch branchenspezifische Merkmale einflussreich sind, handelt es sich doch beim letztgenannten Unternehmen um eine Pflegeinstitution mit hohem Anteil weiblicher Mitarbeiter.

Einige der für die Studien interviewten erwerbstätigen Pflegenden berichten von Desinteresse und Unverständnis von Seiten des Arbeitgebers, andere machen sehr positive Erfahrungen, erzählen von Unterstützung, Interesse, Anerkennung und selbstverständlicher Rücksichtnahme. Die Reaktionen der Führungskräfte zeigen, so die StudienautorInnen, „dass das Verhalten der Führungskräfte weniger von fundiertem Wissen um die Vereinbarkeitsproblematik oder von einer gezielten pflegefreundlichen Unternehmenspolitik geprägt ist, sondern viel mehr von individueller Initiative und persönlichem Führungsstil“ (Dawid et al. 2008b, 46). Dieses Fehlen pflegefreundlicher Maßnahmen trage jedoch letztlich dazu bei, Pflegende aus der Berufstätigkeit zu drängen – „und das häufig in einem Alter, in dem die Betroffenen kaum eine Chance haben, einen neuen Job zu finden“ (ebd., 46).

Ein Ergebnis der Studie ist, dass pflegenden Erwerbstätigen nicht per se Leistungsbeeinträchtigungen zugeschrieben werden können. Es zeigen sich auch positive Effekte der Pflege auf das berufliche Engagement, etwa in der Organisationsfähigkeit und Planungskompetenz. Jedoch sinkt die Leistungsfähigkeit mit steigender Belastung und zeitlichem Aufwand durch die Pflege. Von Bedeutung sind gut gestaltete Pflegearrangements, passende Rahmenbedingungen am Arbeitsplatz - flexible Arbeitszeitmodelle, gute Kommunikation - und eine klare Abgrenzung zwischen Beruf, Pflege und Freizeit. Trotz gravierender Unterschiede zwischen Kinderbetreuung und Altenbetreuung (Phase des Erwerbslebens, Planbarkeit, Gestaltung der Pflege und Anforderungen an die Betreuenden, Perspektiven) können Angebote, die für MitarbeiterInnen mit Kleinkindern konzipiert sind, auch für Pflegende hilfreich sein. Die Maßnahmen betreffen variable Arbeitszeitmodelle, Telearbeit, Karenzierungen, Informations- und Beratungsangebote und psychologische Unterstützung. Die Befragten wünschen sich rechtlich verankerte Möglichkeiten zur Vereinbarung von Beruf und Pflege ähnlich denen von MitarbeiterInnen mit Kinderbetreuungspflichten, etwa einen Rechtsanspruch auf Teilzeitarbeit analog zur Elternteilzeitregelung (vgl. Dawid et al. 2008b).

Christina Geister (2004) gibt einen Überblick über deutsche Studien zu betreuenden Erwerbstätigen. Die Ergebnisse decken sich in vielen Punkten mit der Wiener Studie. Interessant ist, dass neben der Bedeutung des Berufs das Bildungsniveau als entscheidend für die Vereinbarung von Pflege und Beruf angesehen wird. Mit höherem Bildungsabschluss und beruflichem Qualifikationsniveau verbessern sich die Rahmenbedingungen für die Vereinbarung von Beruf und Pflege (flexible Arbeitszeiten, höheres Einkommen u. a.). Diese Dimension spielt in der Wiener Studie eine untergeordnete Rolle, weil Hoch-

qualifizierte im Sample unterrepräsentiert sind. Als weitere zentrale Faktoren für ein Gelingen der Vereinbarung nennt Geister den geringen Grad der Hilfsbedürftigkeit der Gepflegten, die gute ökonomische Lage der Pflegenden und die verlässliche Verfügbarkeit von Hilfe durch Dritte. Der Literaturüberblick bestätigt einerseits die höhere psychische und physische Belastung erwerbstätiger sorgender Angehöriger gegenüber erwerbslosen Pflegenden, andererseits werden Vorteile wie gesellschaftliche Anerkennung und Sozialkontakte und die entlastende Funktion des Berufs als Gegengewicht zur Pflege genannt. Finanzielle Aspekte werden individuell unterschiedlich bewertet. Allgemein verbessert das Erwerbseinkommen die Möglichkeit, professionelle Dienste in Anspruch zu nehmen. Insgesamt zeigt sich in deutschsprachigen Studien, dass die Einführung der Pflegeversicherung in Deutschland und des Pflegegeldes in Österreich die finanzielle Belastung durch Pflegeaufwendungen nachhaltig entschärfen konnte (vgl. Geister 2004).⁷

Beruf-Pflege-Konflikt

Um nicht beim zusammenfassenden Aufzählen von Studienergebnissen zu bleiben, soll eine der ersten deutschsprachigen Untersuchungen zu Pflege und Erwerbstätigkeit vorgestellt werden, die familiäre Pflege im sozialwissenschaftlichen Kontext verortet. Die profilierte Studie „Ökonomie der Moral“ der Soziologin Ursula Dallinger (1997) behandelt den „Konflikt zwischen familiärer Pflege und Beruf aus handlungstheoretischer Perspektive“. Dallinger fragt nach den Auswirkungen der Erwerbstätigkeit auf die familiäre Altenfürsorge. Ihr liegt an einer Theoretisierung intergenerationeller Hilfebeziehungen, die in der Forschung oft zu kurz komme (vgl. ebd., 123). Bei der Durchsicht theoretischer Orientierungen zu familiärer Pflege legt sie das Augenmerk auf modernisierungstheoretische und handlungstheoretische Ansätze. Modernisierungstheoretische Konzepte halten ihres Erachtens wichtige Erkenntnisse über gesellschaftliche Veränderungsprozesse bereit, gehen jedoch nicht auf die „eigentlich konstituierenden Kräfte der Hilfebeziehungen“ ein (ebd., 18). Handlungstheoretische Ansätze scheinen ihr vielversprechender, da sie auf die Grundlagen der Generationenbeziehungen zielen. Klassische familiensoziologische Konzepte gehen davon aus, dass Hilfebeziehungen für ältere Angehörige entweder aus überindivi-

⁷ Eine Entschärfung, die allerdings vielfach dadurch erreicht wird, dass gering entlohnte und sozial schlecht bis gar nicht abgesicherte private Betreuungsarbeit an Arbeitsmigrantinnen aus Osteuropa delegiert wird, wie Mairhuber (2011) kritisch anmerkt. Zum Themenkomplex „Care und Migration“ vgl. den gleichnamigen Sammelband von Apitzsch, Schmidbaur (Hg.) 2010.

duell gültigen Normen, aus rationalen Wahlentscheidungen nach Maßgabe höchsten individuellen Nutzens oder aus emotionalen Beziehungen erfolgen. Dallinger erweitert diese drei idealtypischen Regelungen um Perspektiven von Alfred Schütz und Pierre Bourdieu. Diesen gelinge, „zwischen dem strategisch vom individuellen Nutzen geleiteten ‚homo oeconomicus‘ (...) und dem lediglich von sozialen Normen bestimmten ‚homo sociologicus‘ zu vermitteln“ (Dallinger 1997, 17). Während die Autorin den strukturtheoretischen Ansatz Bourdieus mit seinem Habitusbegriff letztlich in der Gefahr des „strukturalistischen Determinismus“ sieht (ebd., 105), scheint ihr Alfred Schütz’ sozialphänomenologisches Modell „spezifisch lebensweltlicher Handlungsbedingungen“ offener (ebd., 126). Demnach vermögen Akteure aus einer Reihe von Handlungsalternativen die subjektiv nützlichste Wahl zu treffen und strategisch Vor- und Nachteile zu beurteilen. Jedoch sind die verfügbaren Unterscheidungskriterien lebensweltlich gebundene, „aufgrund von vorerfahrenen Wissensmustern ausgelegte Relevanzen“ (ebd., 126).

An den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zur Konzeption der empirischen Studie setzt Dallinger, dass sich Altenfürsorge zunehmend unter der Bedingung der Erwerbstätigkeit vollzieht und ein „Handlungsproblem“ darstellt, für dessen Lösung drei Optionen denkbar sind: Vereinbarung von Erwerbsarbeit und Pflege, Ausscheiden aus dem Beruf, Aufgabe bzw. Ablehnung der Pflege (ebd., 14). Die Autorin fragt nach den Gründen für die folgenschwere „Wahl“ eine der drei Optionen. Ihr Interesse richtet sich dabei weniger auf intentionale, subjektive Motive als vielmehr auf die Analyse von „Regeln der familiären Hilfe für die ältere Generation“ (ebd., 14), auf „Aussagen über gegenstandsbezogene Theorien zu familiärem Austausch“ (ebd., 133). Basis der empirischen Untersuchung bilden zehn narrative Interviews mit Pflegenden, die unterschiedliche Kombinationen von Beruf und Pflege leben. Drei haben sich für den Beruf und gegen die Pflege entschieden, fünf versuchen eine Vereinbarung, zwei haben den Beruf zugunsten der Pflege aufgegeben. Anhand der Fallrekonstruktionen erarbeitet Dallinger spezifische Deutungs- und Handlungsmuster, die bei Entscheidungen für oder gegen eine Vereinbarung von Erwerbstätigkeit und familiärer Fürsorge relevant werden.

Als Muster zeigt sich, dass verheiratete Frauen ihre Erwerbstätigkeit nicht als Selbstverständlichkeit wahrnehmen, die keiner weiteren Erklärung bedarf - wie das bei den interviewten Männern der Fall ist -, sondern mit individuellen Motiven begründen. In der Ehe wird die Erwerbstätigkeit der Frau selbst zu einer Option und der Beruf-Pflege-Konflikt zu einer Frage der „ehelichen Strategie zur Nutzung der Zeit“ (ebd., 297). Der Pflege muss nicht intergenerationelle Reziprozität zugrunde liegen, das eheliche Rezipro-

zitätsverständnis ist ausreichend. Wenn das Einkommen der Frau im Verhältnis zu den Aufwendungen für professionelle Dienste nicht positiv ausfällt, wird ihr berufliches Engagement in Frage gestellt. Eheliche Kosten-Nutzen-Aspekte schieben sich vor das individuelle Interesse an der Berufstätigkeit. Jedoch werden nicht allein ökonomische Kriterien ausschlaggebend. „Immaterielle Bedeutung“ - wie der Wert der Berufs oder eines bestimmten Ehemodells - ist ein bestimmender und innerhalb der Ehe durchaus kontroversiell diskutierter Faktor (ebd., 280). Die „Macht des Faktischen“, der äußeren Handlungsbedingungen, die eine tradierte Aufgabenverteilung nahe legen, darf nach Dallinger nicht unterschätzt werden, aber grundsätzlich bedeute die Tatsache einer Alternative bereits Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten, wie sie die klassische „Hausfrauenrolle“ nicht vorsah (ebd., 281).

Ein weiterer Faktor im Entscheidungskonflikt Beruf versus Pflege ergebe sich aus gesellschaftlich legitimierten Normalbiografien. Das Drei-Phasen-Modell (Berufstätigkeit, Erziehungsaufgaben, Berufstätigkeit) hat sich nach Dallinger als soziale Matrix weiblicher Lebensläufe etabliert. Es bedingt, dass sich „im mittleren Lebensalter andere Relevanzen gegenüber einer familiären Aufgabe wie der Pflege als in den vorigen Altersabschnitten ergeben“ (ebd., 285). Nach dem Zurückstellen eigener Bedürfnisse während der Kinderphase können Frauen erwarten, dass nun eigene Interessen und berufliche Ambitionen Priorität erlangen. Für männliche Biografien werden zeitgleich Altersnormen wirksam, die mit der näher rückenden Pensionierung eine von Verpflichtungen befreite Lebensphase verbinden. Außerdem gewinnt die Lebenszeit an Bedeutung. Sie beginnt, subjektive Perspektiven und Chancen einzuschränken, was ein zeitliches Nacheinander von Altenfürsorge und Beruf - ähnlich der Erziehungsphase - unwahrscheinlich werden lässt (vgl. Dallinger 282ff.). Das reale Leben von Männern und Frauen hat mit diesen Modellen oft wenig zu tun. Gleichwohl werden sie bei Entscheidungsprozessen wirksam und stellen Argumentations- und Legitimationshilfen für oder gegen die Elternpflege dar.

Die „Tendenz zu rationaler Lebensführung“ identifiziert Dallinger als drittes relevantes Muster zur Vereinbarung von Beruf und Pflege (ebd., 286). Die knappen zeitlichen Ressourcen müssen auf mehrere Aufgaben verteilt, divergierende Zeitrhythmen unter einen Hut gebracht werden. Eine rationale Zeitplanung wird zur Bedingung für die Bewältigung beider Aufgaben. „Pflege und Versorgung, Dasein für die Bedürfnisse anderer in der Familie wird zur abgesteckten Aufgabe neben anderen“ (ebd., 288). Die gegenseitige Durchdringung von Erwerbs- und Familiensphäre verursacht Störungen und Anpassungs-

leistungen in beiden Bereichen. Sie führt zu einer Rationalisierung von Hilfebeziehungen, aber tendenziell auch zu einer Familialisierung des Erwerbslebens (vgl. Jurczyk 2010).

Als „offizielles Ideal“ und „lebensweltliches Deutungsmuster“ im Sinne einer „impliziten Theorie der Praxis“ bezeichnet Dallinger die verbreitete Überzeugung, Emotionalität bilde Basis und Beweggrund familiärer Pflege (Dallinger 1997, 290). Für die tatsächlichen Verhaltensweisen sei die Gefühlsbindung weniger bestimmend als angenommen, was durch andere Studien bestätigt wird (vgl. Bracker et al. 1988). Emotionale Bindung als „offizielle Ebene“ intergenerationeller Beziehungen kennzeichnet nach Dallinger ein in modernen Gesellschaften typisches und adäquates Selbstdeutungsmuster Pfleger (vgl. Dallinger 290f.). Mit Bezug auf Bourdieus ethnologische Studien über den Gabentausch in archaischen Gesellschaften erklärt die Autorin, ähnlich wie bei der Gabe „verschwinde die Erwartung der Gegenseitigkeit und der Nützlichkeit hinter dem Ideal der emotionalen Konstitution der Hilfeleistung zwischen den Generationen der Familie“ (ebd., 291). Tatsächlich seien intergenerationelle Beziehungen Produkte von Strategien, die auf materielle und symbolische Interessen gerichtet sind. Intergenerationelle Hilfe verspricht nach wie vor soziale Anerkennung – in der Sprache Bourdieus: symbolisches Kapital –, jedoch haben Generationenbeziehungen gesellschaftlich an Bedeutung verloren und einen Teil ihrer Funktionen an den modernen Sozialstaat abgegeben. Familiäre Pflege muss nun mit dem Beruf konkurrieren, der attraktiveres und individuell besser nutzbares Kapital verspricht. Dallinger vertritt nicht die Ansicht, emotionale Bindungen spielten bei der Elternfürsorge keine Rolle, aber der Charakter nützlichen Austauschs darf ihres Erachtens nicht übersehen werden (vgl. ebd., 292).

Der Verlust von Fähigkeiten im Alter kann zu grundlegenden Veränderungen der Interaktions- und Beziehungsmöglichkeiten betagter Menschen führen. Dallinger konstatiert, die „Anonymisierung der personalen Beziehung“ werde mit einer „Typisierung als Entpflichtungsstrategie“ beantwortet (ebd., 292). Der alte Mensch verschwindet als Person – und wird durch Typisierungen, also allgemeine Zuschreibungen, die von der realen Person abstrahieren, zum Verschwinden gebracht. Aus einer unmittelbaren personalen Beziehung wird ein anonymes Verhältnis, das Reziprozität und die Verpflichtung zur Hilfe unterminiert. Wenn die Mutter nicht länger die vertraute Person ist, nicht mehr als Mutter wahrgenommen werden kann, schwindet die Bereitschaft zur Pflege. Dallinger folgert: „Unter dem Aspekt, dass Hilfeverhalten gegenüber unselbständigen Personen sozial organisiert werden muss, unterstreicht der Prozess der Anonymisierung, wie wichtig es ist, ihm mit anderen Bindungen entgegenzuwirken“ (ebd., 295).

Die Handlungsrationality von Pflegenden wird maßgeblich von einer gleichermaßen begrenzten wie unabsehbaren Zeitperspektive bestimmt. Diese Unsicherheit übt massiven Einfluss auf Überlegungen zur Gestaltung von Beruf und Pflege aus. Zum einen wird die berufliche Planung erschwert, zum anderen kann der begrenzte Zeithorizont den Sinn beruflicher Einschränkungen überhaupt fraglich werden lassen (vgl. ebd., 295). Dallinger zeigt anhand von Interviewauszügen exemplarisch auf, wie Pflegende die unsichere Zeitperspektive mit der eigenen Lebenszeit in Verbindung bringen. Eine realistische Einschätzung der Pflegedauer ist selten möglich. Das Abwägen der eigenen Lebenszeit mit der des hilfsbedürftigen Elternteils wird außerdem durch die Tabuisierung des Todes problematisch. Pflegende legitimieren dieses Abwägen mit dem eigenen Altern, mit beginnenden Beschwerden oder mit dem sozial weitgehend akzeptierten Anspruch einer selbstbestimmten Lebensphase im jungen Alter (vgl. ebd., 297f.). „Hier wird eine Ökonomie der Moral erkennbar, die den Sinn eigener Einschränkungen ins Verhältnis setzt zur Lebenszeit. Im Unterschied zum subjektiven Wert von Kindern steht der subjektive Wert der Elternpflege vor dem strukturellen Problem des Alters, weniger ‚Zukunft‘ in die Waagschale werfen zu können“ (ebd., 298). Die in Kinder investierten Bemühungen werden in Entwicklungsprozessen sichtbar, während für alte Eltern aufgebrauchte Anstrengungen letztlich ohne Erfolg bleiben (vgl. ebd., 299).

Um die dargestellten Handlungs- und Deutungsmuster in einen theoretischen Zusammenhang zu stellen, werden sie von Dallinger auf handlungstheoretische und modernisierungstheoretische Ansätze bezogen. Die Autorin nimmt zunächst die Differenzierung zwischen normativer und rationaler Handlungslogik auf. Es zeigt sich, dass die Entscheidung für oder gegen familiäre Pflege weder allein von tradierten Normen geleitet wird, noch ausschließlich rationalem Kalkül folgt. Sie ist „für Abwägensprozesse offen“, gleichzeitig ist die rationale Wahl nicht „frei“: „Relevanzstrukturen, d.h. was als Option wahrgenommen wird und wie diese bewertet wird, bewegen sich in Bahnen, die normativ und sozialstrukturell vorgezeichnet sind“ (ebd., 307). Bourdieus Modell einer „Ökonomie der Praktiken“ dient Dallinger dazu, diese Gleichzeitigkeit von sowohl strategischen, interessegebundenen wie sozial und kulturell geprägten Handlungsbegründungen fassbar zu machen.

„Die Strategien von pflegenden Familien zielen letztlich auf die Schaffung von Kapital, wobei es sich um jede der Kapitalarten des materiellen, sozialen oder symbolischen Kapitals handeln kann, denn alle werden gemäß der günstigsten Möglichkeit, soziale Anerkennung zu gewinnen, kombiniert. Dass dabei auch die

Konsequenz sein kann, aus der Erwerbstätigkeit auszuschneiden, wirft ein kritisches Licht auf die für bestimmte Frauen ungünstigen Erwerbsbedingungen und auf die schwache ‚Verhandlungsbasis‘ in der Ehe“ (Dallinger 1997, 309).

In einem zweiten Schritt bezieht Dallinger die in den Fallrekonstruktionen virulenten Verlaufsformen des Beruf-Pflege-Konflikts auf die modernisierungstheoretischen Annahmen der Individualisierung, Emotionalisierung und Ausdifferenzierung intergenerationeller familiärer Hilfe. Entsprechende Tendenzen zeichnen sich nach Dallinger ab, jedoch verlaufen die Prozesse nicht mechanisch, widerspruchsfrei und linear, sondern innerhalb komplexer Rahmenbedingungen und Konfliktlagen, die mit Enttraditionalisierung oft wenig zu tun haben (vgl. ebd., 315f.). Der häufig geäußerten, medial oft verkürzt dargestellten Behauptung, die zunehmende Berufsorientierung der Frauen untergrabe familiäre Solidarität, begegnet die Autorin kurz und bündig: Ja, bessere Erwerbschancen für Frauen schaffen andere Bedingungen für unbezahlte familiäre Pflege. Nein, normative Bindungen verlieren damit nicht ihre Geltung. Berufstätige Sorgende reduzieren eher ihre Freizeit als die Zeit für die Pflege.

Gegen einen modernisierungskritischen und kulturpessimistischen Diskurs gibt Dallinger zu bedenken, der „rekonstruierte ‚pragmatische‘ Umgang mit wertrationaler Bindung einerseits und rational kalkulierendem Interesse andererseits, die Kompromissbildung, die Pflege zum Versuch mit begrenzbaren Nachteilen gestaltet, mag durchaus auch schon die tradierte Lebenspraxis gekennzeichnet haben“ (ebd., 339). Also nicht ein historisches Nacheinander von Moral und Kalkül, sondern eine Verschränkung als „Ökonomie der Moral“ (ebd., 339). Abschließend fasst die Autorin zusammen: Die Entscheidung für familiäre Hilfe werde gegenwärtig bedingt durch die sozial differenzierten Erwerbschancen, die Kosten und Verfügbarkeit von Alternativangeboten, die Bewertung und Möglichkeit einer eigenständigen, partnerunabhängigen Biografie und die moralische Bewertung der Elternpflege (vgl. ebd., 339).

Dallingers theoretisch wie methodisch differenzierte Analyse bildet eine wesentliche Grundlage und Orientierungshilfe für die vorliegende Arbeit. Sie fordert außerdem zum Überdenken der eigenen Perspektive, des eigenen Gegenstands und der methodischen Konzeption heraus. Wie steht es um das Verhältnis von handlungstheoretischen und biografietheoretischen Ansätzen? Dausien (1996) verweist darauf, dass biografische Zugänge nicht „Handlungs- und Interaktionsprozesse als solche“ untersuchen, „sondern biographische Binnensichten, in denen Handlungen und ‚Interaktionsgeschichten‘ immer schon

retrospektiv verarbeitet und (re-)konstruiert sind“ (Dausien 1996, 105). Die Analyse erzählter Lebensgeschichten muss die „Eigenlogik‘ der autobiographischen Rekonstruktionsleistung“ berücksichtigen (ebd., 106).

Interpretative, von der Einzelfallanalyse ausgehende sozialwissenschaftliche Forschung intendiert die Entwicklung gegenstandsbezogener Theorien. Sie zielt nicht (allein) auf das empathische Nachvollziehen subjektiver Motive, Sinnbezüge, Wissens- und Handlungsmuster, sondern auf objektive Erkenntnis sozialer Wirklichkeit. Das Verhältnis zwischen konkretem Einzelfall und allgemeinen Strukturen wird in der Methodenliteratur allerdings kontroversiell diskutiert. Dallinger arbeitet ihre Perspektive und theoretische Fundierung überzeugend heraus und macht nachvollziehbar, dass Genauigkeit in der methodischen Konzeption keine akademische Pflichtübung (allein) ist, sondern wesentliche Voraussetzung und Unterstützung empirischer Arbeit.

Eine gänzlich andere Blickrichtung auf das Themenfeld Erwerbstätigkeit und familiäre Pflege zeigt sich in Geisters (2004) Kommentar zur einschlägigen Forschungsliteratur:

„Am besten lassen sich Erwerbstätigkeit und Pflege vereinbaren, wenn möglichst viele Aufgaben an andere delegiert werden können, die als verlässlich erfahren werden. Voraussetzung dafür ist die Fähigkeit, loslassen und abgeben zu können, den eigenen Bedürfnissen einen Stellenwert beizumessen und dafür auch Verständnis in der Familie zu erfahren“ (Geister 2004, 30).

Diese Perspektive richtet sich auf psychodynamische Aspekte der Sorgenden: loslassen können, abgeben können, Unterstützung einfordern und annehmen können, den eigenen Bedürfnissen Raum geben. Ist das Gelingen familiärer Pflege von der Psychostruktur der Betreuenden abhängig? Liegt die (Mit)Schuld für Probleme in Pflegeverhältnissen, für Belastungserleben von Angehörigen und Vereinbarungsschwierigkeiten bei „ungesunden“ Familien- und Beziehungsmustern pflegender Angehöriger? Gröning et al. (2004) sprechen kritisch von einer „Therapeutisierung“ des Diskurses familiärer Altenfürsorge. Ergebnisse aus der klinischen Psychologie und Familientherapie würden umstandslos auf familiäre Pflegeverhältnisse übertragen und stellten sowohl die Familien als auch die Pflegenden unter Pathologieverdacht. So werde etwa die Pflegebereitschaft als Ausdruck gestörter Eltern-Kind-Beziehung analysiert, als Folge früher Parentifizierung, ungestillter kindlicher Zuwendungsbedürfnisse oder infantiler Abhängigkeit (vgl. Gröning et al. 2004, 283). Dies führe zur einseitigen Wahrnehmung von „interdependenten, generativen und solidarischen Verhaltensweisen und Lebensformen“ als „Verhaftung in Traditionen, miss-

glückte Autonomieentwicklung oder doing gender“ (Gröning 2005, 45). Birgit Jansen (1999) teilt die Skepsis gegenüber Pathologisierung und Therapeutisierung pflegender Familien, weist jedoch darauf hin, dass psychodynamische und sozialtherapeutische Perspektiven wichtige Einsichten gebracht haben, beispielsweise über die Bedeutung „familiärer Schuldkonten“ (Jansen 1999, 615). Wie also steht es um die Bedeutung psychosozialer Aspekte in der Care-Diskussion?

3.4 Pflege und Beziehung

Über die Pflege in der Familie schreibt Jens Bruder im Vorwort zur deutschen Übersetzung von Huub Buijssens psychologischem Ratgeber „Die Beratung von pflegenden Angehörigen“ (1996), sie gehöre „zu den vielschichtigsten Beziehungsformen, die zwischen Menschen denkbar sind. Sie findet statt im Spannungsverhältnis von Liebe und Verpflichtung, Anhänglichkeit und Verselbstständigungswünschen, zwischen Gelassenheit und Verbitterung, Dankbarkeit und Enttäuschung, Hoffnung und Erschöpfung“ (Buijssen 1996, VII). Pflege als „Beziehungsform“? Es mag eine Binsenweisheit sein, dass sich familiäre Pflege in einem dichten Beziehungsnetz ereignet und die Betonung des Arbeitscharakters allein ihrer Komplexität nicht gerecht wird. Jedoch liegt das Problem eher darin, den Arbeitscharakter zu übersehen als ihn hervorzuheben. Es gilt als Errungenschaft feministischer Forschung, Pflege als Arbeit zu begreifen und nicht nur als Liebesdienst (vgl. Brückner 2010). „Caring: a labour of love“, lautet der provokant wie programmatisch verstandene Titel eines frühen, zum Klassiker gewordenen Sammelbands von Janet Finch und Dulcie Groves (1983) über pflegende Frauen.

Die von England und Italien ausgehende „Hausarbeitsdebatte“ der 1970er Jahre, die die Bedeutung unbezahlter Hausarbeit für die Gesamtökonomie herausarbeitete, gilt Margrit Brückner (2010) als zentraler Anknüpfungspunkt für die deutschsprachige Care-Diskussion. Die Debatte führte zu einer Thematisierung von Gefühls- und Beziehungsarbeit als „unsichtbare Tätigkeiten von Frauen mit ihrer spezifischen Mischung aus Arbeit und Liebe“ und zu einer Kontroverse über die begriffliche Bestimmung „weiblichen Arbeitsvermögens“ (Brückner 2010, 46). Was die einen als Sichtbarmachung weiblicher Kompetenzen begrüßten, kritisierten andere als problematische Festschreibung von Differenz zum Schaden der Frauen. Im Kontext der Care-Debatte sieht Brückner das Benennen dieser Kompetenzen gleichwohl als Verdienst, da Unbeachtetes thematisiert und damit der Auseinandersetzung zugänglich gemacht wurde (vgl. ebd., 46).

Eine weitere, den deutschen Care-Diskurs prägende Auseinandersetzung, entwickelte sich Anfang der 1980er Jahre in den USA. Die Psychologin Carol Gilligan wandte sich in ihrem Bestseller „Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau“ (1982) gegen Kohlbergs Modell allgemeiner Moralentwicklung und sprach von einer weiblichen „Fürsorgemoral“, die sich durch Bindungsorientierung auszeichne und Frauen das Erreichen einer höheren moralischen Entwicklungsstufe erlaube (vgl. Brückner 2010, 46). Die Vorstellung einer genuin weiblichen Moral wurde in der feministischen Theoriebildung äußerst kontroversiell diskutiert. Martha C. Nussbaum (2002) in einer knappen Zusammenfassung der Standpunkte:

„Manche Feministinnen, die zutiefst um die Würde und Handlungsfähigkeit der Frauen besorgt sind, haben den Wert der Rolle der Frau als Fürsorgerin in Frage gestellt und gemeint, diese Rolle sei ein durch die Unterdrückung der Frau erzeugtes Kunstprodukt. Andere Feministinnen haben demgegenüber geltend gemacht, die weibliche Fähigkeit zu Liebe und Fürsorge für andere manche den Kern der Moralität aus, und alle sollten dem nacheifern“ (Nussbaum 2002, 12).

Nach Brückners Einschätzung hat die Diskussion zur Stärkung weiblichen Selbstbewusstseins beigetragen und wie die Hausarbeitsdebatte die Kompetenz und Arbeit von Frauen sichtbar gemacht (vgl. Brückner 2010, 46).

Die Verknüpfung von soziologischer und psychologischer Perspektive führte mit Beginn der 1980er Jahre zu einer veränderten Ausrichtung feministischer Care-Forschung: „Der Fokus verschob sich von der Kritik an unbezahlter Hausarbeit auf die Untersuchung der subjektiven Dimensionen von Pflegetätigkeiten und –beziehungen“ (Chamberlayne 1996, 52). Für die offenen Fragestellungen, die Exploration unausgesprochener sozialer Regeln und intimer Gefühle, wurden qualitative Methoden gewählt. Viele dieser Studien, schreibt Chamberlayne, „arbeiteten die analytisch maßgebliche Unterscheidung zwischen einem aufgabenzentrierten ‚Sorgen für‘ (caring for) und einem eher emotionalen ‚Sich kümmern um‘ (caring about) heraus“ (ebd., 53). Familiäre Altenfürsorge erschöpft sich nicht in der Hilfe beim Einkaufen, Kochen, Putzen, Waschen, bei der körperlichen Versorgung und alltäglichen Lebensgestaltung, bei Arztbesuchen und Behördengängen, bei finanziellen und bürokratischen Angelegenheiten. Care umfasst sowohl diese aufgabenzentrierten Tätigkeiten wie auch die emotionale, personenbezogene Zugewandtheit des Sorgens.

Von den sozialwissenschaftlichen, qualitativen Studien zur Angehörigenpflege, die den Beziehungsaspekten in familiären Pflegeverhältnissen nachgehen, sind im Zusam-

menhang der vorliegenden Arbeit besonders die Untersuchungen zu sorgenden erwachsenen Söhnen und Töchtern interessant. Aus einer Reihe deutschsprachiger Studien (Hedtke-Becker, Schmidtke 1985, Bracker et al. 1988, Senf 1995, Dallinger 1997, Kölkebeck 2000, Maly 2001, Geister 2004, Dieris 2006, Klott 2010) soll die Arbeit der Gesundheitswissenschaftlerin Christina Geister ausführlicher vorgestellt werden, da sie methodisch und thematisch für die hier verhandelte Fragestellung relevant ist.

Pflegende Töchter

Mütter und Töchter bilden nach EhepartnerInnen die häufigste Pflegekonstellation (vgl. Pochobradsky et al. 2005) - und sie gilt als die schwierigste. Allgemeine Gründe liegen in der Dauer der Beziehungsgeschichte und der Rollenumkehr zwischen abhängigen und unabhängigen Partnerinnen. Clare Ungerson (1987) vergleicht in ihrer auf 19 narrativen Interviews basierenden Studie unterschiedliche informelle Pflegeverhältnisse und kommt zum Schluss, dass Mütter gegenüber ihren Töchtern eine ungleich forderndere Haltung einnehmen (vgl. Ungerson 1987).⁸ Chamberlayne (1996) vermutet bei Schwiegertöchtern weniger „Powerplay“ und Schuldgefühle und bei der Pflege durch Söhne eine seltener anzutreffende infantilisierte Abhängigkeit der Mütter (vgl. Chamberlayne 1996). Christina Geister (2004) interessiert sich für die hochgradig sensible und spannungsgeladene Phase am Beginn der Pflege. Sie fragt in der Grounded-Theory-Studie „Weil ich für meine Mutter verantwortlich bin“. Der Übergang von der Tochter zur pflegenden Tochter“ nach den Bedingungen, Prozessen und Konflikten der „Transition“ zur Pflegenden. Wie wird aus der Tochter eine pflegende Tochter? Welche lebensgeschichtlichen Voraussetzungen sind relevant? Welche Veränderungen in der Lebensstrukturierung und dem „Relevanzsystem“ ergeben sich für die Tochter? (Geister 2004, 74). Die Studie beruht auf elf biografisch-narrativen Interviews. Interessant ist, dass Geister mit themenzentrierten, leitfadengestützten Interviews beginnt und sich nach den ersten Auswertungen entschließt, die methodische Vorgehensweise zu ändern, um den von den Interviewerinnen eingebrachten Inhalten wie auch der eigenen Fragestellung besser nachzukommen (vgl. Geister 2004, 78f.).

⁸ Ungerson begründet diese Erwartungshaltung mit der eigenen Lebensgeschichte der Mutter: „People had expected her to provide services all her life, and she felt that now it was time for some other woman to take on these onerous tasks“ (Ungerson 1987, 95). So gesehen ergibt sich ein Teil der Problematik dieser Pflegekonstellation aus traditionellen weiblichen Lebensentwürfen und könnte sich mit Berufsorientierung und veränderten Normalbiografien von Frauen entschärfen.

Drei Fallanalysen werden ausführlich dargestellt und auf drei Ebenen verglichen: Biographische Voraussetzungen der Transition, Transition zur verantwortungsvoll Sorgenden und Bedeutung des sozialen Netzwerkes der Transition (vgl. Geister 2004, 195ff.). Geister identifiziert wesentliche Voraussetzungen der Transition in den der Pflegeübernahme vorausgehenden (kritischen) Lebensereignissen. Die Erzählerinnen sprechen von mangelnder Anerkennung durch die Eltern, von frühkindlichen Erfahrungen des Außenseitertums oder der Verantwortlichkeit. Sie berichten vom Wunsch, die Mutter zu entschädigen für eine katastrophale Ehe oder für den Verlust des Partners. Den Familienbeziehungen widmet die Autorin große Aufmerksamkeit, den mehr oder weniger verdeckten Erwartungen, der Mutter-Tochter-Beziehung, den psychosozialen Dimensionen, der Familiendynamik, dem aus den biografischen Erfahrungen entwickelten Relevanzsystem, aber auch prägenden Kindheitserlebnissen und moralischen und religiösen Erziehungsabsichten. In den drei Fallgeschichten kommt der Pflege eine wichtige biografische Bedeutung und Funktion zu, die Geister mehr im Zusammenhang mit dem „Tochtersein“ der Pflegenden als mit der Pflege selbst analysiert (Geister 2004, 212).

Im kontrastiven Vergleich der drei Lebensgeschichten arbeitet Geister drei Typen der Transition heraus. Bei Frauen des Typus „Kontinuierliche Anpassung“ besteht ein jahrelanger enger Kontakt, verbunden mit gegenseitigen Hilfeleistungen und Verantwortlichkeiten. Häufig wohnen Mutter und Tochter schon vor Beginn der Pflegebedürftigkeit im gleichen Haushalt oder in unmittelbarer Nähe. Die Pflegeübernahme ist nicht Resultat einer bewusst getroffenen Entscheidung, vielmehr wird sie von beiden Seiten als selbstverständlich angesehen und von den Töchtern je nach emotionaler Beziehung mit Zuneigung, Dankbarkeit oder Pflichtgefühl begründet. Die intensivere Unterstützung stellt keine grundsätzliche Veränderung der Beziehung dar, sondern geschieht häufig in einem Kontinuum fortschreitenden Hilfebedarfs, den die Töchter in ihr gewohntes Lebens- und Beziehungsgefüge aufnehmen. Die Rolle der Pflegenden wird in die Tochterrolle integriert, es kommt zu keinem Wandel der Mutter-Tochter-Beziehung. Bei Frauen mit einer engen oder ambivalenten Mutterbindung können in dieser Transitionsphase latente Beziehungsprobleme wie mangelnde Anerkennung oder Nähe-Distanz-Konflikte virulent werden (vgl. Geister 2004, 213f.).

Frauen des Typus „Strategischer Wechsel“ haben vor der Pflegeübernahme keinen engen Kontakt zur Mutter. Dem Entschluss zur Pflege im späteren Erwachsenenalter gehen ein rationales Abwägen von Vor- und Nachteilen und eine bewusste Wahl voraus. Die Motivation ist geprägt vom Wunsch, eine als unbefriedigend erlebte Beziehung zur Mutter

auszugleichen, Nähe nachzuholen, Konflikte auszusöhnen, Benachteiligungen zu tilgen. Weitere Erwartungshaltungen beziehen sich auf das Bedürfnis, nicht allein zu leben, sich bei den Geschwistern zu profilieren oder mit dem Pflegegeld über ein zusätzliches Einkommen zu verfügen. Im Entscheidungsprozess werden vorrangig die Interessen der Tochter ausschlaggebend. Die Pflegeübernahme bedeutet für Mutter und Tochter einen grundlegenden Einschnitt in ihrer Lebens-, Beziehungs- und Alltagsgestaltung. Der Wunsch nach Ausgleich einer als unerfüllt erlebten gemeinsamen Vergangenheit kann im Verlauf der Pflege zu nachhaltigen Enttäuschungen führen (vgl. Geister 2004, 214f.).

Frauen des Typus „Ambivalenter Wandel“ übernehmen in Kindheit und Jugend die Rolle der wichtigsten Vertrauten der Mutter – häufig aufgrund einer problematischen elterlichen Ehe. Die Parentifizierung erschwert den späteren Ablösungsprozess. Wie bei Frauen des Typus „Kontinuierliche Anpassung“ stehen Zuständigkeit und Verantwortlichkeit für die Mutter außer Frage. Wesentliches Motiv ist jedoch nicht Dankbarkeit für positiv erlebte Zuwendung und Unterstützung, sondern Pflichtgefühl und der Wunsch, die Mutter für ein traumatisches (Ehe)leben zu entschädigen. Frauen dieses Typus erleben sich häufig als einseitig Gebende, die sich vergeblich um die erwünschte Anerkennung der Mutter bemühen. Ein auslösendes Ereignis (Psychotherapie, körperlicher Zusammenbruch) kann einen Reflexionsprozess in Gang setzen, der das Bedürfnis nach Freiräumen, Abgrenzungen, einem eigenen Leben offen legt und die Frage nach einer Änderung der Pflegekonstellation aufwirft. Die Töchter sind in der Folge zwischen Verantwortungsgefühl und Autonomiebestrebungen hin- und hergerissen und zudem mit mütterlichem Widerstand gegen Änderungen konfrontiert. Die Pflege wird zu einem permanenten Balanceakt mit widerstreitenden Gefühlen, der die Beziehung zwischen Mutter und Tochter phasenweise massiv belastet. Das Ende der Transition ist offen (vgl. Geister 2004, 215ff.).

Die Erzählungen der Töchter belegen die normative Verbindlichkeit intergenerationaler Solidarität. Die Pflege wird aber auch mit emotionaler Verbundenheit und rationalen Eigeninteressen begründet und mit biografischen Zielen verknüpft. Geister resümiert, das Gelingen der Transition hänge wesentlich davon ab, „ob und wie das je eigene Ziel der Sorgearbeit erreicht werden kann und wie die Pflegesituation in das bisherige Relevanzsystem der Töchter passt“ (ebd., 218). Jedoch können Krankheits- und Pflegeprozesse eine Dynamik annehmen, die die gesamten Kräfte der Sorgenden absorbiert und die Gefahr einer verlaufskurvenförmigen Entwicklung birgt. Entsprechend fordert Geister Maßnahmen zur Unterstützung pflegender Angehöriger, die nicht nur bedürfnis- und bedarfsorien-

tiert sind, sondern auch prozess- und typenorientiert, also Bedacht nehmen auf spezifische Phasen des Versorgungsverlaufs, auf unterschiedliche Transitionstypen und auf biografische und familiäre Kontexte. Wie sensibel unterstützende Konzepte ausgerichtet sein müssen, zeigt sich etwa daran, dass Frauen des Typus „Kontinuierliche Anpassung“ und „Ambivalenter Wandel“ Schwierigkeiten haben, Wünsche und Bedürfnisse zu artikulieren und entlastende Maßnahmen, etwa ambulante Dienste, nachzufragen. Geister weist nach, dass professionelle Versorgungssysteme in dem Maß in Anspruch genommen werden, wie sich pflegende Töchter in ihrer Schlüsselfunktion als Gestalterinnen der Pflege ernst genommen fühlen. Die besten Konzepte zur Entlastung pflegender Angehöriger nützen wenig, wenn sie nicht an Handlungsoptionen der Frauen und bestehende Pflegearrangements anknüpfen (vgl. Geister 232ff.)

Geisters Studie bildet eine wichtige Ressource für die vorliegende Arbeit. Ihre Überlegungen sind hilfreich für das Verständnis der biografischen Perspektive, des methodischen Vorgehens, der umfangreichen Forschungsliteratur, der Bedeutung familiärer Beziehungskonstellationen und problematischer Phasen im Pflegeverlauf. Und die Arbeit hilft, das eigene Vorhaben deutlicher zu konturieren. Kritisch sehe ich etwa die psychologisierende Deutung von Interviews. Die Problematik (tiefen)psychologischer Analysen zeigt sich in einigen Passagen als willkürliche, verkürzende Setzung, etwa wenn eine Partnerwahl mit der frühkindlichen Vater-Tochter-Beziehung erklärt wird oder die Pflegeübernahme mit dem missglückten Ablösungsprozess in der Adoleszenz. Unter der Hand führt die Berücksichtigung biografischer Sinnzusammenhänge zu einer durch unbewusste Motive determinierten Lebensgeschichte. Die Beklemmungen, die die Fallrekonstruktionen bei der Leserin auslösen, sind nicht zuletzt auf diese geschlossenen Deutungen und Wertungen zurückzuführen und machen Grönings Einwand, hier würden Solidaritätsbeziehungen pathologisiert, nachvollziehbar (vgl. Gröning 2005, 44). Weder scheint es mir legitim noch besitze ich die Kompetenz, die biografischen Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen (tiefen)psychologisch zu deuten. Ich möchte mich psychologischer Erklärungen so gut es geht enthalten. Birgit Griese und Hedwig Rosa Griesehop (2007) schreiben über den Verzicht psychoanalytisch orientierter Auswertungen erzählter Lebensgeschichten, er minimiere die „Gefahr einer Fixierung des Gegenübers auf eine im Verlauf des Lebens gewonnene bzw. gewordene Identität“ und helfe, die „Konstruktionen von Identität und sozialen Welten im Ansatz der erzählten Identität als aktuelle Leistungen des Sprechenden zu betrachten“ (Griese, Griesehop 2007, 38).

In der empirischen Studie soll gefragt werden, was sich durch das Hilfebedürftigwerden eines Angehörigen im Leben und Lebensentwurf sorgender Menschen ändert, welche Motive und Erfahrungen mit der Übernahme von Pflege- und Betreuungsarbeit verbunden sind und wie diese biografisch verarbeitet werden. Die dargestellten Studien von Dallinger und Geister konzentrieren sich auf Vereinbarungs- und Rollenkonflikte, die vornehmlich am Beginn der Pflegeübernahme virulent werden. Es liegt nahe, in der vorliegenden Arbeit den Interessenschwerpunkt zu verschieben und den biografischen Auswirkungen längerer Pflegedauer nachzugehen.

4 Methodologie und Methode

4.1 Zur interpretativen Sozialforschung

Basis methodologischer Überlegungen für die vorliegende Arbeit bildet das interpretative Paradigma, das „die Interpretationsleistungen der handelnden Subjekte zum Ausgangspunkt der Analyse sozialen Handelns macht“ (Thon 2008, 123). Die Vorstellung, dass Handeln auf der Grundlage von interaktiv und subjektiv hergestellter Bedeutung geschieht, verbindet die verschiedenen Richtungen interpretativer Sozialforschung. Das Anliegen gilt dem „Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns“ wie auch der „Rekonstruktion des latenten Sinns und des damit einhergehenden impliziten Wissens der in der Sozialwelt Handelnden“ (Rosenthal 2008, 19). „Latenter Sinn“ hebt hier nicht auf psychisch Unbewusstes ab, sondern auf in subjektiven Sinn eingelassene soziale Bedeutung. Mit Bezug auf Alfred Schütz' methodologische Position schreibt Dausien (1996): „Die soziologische Analyse produziert theoretische ‚Konstrukte zweiter Ordnung‘, die notwendig an die lebensweltlichen Konstruktionen ‚erster Ordnung‘ anknüpfen, welche von Teilnehmern der Lebenswelt in der alltäglichen interaktiven Herstellung sozialer Wirklichkeit produziert werden“ (Dausien 1996, 106). In der interpretativen Sozialforschung haben sich unterschiedliche Ansätze etabliert, die sich auf subjektive Realitätskonstruktionen beziehen. Hier sollen zentrale Prinzipien eines dieser Modelle, der „Grounded Theory“, skizziert werden, die für die Bearbeitung der Fragestellung als Orientierungshilfe dienen.

Das Konzept der Grounded Theory wurde in den 1960er Jahren in den USA entwickelt. In der Tradition des Symbolischen Interaktionismus und der Chicago School stehend und nach zahlreichen, vorwiegend medizinsoziologischen empirischen Forschungen, begründeten die Soziologen Anselm Strauss und Barney Glaser ihr Modell qualitativer Sozialforschung: die gegenstandsbezogene Theorie. Ursprünglich zum Auffinden neuer Zusammenhänge in wenig bearbeiteten oder marginalisierten Forschungsfeldern konzipiert, zielte der Ansatz später vor allem auf die Theoriekonstruktion (vgl. Dausien 1996). Strauss und Juliet Corbin entwickelten ihn in diesem Sinne weiter und fügten ein Kodierverfahren hinzu (vgl. Rosenthal 2008). Bruno Hildenbrand (1998) über die Anwendbarkeit der Grounded Theory:

„Überall dort, wo die Annahme zugrunde liegt, dass menschliche Wirklichkeit interpretierte Wirklichkeit ist und dass diese Wirklichkeit in Interaktionsprozessen konstruiert wird, liefert die *grounded theory* das passende methodische Rüstzeug, das dort seinen Ansatzpunkt findet, ‚wo was los ist‘, um mit Goffman zu sprechen: im Alltagsleben selbst“ (Hildenbrand 1998, 16f.).

Im Zentrum steht die Generierung neuer Theorien auf Basis empirischer Daten. Jedoch kommt weder ein deduktives Verfahren zur Anwendung, das von theoretischen Modellen abgeleitete Hypothesen empirisch überprüft, noch ein induktives Verfahren, das diejenigen Hypothesen aufgreift, die empirische Daten anbieten, sondern ein abduktives (vgl. Dausien 1996, 94ff.), das in der vorliegenden Arbeit versucht wird anzuwenden.

Gabriele Rosenthal (2008) erklärt die Abduktion bei interpretativen Textanalysen als dreistufiges Verfahren: Sie beginnt mit der Betrachtung des empirischen Phänomens und entwickelt alle zum Zeitpunkt der Interpretation denkbaren möglichen Hypothesen. Bezogen auf die Analyse narrativer Interviews bedeutet das, eine Vielfalt von Perspektiven und Lesarten zu entwerfen. Theoretisches Vorwissen und Alltagswissen haben dabei heuristische Funktion. In einem zweiten Schritt werden aus den Hypothesen, also den verschiedenen Lesarten, Folgehypothesen abgeleitet, was bei einer sequenziellen Textanalyse bedeutet, Hypothesen über den Folgetext zu entwerfen, die die Plausibilität einer bestimmten Lesart stützen. Im dritten Schritt werden diese Vorhersagen mit den folgenden Textsequenzen kontrastiert. Entweder sie gewinnen an Überzeugungskraft oder aber müssen modifiziert, wenn nicht verworfen werden (vgl. Rosenthal 2008, 58ff.) „In diesem dritten Schlussfolgerungsschritt liegt bei der Abduktion die Möglichkeit der Entdeckung von Neuem, da im realen Fortgang nicht antizipierte Anschlüsse entdeckt werden können“, schreibt Rosenthal (ebd., 61) und fügt hinzu: „Auch hier gilt es wieder als entscheidende Haltung der Sozialforscherin, dass sie offen für diese Entdeckungen und nicht auf die Prüfung ihrer bisherigen Annahmen fixiert ist“ (ebd., 61).

Die geforderte Offenheit versteht sich nicht allein als produktive Haltung zur Entdeckung unerwarteter Zusammenhänge während der Dateninterpretation, sondern kennzeichnet den gesamten Forschungsprozess – von der Datengewinnung bis zur Auswertung, von der Formulierung der Fragestellung bis zur Abfolge der Forschungsschritte, vom Einbeziehen des Kontextwissens bis zur Auswahl des Samples. Das Forschungsdesign wird nicht am Beginn festgelegt, sondern entwickelt sich prozessbegleitend.

Am Anfang steht eine möglichst offene Fragestellung, „ein Probleminteresse, auf dessen Hintergrund der Forschende erste Blicke wirft, erste empirische Erfahrungen

sucht“ (Breuer 2009, 54). Mit zunehmendem Wissen verändert und präzisiert sich die Forschungsfrage. Das Prinzip des „Theoretical Sampling“ (Strauss 1998, 70) sieht vor, dass die Stichprobe nicht vorab fixiert wird, sondern Erhebung und Auswertung von Datenmaterial parallel und verschränkt verlaufen und sich gegenseitig kontrollieren. „Die jeweils erreichte theoretische Kenntnis ist Grundlage der Entscheidung darüber, was die nächsten interessantesten Daten für die Forscherin sind“ (Breuer 2009, 58). Damit verbunden ist das Prinzip des permanenten Vergleichens, das sowohl die Auswertung des Materials als auch die Überlegungen zur weiteren Datensammlung anleitet, um auf Basis minimaler und maximaler Vergleiche zu einer möglichst hochgradigen „Sättigung der Theorie“ (Strauss 1998, 49) zu kommen. Ein weiteres Prinzip, die „theoretische Sensibilität“ (Strauss, Corbin 1996, 25), gilt den AutorInnen als wichtige Qualifikation der Forschenden, als „ein Bewusstsein für die Feinheiten in der Bedeutung von Daten“, „die Fähigkeit, Einsichten zu haben, den Daten Bedeutung zu verleihen, die Fähigkeit zu verstehen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen“ (ebd., 25). Dausien (1996) charakterisiert den Forschungsprozess als „spiralförmige Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie“ (Dausien 1996, 93). Dieses Vorgehen erfordert viel Erfahrung, wie Strauss nachdrücklich betont (vgl. Strauss 1998), auch Souveränität und Unerschrockenheit durch die notwendige Bereitschaft, Unerwartetes zuzulassen und bereits Erarbeitetes zu revidieren. Der erste Versuch im Rahmen dieser Abschlussarbeit kann wohl nicht mehr sein als ein Herantasten.

4.2 Zur Biografieforschung

Wer lebensgeschichtliche Erzählungen zur Grundlage empirischer Forschung macht, weiss sich gegenwärtig in guter Gesellschaft. Nach einer produktiven Phase in den 1920er Jahren erlebt die deutschsprachige erziehungswissenschaftliche Biografieforschung seit den 1970er Jahren eine Renaissance. In den vergangenen 30 Jahren wurden biografieanalytische Forschungen in der historischen Bildungs- und Sozialisationsforschung, in der Kindheits- und Jugendforschung, in den erziehungswissenschaftlichen Teildisziplinen Schulpädagogik, Erwachsenenbildung und Sozialpädagogik durchgeführt (vgl. Krüger, Marotzki 2006). Doch was meint Biografie?

Biografische Ansätze, so Andreas Hanses (2005), zielen nicht allein auf die Beschreibung eines Lebensablaufs. Biografie sei vielmehr als „Wissensform zu verstehen, mittels derer sich das Subjekt in der Komplexität der Moderne verortet, Kohärenz in der

Zeit herstellt und somit ein Selbst konstituieren kann“ (Hanses 2005, 66). Mit Bourdieu spricht Hanses von einer „sozialisierten Subjektivität“ (ebd.). Es stellt sich die Frage, wie diese Subjektivität zugänglich wird. Was ist der Gegenstand biografischer Forschung? Das gelebte Leben oder die erzählte Biografie? Es macht einen Unterschied, ob erzähltes Leben als Abbild gelebten Lebens aufgefasst wird oder als interaktiv hergestellte Konstruktion, ob lebensgeschichtliche Erzählungen textwissenschaftlich oder sozialwissenschaftlich analysiert werden. Erzählte Lebensgeschichten zur Grundlage sozialwissenschaftlicher Forschung zu machen, impliziert theoretische Vorannahmen über das Verhältnis von Erfahrung und Erzählung, Individuellem und Sozialem, über die Struktur von Biografien und über Prinzipien des Forschungsprozesses. Die Etablierung der Biografieforschung ist begleitet von methodologischen Auseinandersetzungen, die auch in Zusammenhang stehen mit unterschiedlichen Schulen qualitativer Sozialforschung (vgl. Wohlrab-Sahar 2002). Eine Klärung der Begriffe, Methoden, Traditionen und Konzepte der Biografieforschung findet sich bei Dausien (2004), Krüger (2006), Griese, Griesehop (2007), Thon (2008), Alheit, Dausien (2009).

Für die vorliegende Arbeit gilt: Den Gegenstand bilden die interaktiv hergestellten biografischen Konstruktionen der ErzählerInnen. Dausien (2006) schreibt:

„Biographische Konstruktionen, die in einem Interview produziert werden, entstehen nicht im ‚luftleeren Raum‘, sondern sind *sozial situiert*, d.h. sie sind in je spezifische historisch-soziale und interaktive Kontexte eingebunden und werden durch diese Kontexte *geformt*. Sie *verändern* sich potenziell mit jeder neuen Erfahrung. Lebensgeschichten sind also nicht festgeschrieben, sondern werden kontinuierlich fort- und umgeschrieben. Dieser Konstruktionsprozess ist jedoch nicht beliebig gestaltbar. Die *Erfahrungen*, auf die sich Subjekte in ihrer Lebensgeschichte beziehen, und die *Erzählungen* in der Hier-und-Jetzt-Situation, sind durch je relevante soziale Erfahrungs- und Erzählräume ermöglicht und zugleich begrenzt“ (Dausien 2006, 61; Herv. i. O.).

Das Interesse ist sozialwissenschaftlich ausgerichtet. Es verortet Biografie im Kontext sozialer und kultureller Wirklichkeit. Über das Spannungsverhältnis zwischen Subjektivem und Gesellschaftlichem, dem man in der Beschäftigung mit Biografien nicht entkommt, schreiben Alheit und Dausien (2009), es gelte sich zu verabschieden von der Vorstellung, dieses Verhältnis ein für alle Mal umfassend klären zu können:

„Wir verstehen die empirische Beschäftigung mit Biographien vielmehr als einen begründeten Versuch, von den theoretisch nicht auflösbaren Widersprüchen zu einer ‚bescheideneren‘ Umgehensweise mit dieser Spannung zu gelangen. Eine Chance zu einem derart veränderten Umgehen hat die Biographieforschung vor

allem dann, wenn sie empirisch rekonstruktiv an die Potenziale konkreter Subjekte anknüpft, die gesellschaftlichen Widersprüche in bestimmten sozialen Kontexten praktisch zu leben, sie in unterschiedlichen sozialen Konstruktionsformaten ‚sinnvoll‘ zu machen, sie sich im Rahmen ihrer Lebensgeschichte anzueignen und aktiv zu bearbeiten“ (Alheit, Dausien 2009, 309).

In diesem Sinn, mit Blick auf das individuell Besondere wie das sozial und kulturell Bedingte, auf die „Subjekt-Kontext-Relationen“ (Dausien 2006, 61) in biografischen Konstruktionen, soll versucht werden, die Interviews zu analysieren.

4.3 Zur Analyse biografisch-narrativer Interviews

In der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Forschung sind zwei Verfahren der Textinterpretation vorherrschend, die Objektive Hermeneutik nach Ulrich Oevermann (u.a. 2000) und die Narrationsanalyse nach Fritz Schütze (u.a. 1983), sowie Kombinationen und Modifikationen, etwa die von Rosenthal vorgeschlagene Verbindung von Textanalyse, thematischer Feldanalyse und Objektiver Hermeneutik (vgl. Rosenthal 2008). Der Analyseversuch in der vorliegenden Arbeit orientiert sich an Dausien (1996), die in ihren Arbeiten ein an Schütze angelehntes Verfahren der Textanalyse und biografischen Rekonstruktion entwickelt und detailliert beschrieben hat.

Erzählte Lebensgeschichten, von Schütze (1984) „autobiographische Stegreiferzählungen“ genannt, sind besondere Textsorten. Dausien nennt drei charakteristische Merkmale: Prozessualität, Perspektivität und Gestalthaftigkeit (vgl. Dausien 1996, 107). Die Gestalthaftigkeit biografischer Narrationen erläutert die Autorin anhand filmischer Erzählungen: Wie der Film mehr ist als die Summe einzelner Szenen, ist die erzählte Lebensgeschichte mehr als die Aneinanderreihung erinnelter Erlebnisse. Sie wirkt durch ihre Gesamtgestalt (vgl. Dausien 1996, 107). Das bedeutet für die Interpretation biografischer Interviews, im Auge zu behalten, dass sich die Bedeutung einzelner Aussagen erst durch die Gesamtgestalt der erlebten Lebensgeschichte erschließt (vgl. Rosenthal 2008). Die Prozessualität bezieht sich auf die zeitliche Dimension. Im Erzählen treffen zwei Zeitebenen aufeinander, die Handlungszeit und die Lebenszeit, die Zeitebene des Erzählten und die des Erzählens. In ihrer Verknüpfung bilden sie spezifische „Prozessstrukturen“ aus, Haltungen der ErzählerInnen ihrer eigenen Lebensgeschichte gegenüber, die es in der Analyse zu rekonstruieren gilt (vgl. Schütze 1984). Perspektivität schließlich bezieht sich auf die in lebensgeschichtlichen Erzählungen eingenommene Binnenperspektive. Das Ereignete wird erst durch das Erzählte zugänglich, das Außen nur über die Innenperspektive

fassbar. In der Analyse muss diese spezifische Struktur Berücksichtigung finden - auch unter dem Gesichtspunkt, dass nicht alles lebensgeschichtlich Wirksame bewusst zugänglich ist (vgl. Dausien 1996, 109f.). Kurzum, es geht in der Auseinandersetzung mit lebensgeschichtlichen Interviews um Inhalt wie um Form, um die Analyse der erzählten Erlebnisse ebenso wie um die Interpretation ihrer Darstellungsweise. Fritz Schütze stellt Dausien zufolge mit seinem Konzept „Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens“ (1984) ein geeignetes Kodierparadigma zur Verfügung, das die Besonderheiten lebensgeschichtlicher Erzählungen systematisch erfasst (vgl. Dausien 1996, 111).

Als „kognitive Figuren“ bezeichnet Schütze die „Ordnungsprinzipien der darstellungsmäßigen Erfahrungsrekapitulation“ (Schütze 1984, 80). Er präzisiert:

„Die *kognitiven Figuren des Stegreiferzählens* sind die elementarsten Orientierungs- und Darstellungsraster für das, was in der Welt an *Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens* der Fall sein kann und was sich die Interaktionspartner als Plattform *gemeinsamen Welterlebens* wechselseitig als selbstverständlich unterstellen“ (Schütze 1984, 80; Herv. i. O.).

Schütze (1984) nennt vier wesentliche Elemente, die für das „Kommunikationsschema“ des Erzählens relevant sind: „*Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehung; Ereignis- und Erfahrungsverketzung; Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten* als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse, sowie die *Gesamtgestalt der Lebensgeschichte*“ (Schütze 1984, 81; Herv. i. O.). Die erste Figur bezeichnet die Notwendigkeit der ErzählerInnen, sich als BiografieträgerInnen einzuführen und im Erzählen ihrer Lebensgeschichte Bezug zu nehmen auf andere. Die zweite Figur bezieht sich auf die Haltung der ProtagonistInnen zu den erzählten Ereignissen. Schütze (1984) unterscheidet: „*Biografische Handlungsschemata*“ (vom Biografieträger geplant), „*institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte*“ (vom Biografieträger erwartet, an gesellschaftlich normierten Abläufen orientiert), „*Verlaufskurven*“ (den Biografieträger überwältigend), „*Wandlungsprozesse*“ (von innerem Impuls des Biografieträgers ausgelöst, jedoch überraschend und einschneidend) (Schütze 1984, 92; Herv. i. O.). Der soziale Rahmen bildet die dritte kognitive Figur, also die Einbettung von Erlebtem in ein soziales Umfeld. Die vierte Figur benennt die Gesamtgestalt der erzählten Lebensgeschichte, die „in einer bestimmten Situation und aus einer bestimmten Perspektive heraus“ erzählt wird (Dausien 1996, 114).

Diese Ordnungsprinzipien lebensgeschichtlicher Erzählungen gilt es in der Analyse zu beachten: „Beim Interpretationsvorgang selbst handelt es sich um ein *rekonstruktives*

Vorgehen. Es knüpft an die Konstruktionsregeln der lebensgeschichtlichen Erzählung an und deckt die Gestalt des Erzähltextes auf“ (Dausien 1996, 115; Herv. i. O.).

4.4 Dokumentation des Forschungsprozesses

Sample

Aus den Vorüberlegungen ergaben sich Kriterien für die Suche nach InterviewpartnerInnen, etwa die Einschränkung auf intergenerationelle familiäre Hilfebeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren hilfsbedürftigen alten Eltern. Ein weiteres Merkmal, die Betreuungsintensität, ist ein vages, aber wesentliches Kriterium für die lebensgeschichtlichen Auswirkungen von Angehörigenpflege. Um es präziser zu fassen, wurde eine Einschränkung auf Hauptpflegepersonen überlegt, jedoch wieder verworfen, um „unkonventionelle“ Pflegearrangements nicht von vornherein unter den Tisch fallen zu lassen. Das Geschlecht der ErzählerInnen markiert eine zentrale Kategorie im Feld der familiären Pflege. Als weniger allgemein bestimmend, aber in vielen Fällen entscheidend für die Gestaltung häuslicher Pflege, erweist sich in der Forschungsliteratur die Wohnumgebung. Ziel war, sowohl Frauen wie Männer für Interviews zu gewinnen und sowohl Pflegende aus dem urbanen wie aus dem ländlichen Raum. Wichtiger Anhaltspunkt bei der Suche nach InterviewpartnerInnen war außerdem die Berufstätigkeit der ErzählerInnen. Nicht zuletzt die Schwierigkeit, vollzeiterwerbstätige Pflegende zu finden, führte dazu, dieses Kriterium großzügig auszulegen und nicht an ein bestehendes Normalarbeitsverhältnis zu knüpfen. Ein weiteres Merkmal, das sich aus der Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur ergab, betrifft die Dauer der Pflege. Es sollten Sorgende befragt werden, die einen älteren Angehörigen über einen längeren Zeitraum betreuten.

Orientiert am Prinzip des „Theoretical Sampling“ wurde das Sample nicht vorab festgelegt, sondern parallel zu den ersten Auswertungen in einem Zeitraum von acht Monaten nach und nach zusammengestellt. Nach dem Probeinterview und der intensiven Auswertung der ersten biografischen Erzählung wurden GesprächspartnerInnen gesucht, die hinsichtlich der angeführten Kriterien mögliche Kontrastfälle zum ersten Interview bilden konnten. Zwei Interviews wurden geführt, eines davon genau analysiert. Aus dem Vergleich der beiden ausführlichen Interpretationen und den erarbeiteten Kategorien ergab sich die Suche nach weiteren GesprächspartnerInnen, die neue Aspekte aufzuzeigen versprachen. Das Sample bestand schließlich aus fünf biografisch narrativen Interviews mit

vier Frauen und einem Mann, die über Jahre hinweg lang für einen hilfsbedürftigen Elternteil sorgten und unterschiedliche Berufs- und Betreuungsarrangements entwickelt hatten.

Die Suche nach InterviewpartnerInnen brachte Überraschungen. Sie begann mit der Kontaktierung von Selbsthilfegruppen und Aushängen in Beratungszentren und teilstationären Betreuungseinrichtungen – mit unerwartet geringem Erfolg. Nur das Probeinterview kam über Initiative einer Selbsthilfegruppensprecherin zustande. Als hilfreich erwies sich hingegen das weitere persönliche Umfeld, in dem Informationen weitergegeben und Kontakte vermittelt wurden. Ohne Zweifel hat diese Vorgehensweise den Nachteil, „nur ein bestimmtes Milieu zu erreichen“, wie Thon (2008, 130) kritisch anmerkt. Jedoch können die Konturen einer spezifischen Problemlage durch die Konzentration auf eine Gruppe schärfer hervortreten (vgl. Thon 2008, 131). Ein weiterer Vorteil liegt im Vertrauensvorschluss von Seiten der InterviewpartnerInnen, weil ihnen – wenn auch über drei Ecken – das Anliegen und die Integrität der Interviewerin verbürgt werden. Dieser Bonus fällt bei unerfahrenen InterviewerInnen wohl besonders ins Gewicht und hat meines Erachtens zur hohen Qualität der für diese Arbeit geführten Interviews wesentlich beigetragen.

Interviewerhebung und Transkription

Rosenthals (2008) Erläuterungen zur „Technik des narrativen Interviews und den Regeln der Gesprächsführung“ (ebd., 143ff.) dienen als Orientierungshilfe für die Interviewführung. Hilfreich war auch Alheits „Das narrative Interview – eine Instruktion für Anfänger“ (o.J.). Die Gespräche fanden in privaten Räumen, meist in den Wohnungen der ErzählerInnen statt. Nach ausführlichen Informationen im Vorfeld der Interviews wurden die GesprächspartnerInnen gebeten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Beim Probeinterview antwortete der Gesprächspartner auf die offene Erzählaufforderung mit einer auf vier Termine verteilten, über elf Stunden dauernden, dichten, detail- und anekdotenreichen Erzählung, die eine kaum zu bewältigende Materialfülle darstellte. Die Erzählaufforderung wurde nach dieser ersten Erfahrung etwas geschlossener formuliert und mit dem thematischen Schwerpunkt der Arbeit verknüpft, betonte aber weiterhin das Interesse an der gesamten Lebensgeschichte. Die folgenden Interviews dauerten zwischen eindreiviertel und vier Stunden. Trotz präziser Vorinformationen wurden zwei GesprächspartnerInnen von der Erzählaufforderung sichtlich überrascht. Sie waren auf ein Experteninterview gefasst, nicht auf einen Lebensbericht, bewältigten die Situation jedoch mit großer Souveränität. Während der Hauptidee hielt sich die Interviewerin strikt an das Gebot, den

Gesprächsfluss nicht zu unterbrechen. Anschließend folgte ein Nachfrageteil, der Vertiefungsfragen zur erzählten Lebensgeschichte stellte, gefolgt von externen Fragen zu Themen, die im Interview nicht erwähnt wurden. Das Abarbeiten einer langen Liste möglicher Nachfragen erwies sich als unbefriedigend. Nach den ersten Interviews und Interpretationen wurden die Nachfragen auf einige wesentliche Aspekte reduziert. Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet und Verlauf und Kontext des Gesprächs unmittelbar nach den Interviews in Notizen reflektiert.

Der ursprüngliche Plan, alle Interviews nach der Aufnahme vollständig zu transkribieren und erst anhand der Abschrift über ihre weitere Bearbeitung zu entscheiden, wich angesichts der Länge der biografischen Erzählungen pragmatischeren Überlegungen. Nach der vollständigen Transkription des ersten Interviews wurden die weiteren Gespräche anhand der Tonbandaufzeichnungen vorerst nur protokolliert. Erst als die Entscheidung für die zweite Einzelfallanalyse getroffen war, wurde das entsprechende Interview zur Gänze transkribiert. Alle Personen- und Ortsnamen wurden anonymisiert. Angaben und Bezeichnungen, die ohne große Mühe Rückschlüsse auf die interviewten Personen ermöglichen könnten, wurden geändert.

Auswertung

„Ebenso wie die Methode des biographisch-narrativen Interviews darauf ausgelegt ist, die Strukturierung des Gesagten nach den Relevanzgesichtspunkten der Erzählerin zu ermöglichen, so orientiert sich die Auswahl des Materials an dieser Strukturierung“ (Thon 2008, 137). Daraus ergibt sich das Prinzip eines streng sequentiellen Vorgehens bei der Interpretation des Interviewtextes, das, wie Thon anmerkt, auch das Einnehmen einer abduktiven Haltung unterstützt, weil es „die Forscherin dazu zwingen (kann), im Umgang mit dem Material von bestimmten Voreinstellungen des eigenen Blicks abzusehen“ (ebd., 137). Der erste Lesedurchgang diente der Erschließung der formalen Struktur des Gesamttextes. Die verschriftlichte Lebensgeschichte wurde in Analyseeinheiten gegliedert, die sich aus dem Textsortenwechsel, dem Sprecherwechsel und dem Themenwechsel ergaben (vgl. Rosenthal 2008). Ein Verlaufsprotokoll skizzierte die Struktur des Interviews, hielt erste Interpretationsideen fest und bildete die Basis für die weiteren Auswertungsschritte (vgl. Dausien 1996).

In der Folge wandte sich der Blick von der Gesamtgestalt der Hauptidee auf das Detail - und wieder zurück -, auf das „Kernstück der Einzelfallanalyse: die ‚inhaltlich-

strukturelle Beschreibung' der autobiographischen Haupterzählung" (Dausien 1996, 129). Ziel sollte nicht eine Paraphrasierung sein, sondern eine „voraussetzungsvolle ‚rekonstruktive Beschreibung' bzw. die Beschreibung einer theoretisch begründeten Rekonstruktion der narrativen und (alltags)theoretischen Konstruktionen des befragten Subjekts" (ebd., 130). Die strukturelle Beschreibung leistet nach Dausien nicht nur eine Zusammenfassung der Interpretationsergebnisse, sondern dokumentiert den Analyseprozess selbst. Verworfen Lesarten und plausibilitätsarme Hypothesen sollten sichtbar, Interpretationsschritte vom Originaltext ausgehend nachvollziehbar sein (vgl. ebd., 130f.).

Das erste für die Einzelfallanalyse ausgewählte Interview wurden den dargestellten Prinzipien der Offenheit und Abduktion gemäß line-by-line und Segment für Segment interpretiert. Das sequentielle Vorgehen, das offene Kodieren, die Produktion möglichst variantenreicher Fragen, Lesarten und Hypothesen, der gleichzeitige Blick auf das „Wie“ und das „Was“ des Erzählten – all das stellte sich als Geduldsprobe heraus, die mit der Zeit immer spannender und produktiver wurde. Im Forschungstagebuch, das den gesamten Arbeitsprozess begleitete, wurden Strauss' Ratschlag befolgend „Theorie-Memos“ notiert (Strauss 1998, 62). Als wichtiger Ort, als Korrektiv und Inspiration, erwies sich die Forschungswerkstatt am Institut für Bildungswissenschaft. Was sich aus einer halben Seite Interviewtranskript herausholen lässt, weiß man erst, wenn man mit einer Gruppe eineinhalb Stunden lang versucht hat, zwanzig Zeilen gemeinsam zu interpretieren.

Die Analyse des zweiten Interviews folgte einem ökonomischeren Verfahren. Nach der Erstellung des Verlaufsprotokolls wurden entlang der zeitlichen und inhaltlichen Abfolge der Erzählung Kernstellen ausgewählt und diese einer Feinanalyse unterzogen. Von Schützes Kodierparadigma gewann besonders die kognitive Figur der „Erfahrungs- und Ereigniskette“ für die Fallanalyse Priorität (Schütze 1984, 88ff.). Die „Prozessstrukturen“, die das Verhältnis der Erzählenden zu ihrer eigenen Lebensgeschichte bezeichnen, erwiesen sich als äußerst aufschlussreich für das Verständnis und die Rekonstruktion biografischer Handlungs- und Deutungsmuster. Und sie halfen, beim Interpretieren nicht zu vergessen, dass erlebte und erzählte Lebensgeschichte zwei paar Schuhe sind. Es kann nicht darum gehen - und niemals gelingen - zu beschreiben, wie es „wirklich“ war, vielmehr muss der „Rekonstruktionscharakter sowohl des Interview- als auch des Interpretationstexts“ (Thon 2008, 140) stets bewusst gehalten werden.

Im nächsten, weiter abstrahierenden Arbeitsschritt wurde versucht, „übergreifende Dimensionen der biographischen Erfahrungsaufschichtung“ (Dausien 1996, 131) herauszuarbeiten. Die Festlegung orientierte sich dabei auch an der Forschungsfrage und den

sensibilisierenden Konzepten und diene als Grundlage für den Fallvergleich. Im Aufzeigen von Zusammenhängen und Brüchen, Ähnlichkeiten und Widersprüchen, maximalen und minimalen Kontrasten wurden auch die nicht intensiv ausgewerteten Interviews einbezogen. Und was steht am Ende? Nach Strauss (1998) ist das Ziel, „eine *komplexe* Theorie, eine verstehbare, lesenswerte, brauchbare und sich entfaltende Theorie zu entwickeln und zu formulieren“ (Strauss 1998, 332; Herv. i. O.). Dieses Ziel wird im Rahmen dieser Arbeit nicht erreicht werden können. Beabsichtigt ist jedoch, einen Beitrag zu leisten zu einem differenzierten Verständnis der Lebenswirklichkeit pflegender Angehöriger.

Die angeführten Bearbeitungsschritte am Material werden in der folgenden Darstellung nicht nachgezeichnet, sondern die Interpretationsergebnisse in einer möglichst lesbaren, verdichteten und strukturierten Fassung präsentiert.

5 Fallstudie: Luzia Bruckner

Vor dem Interview macht Luzia Bruckner für die Interviewerin eine Führung durch einen beeindruckend schönen, behutsam ausgebauten und sorgfältig gepflegten Vierkanthof mit mehreren Gebäuden, Wohnungen und Gartenbereichen, den die Erzählerin mit ihrer Mutter bewohnt. Die Interviewerin wird der Mutter vorgestellt. Schließlich findet das Gespräch in der separaten Kleinwohnung der Erzählerin statt. Es dauert gut zweieinhalb Stunden.

5.1 „Dreimäderlhaus“ und Familiengeschichte(n)

Luzia Bruckner beginnt ihre biografische Haupterzählung, die mehr als die Hälfte des Interviews einnimmt, mit einer Klärung der „Voraussetzungen“ ihrer Lebensgeschichte:

also bei uns - was - also was von den Voraussetzungen meiner Lebensgeschichte schon sehr bestimmend ist ist eben die Familienkonstellation wie es eben zu Beginn war - drum war mir das mit der Hausführung wichtig - weil ich bin ja in diesem Haus geboren - und das so von den Voraussetzungen - das war 1958 also ich bin jetzt 52 - März - und so wie damals so der Bauernhof war - ist so für unsere Gegend ziemlich der Normalzustand von einem Bauernhof - also wir waren nicht besonders große Bauern und nicht besonders kleine Bauern - meine Eltern haben im Großen und Ganzen noch Haupterwerb gelebt ja --- und - wir waren drei Mädchen - wir waren immer dir Bruckner-Dirndln - Dreimäderlhaus (1, 39 - 2, 6)⁹

Die Protagonistin skizziert knapp die sozialen und familiären Verhältnisse zum Zeitpunkt ihrer Geburt. Die Familie lebt von einer für die Region typischen mittelgroßen Landwirtschaft. Gemeinsam mit ihren Schwestern bildet Luzia Bruckner das „Dreimäderlhaus“, eine Bezeichnung mit idyllisch-heiterer Konnotation. „Dreimäderlhaus“ ist eine Operette des frühen 20. Jahrhunderts, in der die drei Töchter einer Familie nach Verwicklungen und Hindernissen mehr oder weniger glücklich unter der Haube landen. Der Begriff könnte ein Hinweis auf eine unbeschwerte Kindheit sein, er könnte die verheißungsvolle Ausgangslage ihres Lebens betonen oder aber auf soziale Erwartungshaltungen verweisen, auf weibliche Sozialisationsmuster und Normalbiografien der späten 1950er Jahre. Was wird aus dem Dreimäderlhaus?

⁹ Die Angaben in Klammer geben Seiten- und Zeilennummern im Transkript an. Transkriptionsschlüssel siehe Anhang.

Die Erzählerin gibt zunächst keine Antwort darauf, sondern beschreibt die wechselvolle Geschichte des Hofes und der HofbesitzerInnen seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Vorfahren werden prägnant charakterisiert. In keinem anderen der für diese Arbeit geführten Gespräche nimmt die Familiengeschichte einen ähnlich prominenten Platz ein. Die Ausbildung des Urgroßvaters, die Nazivergangenheit des Onkels, die politische Einstellung der Großmutter werden lebhaft, differenziert und zum Teil anekdotenhaft dargestellt. Diese Familienchronik könnte wesentlich zur Traditionsbildung der Familie Bruckner gehören und den Stolz auf die Vorfahren bezeugen, ohne deren Schattenseiten verheimlichen zu wollen.

Luzia Bruckner bettet die Geschichte ihrer Familie in die gesellschaftlichen Transformationsprozesse der vergangenen 150 Jahre ein. Die präsentierte Familienbiografie lebt nicht allein von individuellen Heldentaten und tragischen Einzelschicksalen, sie will nicht oder nicht nur erbauliche Familienchronik sein, sondern dokumentiert ein aufgeklärtes und kenntnisreiches Verständnis von sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Transformationsprozessen. Sie belegt das Interesse der Erzählerin an gesellschaftspolitischen Fragen und bezeugt das Anliegen, (Familien)Traditionen lebendig zu halten. Vielleicht könnte darin eine biografisch bedeutsame Figur identifiziert werden, nämlich der Versuch, Tradition und Moderne zu verbinden, Traditionen nicht zu verwerfen, sondern aufzugreifen und aus ihrem Entstehungskontext heraus kritisch zu interpretieren. Die Frage, wie die bäuerlich-konservative Herkunft mit einem kritisch-emanzipatorischen Selbstverständnis verknüpft werden kann, spielt möglicherweise im weiteren Verlauf der biografischen Erzählung eine wichtige Rolle.

Vielleicht ist die hohe Bedeutung der Familienchronik ein allgemeines Merkmal bäuerlicher Biografien, vor allem wenn sie um einen Erbhof zentriert sind, der über Generationen hinweg im Familienbesitz bleibt. Die Weiterführung des Hofes ist Voraussetzung für wirtschaftliches Überleben und soziale Anerkennung der Familie und stellt damit eine Verpflichtung der nachkommenden Generationen dar. Mit der detaillierten Schilderung der Familiengeschichte könnte Luzia Bruckner einen indirekten Hinweis geben auf dieses Gefühl der Verpflichtung. Jedenfalls lässt sich festhalten, dass Familien- und Generationenbeziehungen für das Selbstverständnis der Erzählerin bedeutsam sind.

Das Aufwachsen der Protagonistin ist geprägt von familieninternen Spannungen. Zum einen lehnt die Großmutter die eingeheiratete Schwiegertochter - Luzia Bruckners Mutter - von Anfang an ab, weil sie als „Häusldirndl“ nicht standesgemäß ist. Zum anderen leidet die Familie unter dem Alkoholismus des Vaters. In dieser Situation wird die

Erzählerin zunehmend zur Verbündeten der Mutter. Als diese wegen eines akuten Rückenleidens und einem längeren Krankenhausaufenthalt als Arbeitskraft ausfällt, springt die jugendliche Luzia Bruckner ein. Die Erzählerin erinnert sich:

ich hab in diesem Sommer während die Mutter da im Krankenhaus war zum ersten Mal in meinem Leben - komplett die Bäuerinnenrolle übernommen net? - da war ich schon 17 da hab ich schon ding - wir waren an sich nicht gewohnt dass wir im Stall arbeiten oder solche Sachen im - während dem Schuljahr auf keinen Fall/ I: mhm/ E: und auch so nicht regelmäßig - wir haben im Sommer bei der Erntearbeit geholfen - Stroh einführen - Heu einführen und so was - aber aber im Kuhstall eigentlich überhaupt nicht das war zum ersten Mal dass ich gemolken hab und ausgemistet und dann ist eine Kuh krank geworden also der war für mich sehr schicksalsträchtig dieser eine Sommer - und vor allem auch in der Auseinandersetzung mit meinem Vater also ich hab damals den absoluten Krieg ghabt mit ihm - er hat irrsinnig viel trunken (7, 12 - 7, 21)

Die Erzählerin kontrastiert den außergewöhnlichen Arbeitseinsatz dieses einen Sommers mit den üblicherweise erbrachten Hilfstätigkeiten. Die heranwachsenden Kinder sind zwar gewohnt, bei der Ernte zu helfen, die Versorgung der Kühe hingegen ist Sache der Erwachsenen. Dass die 17-Jährige nicht melken kann, verweist auf eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die dem Mann den Stall und der Frau das Haus zuordnet. Diese Zuschreibungen werden am Hof der Familie Bruckner aufgeweicht, die Bäuerinnenrolle schließt die Versorgung des Viehs mit ein. Möglicherweise hat die Suchterkrankung des Vaters zur Ausdehnung des Verantwortungsbereichs der Mutter geführt.

Warum bezeichnet Luzia Bruckner diesen Sommer als „schicksalsträchtig“? Vielleicht, weil er eine Art Initiation darstellt, eine Bewährungsprobe, die den Übergang zum Erwachsensein markiert. Die Formulierung „Bäuerinnenrolle“ deutet darauf hin. Sie bezeichnet einen qualitativen Unterschied, nicht nur eine quantitative Mehrarbeit. Die Erzählerin stellt sich der neuen Aufgabe und sie ist ihr gewachsen. Obwohl die Situation keine selbst gewählte ist, sondern eine durch schwierige Umstände erzwungene Notlage, beschreibt sich die Erzählerin nicht als ausgeliefert oder überfordert. Sie erledigt Arbeiten, die sie vorher nie gemacht hat: melken, ausmisten, eine kranke Kuh pflegen. Die Übernahme von Verantwortung führt zu Kompetenzzuwachs, zur Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten und zu Souveränität.

Denkbar ist auch, dass die Erzählerin diesen Sommer als „schicksalsträchtig“ bezeichnet, weil er weit reichende Konsequenzen hat und Zuständigkeiten festschreibt. Einmal Bäuerin, immer Bäuerin? Ist damit ihre Erstanwartschaft auf den Hof beschlossen? Oder erklärt sich die hohe Bedeutung dieses Sommers mit der sich abzeichnenden Umstrukturierung der Bewirtschaftung? Die Mutter darf auf Anweisung der Ärzte nicht länger

schwer arbeiten. Ohne ihre Arbeitskraft ist die Landwirtschaft jedoch nicht oder nicht in gewohnter Weise zu betreiben. Steht die Frage im Raum, ob die 17-jährige Erzählerin die Schule abbrechen und ganz in die Fußstapfen ihrer Mutter treten soll? Denkt sie selbst daran?

Luzia Bruckner beschreibt in der Folge die Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit dem alkoholkranken Vater. Die Erzählerin leitet die Passage ein: Es ist Abend und Zeit, die Kühe zu melken und die Milch für die KundInnen vorzubereiten. Sie wartet auf ihren Vater.

der ist wieder irgendwo in einem Wirtshaus gessen und hat gsoffen - und wenn er genau in der Zeit heimkommen ist wo diese Milchkundschaften da waren ja - das war oft so peinlich da ist er fast vom Traktor runtergefallen also das war ((stöhnen)) das war Horror - und ich weiß noch in diesem Sommer hab ich so viel - das war so wild mit meinem Vater - da hab ihn so fertig gmacht auch weil ich mich so geniert hab für ihn und weil er so - desolat war - ich hab da natürlich ich hab es nur noch schlimmer gmacht für ihn net? - der Vater war damals total verzweifelt weil er nicht gwusst hat wie's mit dem Haus weitergehn soll ist eh klar/ I: mhm/ E: das Schöne war dann ein Jahr später wie ich dann im Maturajahr war - ah hat der Vater einen Entzug gmacht da war er grad auf Entzug (7, 30 - 7, 38)

In der „Bäuerinnenrolle“ erlebt Luzia Bruckner die Alkoholsucht des Vaters von einer neuen Seite. Er lässt sie hängen, kommt zu spät zur Arbeit, sie kann sich nicht auf ihn verlassen. Besonders quälend ist das Gefühl der Scham vor den MilchkundInnen für den betrunkenen, „desolaten“ Mann. Sie reagiert mit Aggressionen, macht ihren Vater „fertig“. Vielleicht verleiht ihr die Rolle als Bäuerin Autorität und Courage, sie wehrt sich und äußert ihren Unmut. Die Erzählerin bringt in dieser Darstellung ihre Überlegenheit zum Ausdruck, aber auch Hilflosigkeit und Ohnmacht. Ihre eigene Reaktion charakterisiert sie mit Begriffen, die ähnlich dem Verhalten des Vaters auf Kontrollverlust hindeuten („das war so wild mit meinem Vater - da hab ich ihn so fertig gmacht“).

Die Auseinandersetzungen beurteilt Luzia Bruckner in der nachträglichen Reflexion als kontraproduktiv. Sie verstärken die Frustration des Vaters über die prekäre wirtschaftliche Lage des Hofes und führen damit zu einer weiteren Eskalation. Die Passage spiegelt die reflektierte Haltung der Erzählerin. Sie nimmt sowohl die eigene als auch die Perspektive des Vaters wahr, bemüht sich um ein differenziertes Bild, aber die Dramatik und Ausweglosigkeit der Situation bleiben unübersehbar. Die Passage endet jedoch versöhnlich, der Vater macht einen Entzug.

5.2 Bildung und „weite Welt“

Nach dem Abschluss der Hauptschule stellt sich die Frage, ob die Erzählerin bei ihrer Mutter eine Lehre absolvieren soll. Luzia Bruckner erzählt:

auf jeden Fall wollt meine Mutti schon dass ich schon ihre - dass ich schon Bäuerin werd net? - weil ich war diejenige von uns dreien die immer gholfen hat zuhaus - ja - ich war immer so furchtbar brav und hab also ich war an sich ein ziemlich freches und ding also ich hab immer mein Mundwerk offen ghabt und immer Streit angezettelt - hab immer die Mutti verteidigt und den Vater angebrüllt und die Großmutter angebrüllt ich hab immer jede Menge Rabauz gemacht ja - und - und hab aber gleichzeitig gholfen - also ich hab mit so 12 - 13 sicher schon die Hälfte vom Haushalt gmacht ja - also schon da diesen ganzen Bereich hier geputzt kann mich erinnern Küche geputzt - was ich nie gmacht hab das war kochen hab ich glaub nie gmacht - aber abwaschen und so also ich hab wirklich - bügeln die ganze Wäsche bügelt und alles/ I: mhm/ E: also so Haushalt hab ich schon weitgehend - also so mir ist es immer darum gegangen der Mutter zu helfen weil die soviel arbeiten hat müssen (9, 7 - 9, 17)

Die Erzählerin begründet den Wunsch der Mutter, sie zur Bäuerin auszubilden, mit ihrem Arbeitseinsatz im Haushalt. Sie wird früh zur Stütze ihrer Mutter, hilft ihr bei der Arbeit und verteidigt sie gegen die Großmutter und den Vater. Sie ergreift tapfer Partei für die Mutter. Ist diese schwach? Kann sie sich nicht selbst wehren? Wo sind die Schwestern? Die Mitarbeit im Haushalt wird offenbar nicht selbstverständlich vorausgesetzt, sonst wären auch die Schwestern eingebunden. Die Erzählerin zeigt sich in ihrer Darstellung als Akteurin, die von sich aus Hilfe anbietet und bereits als junges Mädchen selbstständig einen Teil der Hausarbeit erledigt. Die Passage drückt Stolz auf ihre Leistung aus.

Die Erwartungshaltung der Mutter ist eindeutig: Die Erzählerin soll bei ihr in die Lehre gehen und Bäuerin werden. Zum einen zeigt sich darin, dass den Eltern die Ausbildung der Kinder ein Anliegen ist, denn mit der landwirtschaftlichen Lehre ist auch der Besuch der Berufsschule verbunden und die Möglichkeit, eine Meisterprüfung abzulegen. Damit könnten aber auch die Weichen gestellt werden für die Weiterführung des Hofes. Ist Luzia Bruckner von ihren Eltern als Hoferbin vorgesehen? Fällt es der Erzählerin schwer, die Erwartungen ihrer Mutter zu enttäuschen? Die Erzählerin geht nicht darauf ein. An diesem Punkt ihrer Biografie wahrt sie ihre eigenen Interessen und entscheidet sich für eine weiterführende Schule:

ich war aber auch gut in der Schule und hab mir dacht ich werd doch nicht wahnsinnig sein - meine Schwester war damals im Gymnasium - das war einfach lässig das war toll ja - die haben eine Gaudi ghabt

I: mhm/ E: die sind im Kaffeehaus gewesen - die ist mit den Jungs herumgezogen mit den langen Haaren damals und so /das war ja eine total ausgeflippte Zeit ja ((lachend))/ also das war alles was weite Welt war und Bildung war und weg von diesem da - eingesperrten - Bauerndasein net?/ I: mhm/ E: das war einfach - völlig - das war - und die Mutter hat das überhaupt nicht verstanden net? - der Vater schon ja - Gott sei Dank/ I: mhm/ E: der war da sofort - also ich hab da weiter nicht streiten müssen (9, 22 - 9, 32)

Das Gymnasium ist ein begehrenswerter Ort. Es steht für Bildung und Weltaneignung, verspricht außerdem Spaß, Freiheit, Unkonventionalität und ein Entkommen aus dem „eingesperrten Bauerndasein“. Was mit „weite Welt“ und „Bildung“ emotional verbunden ist, lässt sich schwer in Worte fassen und noch weniger der Mutter vermitteln: „das war einfach - völlig - das war - und die Mutter hat das überhaupt nicht verstanden“. Eine unbenennbare Sehnsucht, die der Vater, der seine eigenen Bildungswünsche nicht realisieren konnte, versteht. Er unterstützt seine Tochter. Der Widerstand der Mutter wird nicht thematisiert, was ihre schwache Position in der Familie untermauern könnte.

Die Erzählerin legitimiert ihre Bildungswünsche zuerst mit den guten Schulleistungen. Nur gute Noten und Leistungsbereitschaft rechtfertigen den Anspruch, das mütterliche Ausbildungsangebot auszuschlagen und eine höhere Schule zu besuchen. Eine wichtige Rolle spielt die ältere Schwester. Anfang der 1970er Jahre gab es vermutlich wenig andere Vorbilder. Der Anteil der weiblichen Landbevölkerung, die maturierte und studierte, war gering. Anna Bruckner, die ältere Schwester, gilt als hochbegabt und wird von den Lehrern mit Nachdruck gefördert. Ihre Leistungen rechtfertigen die in sie gesetzten Erwartungen. Sie wird zur Türöffnerin für die Bildungsbiografien der Schwestern.

Luzia Bruckner erzählt über ihre Schulzeit am Gymnasium:

ich hab einen Klassenlehrer gehabt in Deutsch Geschichte - der in dieser Richtung selber sehr stark unterwegs war und der mein Vorbild war - das war ein Sozialdemokrat - der hat mich ÖVP-Tochter in Richtung Sozialdemokratie ein wenig bracht und so ja - wir waren ja damals schon in der Mittelschule links so weit es geht ja ja - wir haben durchaus unsere Kämpfe gehabt - das war für mich sehr spannend - die Schulzeit war immer sehr schön - weil das war weg von zuhaus ja - war weite Welt - und wie soll ich sagen - es war - es ist leicht gegangen bei mir in der Schule ja/ I: mhm/ E: also ich hab mich leicht tan mit den Leuten dort - ich hab mich außer in Mathematik hab ich mich in den Fächern leicht tan - es war --- das war die Erholung - das eigentliche Leben war die Schule net?/ I: mhm/ E: und wenn ich heimkommen bin am frühen Nachmittag war das wie das Desaster oft - da hat dann oft die Mutter schon gewartet auf mich und gweint und mir wieder die neuesten Tragödien von der Großmutter erzählt und vom Vater erzählt und so ja - da fallst dann immer in so ein Loch rein ja - das war - das war - grad so 7. 8. Klasse war das schlimm (10, 30 - 11, 4)

Die positive Bilanz der Schulzeit wird mehrfach begründet. Zum einen gibt es einen Klassenlehrer, der zum Vorbild wird und die Erzählerin für Literatur und Geschichte begeistert und für politische Themen sensibilisiert. Er ist Sozialdemokrat und steht damit in Opposition zur politischen Ausrichtung der Familie Bruckner. Die Konfrontation mit politischen Themen und Positionen, die denen der Eltern diametral entgegenstehen, führt bei Luzia Bruckner nicht zu einer Verunsicherung und Irritation, nicht zu erwartbaren Loyalitätskonflikten, sondern wird als „sehr spannend“ erlebt. Die schulischen Anforderungen sind bewältigbar und der Umgang mit LehrerInnen und MitschülerInnen fällt ihr leicht. Luzia Bruckner ist eine ambitionierte, selbstbewusste Schülerin.

Die Erzählerin kontrastiert Schule und Familie. Die Schule wird zum „anderen“ Ort, zur Gegenwelt. Hier die schöne Schulwelt, dort die desaströse Familienwelt. Die Protagonistin macht unmissverständlich klar, wo sie sich wohler fühlt: „das eigentliche Leben war die Schule“. Eine erstaunliche Formulierung, gilt doch die Schule gemeinhin nicht als der Ort des „eigentlichen Lebens“, sondern zeichnet sich im klassischen Verständnis dadurch aus, von diesem „eigentlichen Leben“ zu abstrahieren. Eine Erklärung für diese Umdeutung könnte darin liegen, dass Luzia Bruckner von den ungelösten Familienkonflikten und der hohen Erwartungshaltung der Mutter überfordert ist. Die Wortwahl zur Kennzeichnung der Familienwelt (Desaster, weinende Mutter, Tragödien, Loch) deutet auf eine tägliche Dramatisierung und emotionale Vereinnahmung hin, der sich die Erzählerin nicht entziehen kann. Im Gegensatz dazu stellt die Schule keine Überforderung dar, sondern ermöglicht eine Stärkung der eigenen Kompetenz und Handlungsfähigkeit.

Die Formulierung, „das eigentliche Leben war die Schule“, könnte auch bezogen auf die Lerninhalte verstanden werden. Das Eigentliche, das, worum es wirklich geht, wird in der Schule vermittelt. Luzia Bruckner besucht die Oberstufe in den frühen 1970er Jahre, eine Zeit, in der sich in der Folge der 1968er Bewegung ein sozialer Wandel abzeichnet, der zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen führt. In Österreich bildet die SPÖ 1970 nach einer vierjährigen ÖVP-Alleinregierung eine Minderheitsregierung, ab 1971 für mehr als 10 Jahre eine Alleinregierung, und setzt grundlegende Reformen durch. Die „Ära Kreisky“ steht für die Modernisierung des Landes. Der sozialdemokratische Klassenlehrer, der Deutsch und Geschichte unterrichtet und politische Themen behandelt, tritt als Repräsentant dieses Wandels auf.

Ein Repräsentant anderer Art wird im weiteren Verlauf der biografischen Erzählung eingeführt. Die Erzählerin berichtet von ihrer ersten Liebesbeziehung:

6. - 7. Klasse hab ich einen Freund ghabt - gehabt - haha - da war ich so was ähnliches wie verlobt - und der hat selber keine Matura gehabt - der war Versicherungsangestellter - und hat wollen dass ich bestenfalls die Pädak mach nach der Matura - und Lehrerin werd - aber nicht studieren geh weil das also irgendwie - also ja - ja - also ich hab mir dacht - so geht das nicht - das war glaub ich /eine meiner wichtigsten Entscheidungen in meinem Leben ((lachend))/ dass ich mit 17 mit dem Schluss gmacht hab ((lachen)) was hat er gsagt - wenn ich einmal den Schweinsbraten so machen kann wie seine Mutter dann heirat er mich - hab ich mir dacht um Gottes Willen - so stell ich mir das Leben net vor - ja? (11, 6 - 11, 12)

Der Freund hat keinen Namen. Es geht nicht um ihn als Person, er wird als Vertreter einer konformistischen Lebenseinstellung präsentiert, die die Erzählerin an seinen traditionellen Ansichten über geschlechtsspezifische Rollenverteilung festmacht. Die Trennung von diesem Freund bezeichnet sie als eine ihrer wichtigsten Lebensentscheidungen. Das Ende der Beziehung markiert den endgültigen Bruch mit dem vorgezeichneten Lebensweg als Hausfrau, Bäuerin und Mutter. Die Trennung steht für die Abkehr von einem institutionalisierten Ablaufmuster weiblicher Normalbiografien. Diese Abkehr ist wesentlicher Bestandteil der Selbstdefinition der Erzählerin, eine Lebensentscheidung, eine Weichenstellung.

Nach der Matura übersiedelt die Erzählerin nach Gestadt und beginnt ein Psychologiestudium. Luzia Bruckner thematisiert die Studienwahl im Zusammenhang familiärer Rollenverteilung:

immer wenn meine Mutti damals in der Schulzeit schon krank war - war immer ich die Ansprechding ja - und dazu ist gekommen dass ich von der - Mentalität her oder von der Persönlichkeit her - also ich hab schon relativ bald gwusst dass ich Psychologie studieren werd ja - so das Zwischenmenschliche und das Emotionale und das Gequatsche und das Kommunikative das war meins net?/ I: mhm/ E: ich hätt mir sonst von der Begabung her sicher Deutsch und Geschichte hätt ich sonst studiert - wenn ich das nicht gmacht hätt (10, 23 - 10, 30)

Die Erzählerin begründet ihre Studienwahl mit dem, wofür sie aufgrund ihrer „Persönlichkeit“ und den Zuschreibungen der Mutter als „Ansprechding“ prädestiniert scheint. Diese Erklärung ist erstaunlich. Vor dem Hintergrund der wertenden Kontrastierung von Familie und Schule wäre zu vermuten, dass Luzia Bruckner bei der Studienwahl den Begabungen und Fähigkeiten, die ihr in der Schule attestiert werden, weit mehr Gewicht beimisst als jenen, die ihr die Familie zuschreibt. Es ist jedoch umgekehrt. Die spezifische Begabung und das Interesse für Deutsch und Geschichte werden wahrgenommen, sind aber nicht ausschlaggebend. Andere Überlegungen, etwa ökonomische Verwertungsmöglichkeiten, kommen nicht vor. Steht hinter der Studienwahl die verborgene Motivation, als ausgebil-

dete Psychologin professioneller in die Familiendynamik eingreifen und die Mutter - wenn schon nicht als Bäuerin - unterstützen zu können?

Die Wortwahl zur Charakterisierung ihres Kompetenzbereichs (das Zwischenmenschliche, das Gequatsche) ist abwertend. Ist sie zu verstehen als Distanzierung von einer in der Retrospektive als falsch beurteilten Studienmotivation? Oder verbirgt sich dahinter eine schon zu Studienbeginn virulente Unzufriedenheit mit dem Fach? Die abwertende Formulierung könnte auch als ironische Kommentierung der „typisch weiblichen“ Studienwahl verstanden werden, als spöttisch-selbstkritischer Seitenhieb auf die Grenzen eigener Emanzipationsleistungen. Wählt die Erzählerin das „weiche“ Fach aus Unsicherheit und Sorge, an einem „richtigen“ Fach zu scheitern? Will sie nicht in den unmittelbaren Konkurrenzbereich ihrer älteren Schwester eintreten, die ein „hartes“ Fach mit Erfolg studiert? Der familiäre Begründungszusammenhang der Studienwahl legt nahe, dass es Luzia Bruckner wichtig ist, eigene Kompetenzbereiche in der Familie zu behaupten, einen Platz zu besetzen, den Bereich, in dem sie sich als überlegen auszeichnet, nicht preiszugeben.

Die Passage erweckt den Eindruck, als stehe die Studienwahl von vornherein fest, eine unumstößliche Gewissheit, die möglichen Alternativen keinen Raum lässt. Überspitzt formuliert: Gegen eine psychische Disposition vermag das kognitive Interesse nichts auszurichten.

Über ihre ersten Erfahrungen in Gestadt erzählt die Protagonistin:

ich hab das Pech ghabt in Gestadt - dass ich gleich am Anfang mir einen Freund aufgrissen hab - den hätt ich mir eher schenken sollen - das war wahrscheinlich der größte Fehler in meinem Leben ja - der Haller der legendäre - also die ganze Clique - Michi - Gabi und die dazugehören - war alles war alles um den Haller herum (11, 35 - 11, 37)

Mit diesen knappen Sätzen leitet die Erzählerin eine längere Passage über eine traumatische Liebesbeziehung ein, die die ersten Jahre der Studienzeit bestimmt. Die Formulierung, „der größte Fehler in meinem Leben“, nimmt den dramatischen Verlauf vorweg. Versteckt findet sich eine Erklärung für die Aufnahme dieser Beziehung: „der Haller der legendäre“ ist begehrenswert, weil er im Zentrum der „Clique“ steht, er bildet die Mitte, um die sich die anderen scharen. Diese Erklärung ist selbstwertschützend: Die Protagonistin ist nicht die einzige, die von diesem Mann angezogen wird, auch andere finden ihn attraktiv.

Es folgt eine zweijährige Beziehung, die Luzia Bruckner als einschneidende und zu tiefst verstörende Erfahrung von Abhängigkeit, Manipulation und Selbstwertverlust beschreibt. In der schwierigen Trennungsphase erkrankt die Erzählerin an einer Depression. Die folgenden Jahre sind geprägt vom Versuch, psychische Stabilität zu gewinnen und die depressive Erkrankung zu bewältigen. Die Erfahrungen an der Universität und der Studienverlauf treten in den Hintergrund. Wiederholt bezeichnet die Erzählerin die Bemühungen, das Studium voranzutreiben, als quälend. Das steht in überraschendem Kontrast zur glücklichen Schulzeit. Luzia Bruckner begründet diese Schwierigkeiten mit der depressiven Erkrankung, die oft genug bereits das morgendliche Aufstehen zur Tortur werden lässt.

Denkbar wäre auch ein Zusammenhang mit der geltenden Studienordnung der späten 1970er Jahre, die kaum Strukturierungen vorgibt und die Studierenden weitgehend auf sich alleine stellt. Der radikale Bruch zwischen schulischen und studentischen Lern- und Qualifizierungsprozessen stellt eine enorme Herausforderung dar. Möglich ist auch, dass die Protagonistin mit ihrem Interesse für „das Zwischenmenschliche und das Emotionale“ in der weitgehend naturwissenschaftlich orientierten Psychologie der späten 1970er und frühen 1980er Jahre nicht das findet, was sie sucht. Die Erzählerin geht nicht auf diese Umstände ein. In ihrer eigenen Darstellung sind die Probleme nicht institutionellen Strukturen oder inhaltlichen und methodischen Lehrinhalten geschuldet, sondern ihrer Depression und dem eigenen Unvermögen.

Über ihre Wünsche und Zukunftspläne als junge Studentin erzählt Luzia Bruckner:

also ich hab die 80er Jahre (3) das war eh die Gestadt-Zeit halt und wo ich mich quält hab dass ich mein Studium irgendwie hinkrieg und so - also mein Lebensentwurf als junge Frau war eher so - ich mach mein Studium fertig - und geh dann wieder zurück da her --- führ den Hof im Neben- von einer Nebenerwerbsgeschicht ja - arbeit als Psychologin in Westadt oder Erdorf - heirat einen entsprechenden Mann also kein Bauer sondern einen Akademiker ist eh klar - wir tun uns den Hof schön gut herrichten und machen das so nebenbei - aber das war immer - der Kompromiss war immer - weil ich das Haus da so gern ghabt hab - für mich war immer wichtig dass - dass mir das da nicht flöten geht/ I: mhm/ E: ach ja genau und ich hab die Ferienzeit immer zuhaus verbracht und daheim gearbeitet/ I: mhm/ E: also in der Zeit wo andere Ferialjobs ghabt haben auch meine Schwestern hab ich daheim gearbeitet (17, 24 - 17, 34)

Diese Perspektive, dieser Lebensplan, könnte ein Grund sein, warum die Erzählerin keine Alternativen zum Studium in Betracht zieht. Die Beendigung des Studiums ist Voraussetzung für einen gelingenden „Kompromiss“ zwischen der Bildungsorientierung einerseits und der Hoforientierung andererseits. Der Bildungsabschluss ermöglicht eine qualifizierte

Erwerbstätigkeit, einen akademisch gebildeten Ehemann und einen schön ausgebauten Bauernhof. Ihr Idealbild des zukünftigen Lebens verspricht eine gelungene Synthese aus Stadt und Land, Natur und Kultur, Tradition und Moderne, sozialem Aufstieg und ruraler Verankerung.

Die Bezeichnung „Kompromiss“ ist auffallend in einer biografischen Selbstpräsentation, die im Kern über Kontrastierungen und Dichotomien konstruiert wird. Ist dieser Kompromiss tatsächlich als ideale Synthese unterschiedlicher Lebensorientierungen gemeint oder ist er ein abgerundener, kleinster gemeinsamer Nenner, der die elterlichen Erwartungen und die eigenen Wünsche zusammenbringt? Der Betonung der emotionalen Verbundenheit mit dem Haus und die Selbstverständlichkeit der Mitarbeit könnten als Indiz gelten für ein biografisches Handlungsschema, das eigene Wertigkeiten berücksichtigt.

In dieser Passage imaginiert sich Luzia Bruckner als Besitzerin des Hofes, der entsprechend ihrer Vorstellungen gestaltet und bewirtschaftet werden soll. Die Eltern und die Schwestern kommen nicht vor. Darin liegt ein Hinweis auf ihr informelles Vorrecht auf das elterliche Erbe, das sie sich durch jahrelange Mitarbeit erworben hat. Wenn die Schwestern ebenfalls Interesse am Besitz haben, könnte die Verteidigung der eigenen Ansprüche zu einer über Jahre durchzuhaltenden Anstrengung für die Erzählerin werden. Die Formulierung, „für mich war immer wichtig - dass mir das da nicht flöten geht“, kann als entsprechende Andeutung gelesen werden. Die Mitarbeit am Hof und die Unterstützung der Eltern setzen sich im Studium fort. Die Erzählerin arbeitet in den Sommerferien regelmäßig zuhause mit, während die Schwestern Ferienjobs nachgehen.

Es soll nicht unberücksichtigt bleiben, dass die Präsentation des „Lebensentwurfs“ möglicherweise eine Reaktion auf die Eingangsfrage des Interviews ist, in der dieser Begriff vorkommt. Die Interviewerin macht den Fehler, Fragestellung und Erzählaufforderung nicht zu trennen. Wer hat schon einen „Lebensentwurf“? Die Protagonistin nimmt wiederholt Bezug auf das in der Eingangsfrage geäußerte Interesse und versucht es zu bedienen.

Gegen Ende des Studiums, das nach geltender Studienordnung mit einem Doktorat abschließt, macht die Erzählerin an die 100 Interviews mit Bäuerinnen aus dem Bezirk ihrer Heimatgemeinde. Die Interviews müssen transkribiert und quantitativ ausgewertet werden, was sich als enorm arbeitsaufwändig erweist:

und wie ich draufkommen bin dass ich da pro Interview zwischen 9 und 11 Stunden brauch - und anfangen hab zu rechnen wie lang das dauert und wie lang dann mein Studium noch dauert und ich war schon über 30

und - Geld keins mehr ghabt hinten und vorn und den Eltern auf der Tasche glegen - also um die 30 herum hab ich einen tiefen Einbruch ghabt ja ((lachen)) (19, 12 - 19, 15)

Um ihren 30. Geburtstag gerät die Erzählerin in eine Krise. Die Dissertation scheint unbewältigbar, der Abschluss des Studiums rückt in weite Ferne. Die finanzielle Notlage und Abhängigkeit von den Eltern, die selbst nicht viel Geld haben, kommen erschwerend hinzu. Ein weiterer Faktor ist das Alter. Mit über 30 Jahren noch immer Studentin zu sein, ist gesellschaftlich geächtet und macht die Erfolglosigkeit offenkundig. Die Erzählerin schwächt die dramatische Formulierung vom „tiefen Einbruch“ mit einem Lachen ab, was dem Schmerz umso mehr Nachdruck verleiht. Auch in dieser Passage werden die Studienbedingungen, die Betreuungslage, die inhaltlichen Anforderungen nicht erwähnt. Warum bleibt gerade an diesem Punkt die scharfsinnige und kritische Analyse der Erzählerin aus? Kann sie sich nicht daran erinnern? Dieser Interpretation widerspricht die Genauigkeit, mit der sie den zeitlichen Aufwand für die Bearbeitung der Interviews erinnert.

In der Darstellung der Erzählerin bildet der beschriebene „tiefe Einbruch“ einen Wendepunkt. Luzia Bruckner setzt eine Zäsur. Sie unterbricht ihr Studium und beginnt zu arbeiten. In einem Forschungsinstitut findet sie einen interessanten, gut bezahlten Job als freiberufliche studentische Projektmitarbeiterin. Nach einem Jahr gibt sie die Arbeit auf, weil sie am Wunsch, das Studium zu beenden, festhalten will und Sorge hat, dass eine zu lange Pause die Rückkehr erschwert. Was als neuer Anlauf zur Beendigung der Dissertation gedacht ist, nimmt jedoch zusehends einen verlaufskurvenartigen Charakter an. Die Protagonistin verschuldet sich mehr und mehr und kommt mit ihrer Forschungsarbeit nicht voran. In dieser Notlage kehrt sie auf den elterlichen Hof zurück:

dann bin ich - dann hab ich die Wohnung in Gestadt aufgeben - bin heimgegangen weil ich wirklich komplett verschuldet schon war und also - ich hab nicht mehr weitergwusst ja --- und hab mir dacht machst dich zuhaus bei den Eltern nützlich - da hab ich nur gstritten mit den Eltern - vor allem mit dem Vater - dann wollt ich mich die ganze Zeit nur umbringen - aber wie? - ich hab nicht gwusst wie ich's machen soll - weil stümperhaft darf man das nicht tun - das hab ich schon glernt in der Psychologie - wenn dann anständig net? - nicht dass man da irgendwo auf der Psychiatrie aufwacht (19, 35 - 19, 40)

Der Versuch, durch die Übersiedlung an den elterlichen Hof die Krise zu meistern, misslingt. Es kommt zu Auseinandersetzungen mit den Eltern, die inhaltlich nicht näher bestimmt werden. Luzia Bruckner hat Suizidgedanken, wird aber von der Angst, es „stümperhaft“ zu machen und ihre Situation noch zu verschlimmern, davon abgehalten. Auf der Psychiatrie aufzuwachen, stellt in ihren Augen eine solche Verschlimmerung dar.

Die Definierung der Psychiatrie als angstbesetzten Ort ist bei einer Psychologiestudentin verwunderlich. Erwartbar wäre eher, dass sie die Institution als hilfreiche Kriseninterventionsstelle versteht. Die Formulierung, „nicht dass man irgendwo auf der Psychiatrie aufwacht“, impliziert die Angst vor Kontrollverlust. Man schlägt die Augen auf und findet sich in einer Situation wieder, die man weder vorhergesehen noch gewollt hat und in der man verletzlich und ausgeliefert ist.

Diese Passage könnte auch gelesen werden als eindringlicher Beleg für die Einsamkeitsgefühle der Protagonistin. Wenn das elterliche Haus, dem sie sehr verbunden ist, keinen sicheren Rückzugsort darstellt, wo soll dann einer zu finden sein? Die Erzählerin sucht ihn in Übersee, reist für mehrere Monate nach Australien. Die Reise wird detailliert beschrieben und mit „Abenteuer meines Lebens“ (20, 9) romantisch und positiv bewertet. Die Protagonistin beweist Mut, aber die Probleme lösen sich dadurch nicht. Ihre Depression verstärkt sich. Luzia Bruckner kehrt nach Gestadt zurück, beginnt eine Psychotherapie und gibt das Vorhaben, ihr Studium abzuschließen, endgültig auf. Sie bilanziert:

da war das erste in der Therapie dass ich das einmal geklärt hab - so ungefähr - dass ich mich entschieden hab - diese Idee dass ich mein Studium fertig mache aufgeb ja/ I: mhm/ E: das war so wichtig für mich dass ich das aushalte --- dieses - dieses - also dass ich das einsehe - dass ich das nicht schaff ja - also das war (3) es war alles sehr - diese Psychotherapie hat mir gholfen dass ich mich wieder einigermaßen --- ja dass ich so was wie einen Alltag wieder hinkrieg - so ja --- ich hab dann einen Job gfunden (22, 17 - 22, 23)

Bildungsabbrüche sind biografisch einschneidende Erfahrungen. Sie gefährden die berufliche Qualifikation und Integration, die soziale Anerkennung und den sozialen Aufstieg, das eigene Selbstwertgefühl und die Lebensorientierung. Die fragmentierte Satzstruktur dieser Passage zeugt noch in der Retrospektive vom Ringen um die Entscheidung. Die Dramatik des Verlusts und der schmerzhafteste Verarbeitungsprozess bleiben spürbar. Die Psychotherapie wirkt keine Wunder, aber sie ist hilfreich. Mit der Entscheidung, das Studium aufzugeben, gewinnt die Erzählerin Handlungsmacht über ihr Leben zurück, wenn auch nur „einigermaßen“. Die Basiskompetenz der selbstständigen Lebensbewältigung wird schrittweise wieder aufgebaut. Der Erzählerin gelingt die Organisation des Alltags und sie findet eine Arbeitsstelle.

In diese Zeit fallen weitere bedeutsame biografische Ereignisse. Der Vater erkrankt schwer und mit der Pensionierung der Mutter wird die Hofübergabe virulent:

genau in der Zeit ist mein Vater so krank worden - zuhaus - ich bin - das war auch so eine Phase in den 90er Jahren wie ich Therapie gmacht hab - wie's mir so schlecht gungen ist - da war das auch so vereinbart dass

ich lange Zeit nicht heimkomme - dass mich wirklich - das war auch - zum Beispiel hat meine Schwester sich entschlossen - dass sie daheim das übernehmen wird -- also das war durchaus so im Kopf mit meinen Schwestern - also das war ziemlich - krisenhaft also ah --- meine Schwester hat damals schon im Ausland gearbeitet und hat das - hat das aufgeben und einen Job in Österreich angenommen damit sie daheim leben kann und sich das alles geben kann ja -- dass sie dann später nach Ofstadt [im Ausland, M.M.] gegangen ist das hat sich dann so ergeben - aber an sich - hat sie glaub ich schon wirklich kann man sagen meinetwegen - weil ich das nicht geschafft hab daheim --- dass ich praktisch frei werde (3) hat sich da - eingeklinkt ja -- muss ich schon sagen war so (24, 6 - 24, 15)

Die Erzählerin nimmt eine problemorientierte Perspektive ein, aber die Satzstruktur ist unruhig und brüchig, sie spiegelt die Dynamik der sich überschlagenden Ereignisse am elterlichen Hof. Ihr Vater erkrankt, als es ihr selbst nicht gut geht und in der Therapie eine längere Abstinenz von der Familie vereinbart ist. Die ältere Schwester unterstützt die Eltern, wird Haupterbin und übernimmt damit die Verantwortung für die Altersversorgung der Eltern.

Angesichts der hohen subjektiven Bedeutung des Hofes für Luzia Bruckner erstaunt die distanzierte Beschreibung. Die Beiläufigkeit der Formulierung, „zum Beispiel hat meine Schwester sich entschlossen - dass sie daheim das übernehmen wird“, entwertet seine Bedeutung. Und sie legt nahe, dass die Erzählerin keinen Einfluss geltend machen kann. Aktivität, Autorität und Entscheidungskompetenz liegen bei der Schwester. Der Erzählerin bleibt der passive Part, die Zuschauerrolle. Sie muss die getroffenen Absprachen akzeptieren. Aber sie verlangt sich selbst mehr ab als bloße Akzeptanz. Der Schwester wird zugeschrieben, nicht aus Eigeninteresse zu handeln, sondern aus Solidarität: „weil ich das nicht geschafft hab daheim --- dass ich praktisch frei werde“.

In dieser Argumentationsfigur behauptet Luzia Bruckner indirekt ihren Anspruch auf den Hof. Die Schwester bekommt ihn nur, weil die Erzählerin vorübergehend nicht in der Lage ist, die Verantwortung zu übernehmen. Der Versuch, die Schwester zu rehabilitieren, geht nicht vollständig auf, ein Spalt bleibt offen, die Ambivalenz zwischen rationaler Einsicht und emotionalem Widerstand erkennbar. Die Erklärung, „hat sie glaub ich schon wirklich kann man sagen meinetwegen“, hat den Charakter eines unfreiwilligen Zugeständnisses. Die Schwester mag sie von der Bürde der Verantwortung befreien, aber sie entwendet ihr auch einen wertvollen Besitz. Die eine Seite der Medaille zeigt eine solidarische Schwester, die persönliche Opfer bringt, um die Eltern in einer Krisensituation zu unterstützen und mit ihrem Einkommen die Instandhaltung des Hofes und die Versorgung der Eltern zu garantieren. Die andere, bittere Seite sieht eine souveräne, beruflich

erfolgreiche und finanziell potente Schwester, die ihre Überlegenheit in Anschlag bringt, um sich den Hof anzueignen, den sich Luzia Bruckner durch jahrzehntelange Mitarbeit und Verantwortlichkeit verdient hat.

Aus anderer Perspektive betrachtet ist das Verhalten der Schwester erstaunlich. Sie gibt eine attraktive Arbeitsstelle im Ausland auf, setzt eine internationale Karriere aufs Spiel, um sich intensiver um die Eltern kümmern zu können. Wird diese Hilfeleistung von den Eltern erwartet? Sie scheint selbstverständlich, schlicht notwendig, unhinterfragbar. Man kann nicht anders. Zum einen wird dieses Deutungsmuster aus der Familienbiografie und der bäuerlichen Tradition des Ausgedinges verständlich. Eine andere mögliche Lesart deutet die Hilfsbereitschaft der Töchter als Ausgleich für die finanziellen Belastungen und die Förderung (oder Duldung) ihrer Ausbildung. Die Erzählerin erwähnt, dass die Eltern sich widersetzen, die älteste Tochter auf Anraten der Lehrer nach der Volksschule nicht in die Hauptschule, sondern ins Gymnasium zu geben. Sie können sich das teure Internat nicht leisten, lassen sich jedoch von den Lehrern überzeugen. Die Eltern bringen finanzielle Opfer, um den Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen, die ihnen selbst verwehrt blieb. Diesen Einsatz möchten die Töchter möglicherweise honorieren und zurückgeben.

Eine weitere Lesart sieht in dieser Textpassage den Versuch der Selbstaneignung eines Prozesses, der von Ausgeliefertheit geprägt ist, den Versuch der Rückgewinnung von Handlungs- und Deutungskompetenz. Luzia Bruckner will nicht Opfer sein, sondern im aktiven Zustimmen ihre Eigeninitiative und Rationalität unter Beweis stellen. Sie beendet die Schilderung der Erbverhandlungen mit folgendem Kommentar:

und damals war's aber auch klar dass die Anna das Haus nimmt und sich - und damit die Pflicht - sich um die Eltern zu kümmern ja - und ich war so gscheit und hab mir das Wohnrecht schreiben lassen weil das hab ich damals schon gwusst - dass das mit meiner Existenz vielleicht notwendig werden könnnt (24, 24 - 24, 27)

Mit dem vertraglich fixierten Wohnrecht sichert sich Luzia Bruckner das lebenslange Recht, im Haus zu wohnen. Sie hebt damit abschließend hervor, dass sie in diesem Entscheidungsprozess ihre Eigeninteressen wahrte.

Denkbar ist, dass die Hofübergabe an die Schwester von der Erzählerin tatsächlich als Entlastung und Befreiung erlebt wird. Der hohe Unterstützungsbedarf der Eltern und die Instandhaltung und Adaptierung der Gebäude stellen eine nachhaltige Herausforderung und nicht zuletzt eine beträchtliche finanzielle Belastung dar. Als Nicht-Besitzerin muss die Erzählerin für diese Kosten nicht aufkommen, verliert aber durch das Wohnrecht nicht die Option, am Hof zu leben. Die Präsentation der Schwester als Akteurin und Ent-

scheidungsträgerin dieses Verteilungsprozesses könnte als Versuch gedeutet werden, die Verantwortungsabgabe als fremdverursacht zu legitimieren.

Die enge Verbindung von eigener Biografie und Familiengeschichte zeichnet die Erzählung von Luzia Bruckner aus. Sie geht chronologisch vor und erzählt abwechselnd, was in Gestadt und in Erdorf parallel geschieht. Nach der Darstellung der Hofübergabe und der Erkrankung und dem Sterben des Vaters nimmt sie den Erzählfaden in Gestadt wieder auf. Sie arbeitet dort einige Jahre in Zeitungsverlagen. Die Erzählerin erwähnt positive Erfahrungen wie die Aneignung neuer Qualifikationen, aber auch Schwierigkeiten mit Vorgesetzten und KollegInnen:

die Sekretärinnen beim Tagblatt in der Aboabteilung haben die Nägel gefeilt und die Bunt gelesen net? - das war ein bissi seltsam aber gut - bei dem Abteilungsleiter - da war das sowieso - da gab's auch keine anderen Frauen die das aushalten haben dort - na gut - aber die haben - da sind am Abend beim Tagpress so einen guten - so eine Studentenrunde ghabt - die immer am Abend die Abo gekeilt hat - und das habe auch ich betreut und da bin ich immer gern länger geblieben und hab mich erholt von den Wahnsinnigen tagsüber und hab - also mit den Leuten mich gut und ding und da - irgendwie in diesem Zusammenhang bin ich auch auf die Idee kommen mit Direktmarketing und Telefonmarketing und so - ja - auf jeden Fall hab ich dann dadurch weil wir da unsere Erbschafterl überall kriegt haben - hab ich unter anderem ein Grundstück kriegt das ich sofort verkaufen hab können - da hab ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Geld ghabt ja/ I: mhm/ E: diesen Zustand hab ich sofort benutzt um mich von dieser unseligen Firma zu verabschieden (26, 19 - 26, 29)

Luzia Bruckner arbeitet im Vertrieb einer österreichischen Qualitätszeitung. Ihre Aufgaben werden nicht näher beschrieben. Mit den Arbeitskolleginnen verbindet sie nichts. Sie werden plakativ als Nägel feilende Boulevardblattleserinnen charakterisiert, der Abteilungsleiter an anderer Stelle als „offen sexistisch“ (25, 40). Einziger Lichtblick in diesem trostlosen Arbeitsumfeld sind die StudentInnen, die abends Telefonmarketing für die Zeitung betreiben. Die Erzählerin sucht nach einer neuen beruflichen Perspektive. Mit dem Geld aus dem Verkauf eines Grundstücks setzt sie die Idee um, sich mit einer Direktmarketingfirma selbstständig zu machen.

Die Qualifikationen der Erzählerin, die sie in einem jahrelangen Psychologiestudium erworben hat, werden durch den fehlenden Abschluss am Arbeitsmarkt nicht anerkannt. Hat sie versucht, im psychosozialen Bereich eine Stelle zu finden? Nach der Rückkehr aus Australien arbeitet sie als Sekretärin in einem Verlag, es folgen mehrere Arbeitsstellen im Medienbereich. Im Lauf der Zeit eignet sie sich Kenntnisse im Zeitungsvertrieb an und kann dadurch qualifizierte Arbeit verrichten. Der fehlende formale Bildungsabschluss er-

schwert aber den Wechsel in eine andere Branche und bindet sie an eine als unbefriedigend erlebte Arbeitsstelle.

Im Aufzeigen von Problemen liegt auch die Option, Positives hervorzuheben, eigene Ansprüche und Stärken zu thematisieren. So macht die Erzählerin deutlich, dass ein gutes Arbeitsklima für sie einen subjektiv hohen Wert darstellt und sie motivieren kann, Mehrarbeit zu leisten. Was dieses gute Arbeitsklima ausmacht, wird vage angedeutet: „also mit den Leuten mich gut und ding“. Der Satz könnte fertig gesprochen lauten, dass sie sich mit den StudentInnen gut verstanden hat. Der Abend mit ihnen dient der Erholung von den „Wahnsinnigen tagsüber“. Die scharfe Kontrastierung - ein Stilmittel der gesamten biografischen Erzählung - hebt die Bedeutung hervor, die Luzia Bruckner einem Arbeitsumfeld beimisst, in dem sie sich nicht nur als Arbeitskraft, sondern als Person wertgeschätzt und eingebunden erlebt. Die klare Abgrenzung vom sexistischen Abteilungsleiter und den desinteressierten Kolleginnen kann als Verteidigung eigener Ansprüche und weiblicher Selbstbehauptung gelesen werden. Luzia Bruckner passt sich nicht an, sie zeigt Kampfgeist und sucht sich Verbündete. Und sie hat den Mut, die Stelle zu kündigen, obwohl ihr bewusst ist, dass ihre Vermittelbarkeit am Arbeitsmarkt sehr eingeschränkt ist.

Die Erzählerin gründet eine Direktmarketing-Firma und reflektiert ihre Erfahrungen als selbstständige „Geschäftsfrau“:

das war relativ schnell klar für mich dass das nicht meine Zukunft - also das war dumm - wie soll ich sagen - ich bin zu spät draufgekommen dass ich - dass ich in dem Sinn - ich wär gern selbstständig gewesen weil mir das von der Arbeit her mehr liegt/ I: mhm/ E: als angestellt zu sein/ I: mhm/ E: aber dieser Aspekt mit ich muss keilen gehen und fechten gehen damit mir jemand eine Arbeit gibt - das schaff- kann ich nicht/ I: mhm/ E: also ich bin kein Verkaufstyp - das Blaue vom Himmel runterreden das könnt ich vielleicht aber ich will's nicht/ I: mhm/ E: ich hab's ja gesehn - dieser eine Partner da - was der blufft hat - nur damit die Kunden anbeißen ja - das war vollkommen klar dass wir das nicht durchziehen können ja - da macht man Versprechungen die man so nicht halten kann ja - nur damit man einen Auftrag kriegt/ I: mhm/ E: und diese Art von Wirtschaftswelt und das war damals auch diese - diese - wie nennt man das - diese E-Blase - diese Internet-Blase wo alle diese kleinen Start-ups und das waren unsere Kunden - die alle so - so irrsinnig protzig anfangen haben ihre kleine Firma zu bewerben - ja - wo man aber auch das Gefühl ghabt hat - das ist alles nur Schaum und da ist ja nichts dahinter ja (27, 11 - 27, 30)

Am Beginn der Passage ist die Satzstruktur brüchig, der Aufbau einer Argumentation schwierig. Die Widersprüchlichkeit zwischen „das war relativ schnell klar“ und „ich bin zu spät draufgekommen“ springt ins Auge. Obwohl sie schnell erkannt hat, war es zu spät? Das könnte ein Hinweis sein auf den hohen monetären Einsatz, der mit der Firmengrün-

dung verbunden ist und nicht wieder einzubringen ist. Sie gibt sich selbst die Schuld: „das war dumm“. Dann bricht die Argumentation ab. Die Erzählerin spricht flüssiger als sie von ihren Erfahrungen berichtet. Am Beginn steht der Wunsch, selbstständig zu arbeiten. An dieser Vorliebe hat die Erfahrung als Unternehmerin nichts geändert. Aber der inhaltliche Teil, das Aquirieren von Aufträgen, fällt der Protagonistin schwer. Um erfolgreich zu sein, muss man „das Blaue vom Himmel runterreden“, „bluffen“, falsche Versprechungen machen. In ihrer Darstellung ist der ökonomische Erfolg von einer Preisgabe moralischer Tugenden abhängig. Sie will arbeiten, aber nicht bluffen. Im Zusammenbruch der „New Economy“ sieht sie ihre kritische Haltung bestätigt. Die Geschichte gibt ihr Recht.

Hat sich die Erzählerin um die Aufrechterhaltung ihrer Firma bemüht? Sie äußert sich nicht dazu, aber erzählt, dass sie die freie Zeiteinteilung als Unternehmerin nützt, um nach den intellektuell unterfordernden Arbeitsjahren wieder mehr zu lesen. Sie inskribiert Philosophie und Theologie, spricht jedoch nicht von der Absicht, das Studium abzuschließen, sondern verweist auf inhaltliche Interessen. Die Erzählerin stellt der frustrierenden Erfahrung im „bluffenden“ Marketingbereich mit Philosophie und Theologie zwei Fächer entgegen, die über jeden Verdacht der instrumentellen Verwertbarkeit erhaben sind. Mit dieser scharfen Kontrastierung und dem Deutungsmuster, das Marketinggeschäft entspreche nicht ihren moralischen Prinzipien, befördert die Protagonistin vermutlich das rasche Scheitern ihrer Firma, erreicht aber zugleich eine Kohärenz in der Darstellung ihres Selbst- und Weltverständnisses.

Ihre berufliche und finanzielle Situation ist nach der Auflösung des Unternehmens allerdings prekär. Eine Überflutung, die im österreichischen Donauraum große Schäden anrichtet und von der auch die Region um Erdorf betroffen ist, markiert einen Wendepunkt:

im Sommer - im Juli war das wie da der Bach übergangen ist - und ich hab's grad am Sonntag in den Nachrichten gehört in Gestadt dass da in unserem Gebiet und so weiter und wollt grad anrufen zuhaus - was los ist - hat die Mutter schon anrufen - ob ich kommen kann weil - das ganze Dorf arbeitet schon im Hof und tut den Schlamm weg/ I: mhm/ E: und ich bin dann raufgefahren und bin so um fünf sechs angekommen da am Hof ja - da haben's den meisten Schlamm eh schon weg ghabt net? - aber ich hab dann wirklich eine Woche oder zwei Wochen lang wirklich das ganze Haus alles putzt - alles - es waren die Wände alles schlammgespritzt/ I: mhm/ E: die Küche - da sind zum Teil unter dem Sockel heute noch die Schlammreste drin/ I: mhm/ E: also es ist ja nicht hoch gestanden aber einfach alles der Boden alles mit Schlamm bedeckt (28, 26 - 28, 37)

Die detaillierte szenische Darstellung, die selbst die Ankunftszeit in Erdorf erinnert, weist auf die Erlebnisintensität des Ereignisses hin. Bemerkenswert ist schon der Beginn der Passage, als die Protagonistin ihre Absicht beschreibt, zuhause anzurufen und sich zu informieren, aber die Mutter ihr zuvorkommt und fragt, ob sie kommen kann. Der Erzählerin ist wichtig hervorzuheben, dass die Mutter sie um Hilfe bittet - und nicht umgekehrt. Sie wird um Unterstützung gebeten und reagiert schnell. Zwar kommt sie erst an, als der meiste Schlamm im Hof schon beseitigt ist, aber es bleibt genug zu tun. Tagelang putzt sie das Haus bis in den letzten Winkel. Aus der Schilderung spricht weniger der Schrecken über die Naturkatastrophe als die Befriedigung über die gelungene Beseitigung der Schäden und die Vertrautheit mit dem Haus. Die Erzählerin überlegt, nach Erdorf zurückzuziehen:

also ich hab da wie ich da - ich hab da ziemlich herumgeputzt und bin draufkommen dass ich eigentlich daheim nützlicher bin net? - hab ich den Eindruck ghabt dass ich daheim gebraucht werd/ I: mhm/ E: (3) und so ungefähr in Gestadt weiß ich eh nicht recht was ich tun soll (29, 12 - 29, 15)

Die Formulierung wirkt unsicher. Sicher ist nur, dass sie viel putzt. Ob und wie diese Arbeit von den Familienangehörigen wahrgenommen wird, bleibt offen. Die Einschätzung, am elterlichen Hof „nützlicher“ zu sein, „gebraucht“ zu werden, wird als subjektiver Eindruck beschrieben, der von niemandem bestätigt oder widerlegt wird. Denkbar ist, dass die Mutter, die zu diesem Zeitpunkt noch weitgehend selbstständig ist, diese Einschätzung nur bedingt teilt. „Gebraucht“ zu werden, „nützlich“ zu sein, das steht im Kontrast zu den Erfahrungen der Protagonistin als Selbstständige im Marketing, wo von Gebraucht-Werden keine Rede ist, sondern ein Aufdrängen mit falschen Versprechungen nötig ist. Die Formulierungen verweisen auf Kriterien für eine als befriedigend erlebte Arbeit. Ein weiteres Motiv für die Übersiedlung nach Erdorf fügt Luzia Bruckner nach einer Sprechpause an: Sie sieht in Gestadt keine Perspektive mehr und möchte ihre Lebenssituation verändern.

Luzia Bruckner hat Erdorf verlassen in der Absicht, dem „eingesperrten Bauerndasein“ mit seinen eingeschränkten biografischen Optionen zu entkommen und durch das Studium im urbanen Gestadt die „weite Welt“ zu erobern. Muss sie nicht als Niederlage, als biografisches Desaster interpretieren, 25 Jahre später ohne abgeschlossene Ausbildung, ohne Geld, ohne eigene Familie zurückzukommen? An dieser Stelle des Interviews geht die Erzählerin nicht darauf ein. Aber die ersten Jahre zurück am elterlichen Hof sind geprägt von starken Konflikten mit der Mutter. Luzia Bruckner reflektiert ihr eigenes ag-

gressives Verhalten und gibt sich die Schuld an einem Suizidversuch der Mutter, die seit ihren Wechseljahren an einer psychischen Erkrankung leidet:

ich hab mich nur noch mit der Mutter gestritten es war ganz schlimm - es war echt (3) es ist --- ich weiß es - ich hab sie in einen Selbstmordversuch getrieben es war auch so - ja --- da hab ich gewusst - ich hab eine irrsinnig manipulative --- Wirkung - also sie kann mich mit ihrer Depression anstecken ich kann sie auch anstecken/ I: mhm/ E: also da hat - da kann ich mich an Szenen erinnern wo sie neben mir ihren Mittagschlaf gemacht hat und ich hab daneben Fenster putzt und hab mir die ganze Zeit nur gewünscht dass endlich verrecken soll --- und das war wie wenn ich's gesagt hätt - ja - also das war so dicht --- wo ich mir - weil sie ist dann im Bett gelegen und hat - und hat fast nicht einmal geatmet mehr - und ich - vielleicht ist sie eh schon hin - /also ganz böseartig ((sehr leise))/ --- oder ich hab einen Wut- ich hab ständig Wutanfälle kriegt und hab genau gewusst - einmal wird's mir passieren und ich werd zuhau'n ja - und die Mutter war damals aber schon so fragil dass ich gewusst hab ich bring's um damit/ I: mhm/ E: oder ich verletz sie schwer ja - ich hab so eine Angst gehabt - dass ich demnächst einen totalen Kontrollverlust haben werd (30, 3 - 30, 17)

Die eindrückliche, schonungslose Schilderung macht das Ausmaß und die destruktive Kraft der Spannungen unmittelbar deutlich. Wie keine andere Textpassage zeugt sie zudem vom Erreichen einer Belastungsgrenze, die Mutter wie Tochter in eine bedrohliche Situation bringt. Und sie macht anschaulich, wie sehr sich die Erzählerin vom Kontrollverlust bedroht fühlt. Ein immer wiederkehrendes Thema in der biografischen Erzählung, das Ringen um Kontrolle über sich und das eigene Leben, wird explizit benannt. Ob die Eskalation der Beziehungsdynamik der psychischen Erkrankung beider Frauen geschuldet ist, kann und soll hier nicht verhandelt werden. Von Interesse sind die Deutungen der Protagonistin.

Der Suizidversuch der Mutter steht in der Darstellung der Erzählerin in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrem eigenen Verhalten. Sie hat die Mutter aufgrund ihrer „manipulativen Wirkung“ in den Suizidversuch getrieben. Mutter und Tochter - so die Erklärung von Luzia Bruckner - können sich mit ihrer Depression gegenseitig „anstecken“. Die Auseinandersetzungen werden mit einer psychiatrischen Diagnose erklärt. Aber die Erklärung entlastet nicht von der Schuld. Die Erzählerin kennzeichnet ihr Verhalten als pathologisch, aber diese Pathologie enthebt sie in ihren Augen nicht der Verantwortung für ihr Handeln. Luzia Bruckner hat mit sich selbst zu kämpfen und außerdem damit, die Krankheit nicht weiterzugeben. Die Mutter ist doppelt gefährdet, zum einen fremdgefährdet durch den drohenden „Kontrollverlust“ ihrer Tochter, zum anderen durch die „Ansteckung“ mit der Depression, die zu einer Selbstgefährdung führt.

Der Beitrag der Mutter zur destruktiven Dynamik wird mit keinem Wort erwähnt. Es werden auch keine auslösenden Faktoren benannt. Die Wut der Erzählerin bleibt in ihrer Präsentation unbegründet, es entsteht der Eindruck, als wäre die Wut und damit zugleich sie selbst fremd, unverständlich, unbezähmbar. Die Passage hat den Charakter einer Verlaufskurve. Die Protagonistin beschreibt den drohenden Verlust der Eigensteuerungsfähigkeit und behauptet sich zugleich als Akteurin im Ringen um Kontrolle.

Der Suizidversuch der Mutter leitet eine Wende ein. Mutter und Tochter entschließen sich zu einer gemeinsamen Psychotherapie, um ihre Konflikte zu bearbeiten. Und die Erzählerin findet nach langer Suche einen Psychiater, der ihren Wunsch nach zusätzlicher pharmakologischer Therapie ernst nimmt und ihr ein Antidepressivum verschreibt. Luzia Bruckner bilanziert:

es hat ungefähr ein halbes Jahr dauert dass ich überhaupt eine Änderung langsam gmerkt hab - das merkt man ja nicht so schnell - außerdem war mir dauernd schlecht weil sich der Magen anpassen muss ja? - aber irgendwann ist mir aufgefallen dass ich die Mutti immer weniger anschrei - dass ich sie irgendwann gar nicht mehr anschrei - dass ich gern in der Früh aufsteh - dass ich das Leben schön find ja? ((lachen)) und ich muss mich jetzt wirklich schon zwingen - dass ich mich durch solche Erzählungen wie jetzt - dass es mir wieder einfällt - wie arg das war und das ist erst ein paar Jahre her (31, 34 - 31, 39)

Die Haupterzählung endet positiv. Der Erzählerin gelingt nicht nur die Beherrschung ihrer aggressiven Impulse, sie findet auch zu neuer Lebensfreude. Die Hervorhebung der langsamen, beinahe unmerklichen Veränderung bezeugt die Nachhaltigkeit der Entwicklung. Die vorausgegangene schwierige Lebensphase liegt in der subjektiven Wahrnehmung weit zurück, sie ist in der Gegenwart nicht mehr wirksam, ist endgültig Vergangenheit.

5.3 Betreuung

„Neuer Lebensabschnitt“

In der Haupterzählung wird die alters- und krankheitsbedingte Hilfsbedürftigkeit der Mutter nicht erwähnt. Im Nachfrageteil geht Luzia Bruckner jedoch bereitwillig, ausführlich und mit beeindruckender Offenheit auf Fragen zur Betreuung ein. Die Entscheidung, mit Anfang Vierzig die Verantwortung für die Betreuung der Mutter zu übernehmen, steht im Zusammenhang mit der Flutkatastrophe:

da hab ich das schon also praktisch als neuen Lebensabschnitt für mich gsehn - also in dem Sinne ich bleib jetzt bei der Mutti und kümmer mich um sie - und das ist eine vernünftige nützliche Sache und das tut mir gut ja - ich kann mein Haus betreuen - das ich eh immer gern gmacht hab - sie braucht mich und es wird immer mehr werden in Zukunft - ich hab dann auch immer gschaut dass ich so ein bisserl ein Teilzeitjob krieg in Erdorf --- also das war - mit dieser Entscheidung dass ich unten in Gestadt die Zelte abbrich - und ganz da bleib - war schon diese - war das schon beschlossen dass ich mich um sie kümmern werd - weil das hat auch damit zu tun gehabt - dass das meine Schwester akzeptiert - weil ich krieg ja von ihr Taschengeld - ich brauch ja Geld zum Wirtschaften und solche Sachen ja? (32, 30 - 32, 37)

Die Hilfeleistung bei den Aufräum- und Reparaturarbeiten nach der Überflutung wird zum Auslöser für die Entscheidung, nach Erdorf zu ziehen, und leitet einen „neuen Lebensabschnitt“ ein. Die Erzählerin nennt die Koordinaten: Sie kümmert sich um die Mutter und um den Hof und sucht in Erdorf einen Teilzeitjob. Was sie als neuen Lebensabschnitt antizipiert, ist von der Zustimmung der Schwester abhängig, weil diese das Geld zur Verfügung stellt. Von ihr, die als Besitzerin des Hofes für die Altersversorgung der Mutter verantwortlich ist, erhält die Erzählerin „Taschengeld“. An anderer Stelle bezeichnet sich Luzia Bruckner ironisch als Facilitymanagerin ihrer Schwester. Die Aufgabe der Wohnung in Gestadt markiert die langfristige Perspektive des Familienarrangements.

Die Erzählerin präsentiert sich in dieser Darstellung als Akteurin, die die Rückkehr in das elterliche Haus nicht als Regression oder Vereinnahmung wahrnimmt, sondern als aktive, freiwillige Übernahme von Verantwortung. Sie trifft eine bewusste Entscheidung und begründet sie damit, es sei eine „vernünftige nützliche Sache und das tut mir gut“, bei der Mutter zu bleiben und sie zu unterstützen. Die berufliche Perspektive verliert an Bedeutung oder wird bewusst eingeschränkt. Die Absicht, „ein bisserl ein Teilzeitjob“ zu suchen, ist beredt. Sie markiert eine Änderung in der biografischen Orientierung. Ist diese Haltung als selbstwertschützende Strategie zu verstehen, um Frustrationen vorzubeugen? Oder unterbindet die Unterstützung der Mutter, die zu diesem Zeitpunkt 71 Jahre alt ist, berufliche Ambitionen?

In der Haupterzählung deutet die Erzählerin die in den ersten Jahren virulenten Konflikte mit der Mutter als krankheitsbedingte Kontrollverluste. Im Nachfrageteil, im Kontext des Themenfeldes „Pflege“, zeigen sich konkrete Konfliktfelder. So etwa steht die Hilfsbedürftigkeit der Mutter bei außergewöhnlichen Belastungen außer Frage, davon abgesehen ist sie jedoch selbstständig und gewohnt, den Haushalt alleine zu meistern. Der von der Tochter attestierte zunehmende Unterstützungsbedarf bleibt nicht unbestritten:

das ist immer mit Streit einhergegangen - jeden Handgriff den ich von der Mutter abgenommen hab ist mit Streit einhergegangen - also so ist es eh nicht - also dass ich gsagt hab - sie darf nicht mehr häckeln die Rabatte im Garten - weil das war ihre Leidenschaft ihre Blumen ja/ I: mhm/ E: und mich hat's zwar überhaupt nicht gfreut aber bitte mit dem Gstell - wo ihr eh alles weh tut und dann hat sie - sie kriegt ja nie genug - die Mutter weiß nicht wann sie aufhören muss mit der Arbeit und dann jammert sie wieder eine Woche lang und was weiß ich was - und also das hab ich ihr verboten dass sie Gartenarbeit macht - also hab's ich machen müssen net?/ I: mhm/ E: und mich hat's nicht gfreut und wenn's verunkrautet war dann schimpft sie mit mir dass sie oder sie geht weil ich tu es ja nicht und so - maah furchtbar - also das hat jahrelang gebraucht ((lächeln)) (34, 2 - 34, 12)

Anschaulich beschreibt die Erzählerin die konfliktreiche Beziehung zwischen der Mutter, der es schwer fällt, Kompetenzen und Lieblingsbeschäftigungen aufzugeben und der Tochter, in deren Augen sich die Mutter gesundheitlich überfordert. In der Formulierung, dass sie der Mutter die Gartenarbeit „verboten“ habe, wird ein Machtkampf manifest. Die Erzählerin rechtfertigt ihre Haltung mit dem fragilen „Gstell“ der Mutter, den durch chronische Rücken- und Hüftprobleme verursachten Schmerzen und den Klagen, die sie sich nach Überlastungen tagelang anhören muss. Mit dem Verbot bringt sich die Erzählerin selbst in Zugzwang. Obwohl sie nicht gerne jätet, hat sie nun dafür zu sorgen, dass der Garten den mütterlichen Ansprüchen gemäß gepflegt wird.

Aus Sicht der Erzählerin muss die mütterliche Kritik verletzend sein. Sie will die Mutter schonen, übernimmt ungeliebte Arbeiten und erntet nicht Dank, sondern Streit. Luzia Bruckner reflektiert die schwierige Lage der Mutter. Die Formulierung, „das war ihre Leidenschaft die Blumen“, zeigt Verständnis für das Festhalten der Mutter an der Gartenarbeit und verweist auf den Verlust, den die Mutter mit der Abnahme ihrer körperlichen Fähigkeiten zu verwinden hat. Der letzte Satz, „also das hat jahrelang gebraucht“, ist ein Indiz für einen langsamen Lernprozess auf beiden Seiten - mit positivem Ausgang. Der letzte Satz der Sequenz bestätigt die Veränderung:

aber seither ist klar - seither ist auch die Rollenverteilung immer klarer worden net? - dass ich der Chef im Haus bin - und sie fragt mich jetzt ob sie mir was helfen kann - und das ist richtig so net? (34, 27 - 34, 28)

Im Verlauf der Jahre gewinnt die Erzählerin an Einfluss und Handlungskompetenz. Die Mutter ordnet sich unter und akzeptiert die Tochter als „Chef im Haus“. Die Bezeichnung „Chef“ impliziert, dass eine partnerschaftliche Beziehung zwischen Mutter und Tochter nicht möglich scheint, sondern die klare „Rollenverteilung“ eine hierarchische Beziehung inkludiert. Die Mutter fragt die Tochter, ob sie ihr helfen kann - nicht umgekehrt. Jetzt ist

die Tochter die Bäuerin, die bestimmt, was wann wie gemacht wird, die Mutter ist Hilfskraft. Die neue „Rollenverteilung“ bezieht sich weniger auf eine Umkehrung der Mutter-Kind-Beziehung als vielmehr auf eine Chef-Mitarbeiter-Beziehung. „Chef“ ist beruflich konnotiert und verweist auf eine hierarchische Arbeitsorganisation. Betrachtet die Erzählerin die Betreuung des Hofes weiterhin als Verwaltung eines Wirtschaftsbetriebes, auch wenn längst keine Kuh mehr gehalten und kein Getreide mehr angebaut wird? Oder rekurriert sie auf die für den Haushaltsbereich unüblich gewordene Bezeichnung „Wirtschaftsführung“, die nicht auf bäuerliche Haushalte beschränkt war, sondern - wie in der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel 1975) nachzulesen ist - auch für Industriearbeiterhaushalte üblich war?

Eine andere Lesart der abgeklärten „Rollenverteilung“ richtet den Blick auf die Familienbiografie. Luzia Bruckner wird als junges Mädchen zur wichtigsten Verbündeten und Ansprechperson der Mutter in deren Konflikt mit Schwiegermutter und Ehemann. Die Tochter übernimmt Verantwortung für die Mutter. Die Grenzen zwischen den Generationen, zwischen Mutter und Tochter, sind tendenziell instabil, wer für wen verantwortlich ist, ungeklärt. Dieser biografische Kontext könnte die Bedeutung und den Kampf um die schließlich erfolgreich geklärte „Rollenverteilung“ verständlich machen. An die eindeutige Bewertung - „und das ist richtig so“ - schließt sich ein fragendes „net?“ an. Die Erzählerin wartet auf Bestätigung. Die neue Rollenverteilung birgt Unsicherheiten.

Alltag und Notsituationen

Luzia Bruckners Mutter ist nicht pflegebedürftig, aber durch chronische, schmerzhaftes Erkrankungen des Rückens und der Hüfte in ihrer Bewegungsfähigkeit stark eingeschränkt. Sie wirkt fragil. Ein Augenleiden und die zunehmende Vergesslichkeit und Schwerhörigkeit beeinträchtigen sie im Alltag. Es kommt immer wieder zu vorübergehenden Phasen akuter Pflegebedürftigkeit, die von der Erzählerin beschrieben werden:

wenn die Mutter wirklich hilfsbedürftig ist und pflegebedürftig ist ja - das ist - also da ist wo dieses für jemanden zu sorgen und Fürsorge zu machen völlig unmittelbar ja/ I: mhm/ E: und da da bin ich froh weil das sehr instinktiv rennt - ich brauch mich nicht besonders überwinden - das geht ganz gut - weil wenn die Mutter desolat ist dann ist sie desolat - dann ist klar dass sie nicht allein aufstehen kann - dann kann sie nicht allein aufs Klo gehen - und was auch immer notwendig ist tu ich ja - also für mich ist die Perspektive dass ich das bis zum Rest ihres Lebens tun muss schlimm - also ich möchte nicht immer meine Mutter körperlich pflegen müssen ja/ I: mhm/ E: aber wenn's einmal drauf ankommt ist das kein Problem und ich kann's tun

und seit ich das weiß ist das - bin ich froh dass ich das weiß - also weil wenn meine Mutter einmal in einen Zustand kommt wo sie - wo sie wirklich - also weißt bei der täglichen Hygiene jemand braucht ja/ I: mhm/ E: dann werden wir jemand haben dafür - das werde nicht ich tun müssen ja - auf der anderen Seite ist es für mich okay ich mein ich hab die Mutter auch schon in ihrem Bad aufklaubt wie sie auf ihrem eigenen Urin ausgruscht ist ja/ I: mhm/ E: und komplett ja - weißt so diese Sachen - oder wirklich den Hintern geputzt ja - dass ich's tun kann ist für mir wichtig ja? (34, 30 - 35, 10)

„Wirklich hilfsbedürftig und pflegebedürftig“ ist die Mutter in der Darstellung der Erzählerin, wenn die notwendige Betreuung auf den Körper bezogen ist, wenn die Mutter nicht ohne Hilfe aufstehen oder auf die Toilette gehen kann. Diese Pflegebedürftigkeit markiert einen Unterschied in der Betreuungsarbeit. Körperbezogene Pflege ist mit der Überschreitung von Schamgrenzen verbunden, auch - und vielleicht besonders ausgeprägt - beim vertrauten Körper der eigenen Mutter. Luzia Bruckners Form der Wahrnehmung und Bewältigung dieser Grenzüberschreitung besteht in einer „instinktiven“ Reaktion. In einer Notsituation, die den „desolaten“ Zustand der Mutter augenfällig macht, „rennt“ die Hilfeleistung „instinktiv“. Im Angesicht einer Notlage wird - unabhängig von einer bewussten Entscheidung - ein Handlungsablauf in Gang gesetzt. Ein allgemein menschlicher Impuls, ausgelöst durch die Konfrontation mit dem akuten Hilfebedarf eines anderen. Diese Deutung ermöglicht der Protagonistin, vom konkreten Körper der Mutter und ihrer Subjektivität zu abstrahieren und gewährleistet eine Distanzierung, die Scham- und Ekelgefühle abzuwehren vermag.

Luzia Bruckner spricht mit der Formulierung, „aber wenn's einmal drauf ankommt ist das kein Problem und ich kann's tun und seit ich das weiß ist das - bin ich froh dass ich das weiß“, mehrere Ebenen an. Zum einen verweist sie auf eine Lernerfahrung. Die Bereitschaft, Verantwortung für die Mutter zu übernehmen, ist das eine, das konkrete Tun - drastisch am Beispiel der Beseitigung von Ausscheidungen dargestellt - das andere. Plötzlich vor die Herausforderung gestellt, wächst die Protagonistin über sich hinaus. Luzia Bruckner hebt nicht die Ekelgefühle hervor, sondern die Bewältigung der Situation. Sie hat die Bewährungsprobe bestanden.

Der Handlungsfähigkeit in Notsituationen kommt im konkreten Kontext der Altenpflege hohe Bedeutung zu. Alternsprozesse mit ihren unabsehbaren Verläufen können für Angehörige verstörend und überfordernd sein. Besonders im Umgang mit demenzkranken Menschen wird Unsicherheit zu einem dominanten Thema - und von AutorInnen wie Margaret Forster (2006), Bärbel Danneberg (2008) und Arno Geiger (2011) literarisch, von der türkischen Regisseurin Yesim Ustaoglu mit dem Film *Pandora's Box* (2008) ci-

nematografisch eindrucksvoll dargestellt. Die artikulierte Erleichterung der Erzählerin über ihre Handlungskompetenz gewinnt vor diesem Hintergrund an Bedeutung. Sie bezeichnet das Selbstvertrauen, unerwarteten Herausforderungen adäquat begegnen zu können. Ohne dieses Selbstvertrauen wäre das Vorhaben, die Mutter bis zu ihrer letzten Lebensphase zuhause zu betreuen, in Frage gestellt.

Ausdrücklich hebt die Erzählerin hervor, dass die Körperpflege der Mutter eine Ausnahmesituation ist und sein soll. Die Aussicht, ihre Mutter längerfristig intensiv zu pflegen, bezeichnet sie als „schlimm“. Die körperliche Pflege bleibt prekär. Sie mag in der Notsituation gelingen, ist aber auf Dauer gestellt eine unerfreuliche Aufgabe. Die Formulierung, „das werde ich nicht tun müssen“, verweist indirekt darauf, dass sie sich mit einer entsprechenden Erwartungshaltung konfrontiert sieht. Sie kann sich jedoch abgrenzen. Wenn die Mutter dauerhaft Unterstützung bei der Körperpflege benötigt, „werden wir jemand haben dafür“. Die Erzählerin kann mit der Unterstützung professioneller Dienste rechnen und mit der Bereitschaft der Schwester, diese Leistungen mitzufinanzieren.

In der Zurückweisung dauerhafter Intimpflege könnte zudem eine Abgrenzung vom traditionellen Frauenbild gesehen werden. Die Erzählerin präsentiert sich nicht als aufopferungsvolle Tochter, die, kinderlos geblieben, nunmehr in der Pflege der Mutter aufgeht und eigene Prioritäten und Befindlichkeiten vernachlässigt. Ihr Anliegen ist eine gute Versorgung der Mutter, jedoch in einer Form, die auch ihre eigenen Bedürfnisse berücksichtigt.

Auf die Frage nach belastenden Erlebnissen und Erfahrungen im Betreuungsalltag antwortet Luzia Bruckner:

das Belastendste ist aber eh die persönliche Beziehung/ I: mhm/ E: also Arbeit ist Arbeit und die tut man gern oder weniger gern - ich mein das ist ganz was anderes/ I: mhm/ E: aber schwierig mit der Mutti ist - wenn ich Distanz nicht schaff - wenn's mich derwischt dass ich mich als ihre Tochter seh - und den Verlust merk - dass ich - ich verliere diese Frau ja - zunehmend/ I: mhm/ E: es geht alle paar Monate wieder weniger mit ihr - wir haben unser ganzes Leben miteinander eine gemeinsame Geschichte meine Mutter und ich - wir haben dieselben Erlebnisse großteils/ I: mhm/ E: und sie sie geht mir jetzt verloren damit net? - sie sie kann sich an so vieles nicht mehr erinnern - sie weiß nicht mehr - sie behauptet Sachen komplett anders als sie wirklich waren - und vor allem sie versteht wahnsinnig viel was ich ihr erzählen will nimmer - und das sind von den einfachsten Sachen - alltagsmäßig ja - bis zu - nein hochgeistige Sachen hab ich mit ihr eh nie besprochen - aber aber ich hab zum Beispiel früher alle emotionalen Sachen mit ihr besprechen können wenn ich wollen hab - also das hat sie alles verstanden - alles was zwischenmenschlich ist - die Mutter war ist eine irrsinnig gute intuitive Psychologin/ I: mhm/ E: aber jetzt - sie versteht es nimmer sie versteht Gefühle nim-

mer - sie kann's auch nicht mehr - ihre eigenen auch nicht mehr - sie hat keinen Ausdruck mehr dafür (48, 18 - 48, 36)

Die Erzählerin spricht an dieser Stelle des Interviews zum ersten Mal von Verlusterfahrungen. Sie verliert die Mutter, wie sie ihr seit der Kindheit vertraut ist, verliert eine Ansprechperson, eine verlässliche Zeugin ihrer eigenen Biografie, einen Menschen, mit dem sie Erlebnisse und Erfahrungen teilen kann und der aufmerksames Interesse für ihre persönliche Lebenssituation aufbringt. Es geht um den Verlust emotionaler Nähe, um den Verlust einer Beziehung, die Luzia Bruckner an anderer Stelle charakterisiert mit den Worten: „wir sind so ineinander verwoben“ (40, 17).

Die Formulierung, „schwierig mit der Mutti ist - wenn ich Distanz nicht schaff - wenn's mich derwischt dass ich mich als ihre Tochter seh“, verweist ausdrucksstark auf die beständige Anstrengung, das „Verlieren“ der Mutter abzuwehren. Die Protagonistin verlangt sich ab, Distanz zu wahren, Selbstkontrolle zu üben, damit es sie nicht „derwischt“. Verlusterfahrungen im Zusammenhang mit altersbedingten körperlichen und geistigen Abbauprozessen sind mit Trauer verbunden, sowohl für die Betroffenen als auch für die Menschen in ihrem Umfeld. Erstaunlich an der Darstellung der Erzählerin ist zum einen, dass die Perspektive der Mutter nicht vorkommt, zum anderen, dass die Trauer als Folge eines Versagens, eines Kontrollverlusts eingeführt wird. Die Distanz dient der Abwehr von Schmerz über den Verlust emotionaler Nähe. Sie könnte jedoch auch gelesen werden als Abwehr eines Schuldgefühls: Vielleicht ist es verboten wahrzunehmen, dass die Mutter nicht länger Mutter ist und sein kann.

Selbstkontrolle kann auch Selbstreflexion meinen. Luzia Bruckner erlebt und schildert die Konfrontation mit Krankheit, Leiden, Einschränkungen, mit dem unumkehrbaren Abbau von sensorischen, kognitiven und sozialen Fähigkeiten. Sie bemüht sich um eine reflexive Perspektive. Nicht die Mutter stellt eine Zumutung dar, sondern das Altern. Gleichwohl ist die Mutter Akteurin, sie „behauptet Sachen komplett anders“, „sie versteht es nimmer“, „sie kann sich an so vieles nicht mehr erinnern“. Luzia Bruckners Mutter ist als Person sehr präsent - und verschwindet gleichzeitig. Diese Ambivalenz auszuhalten und sich auf die Beziehung neu einzustellen, setzt ein hohes Maß an Selbstreflexion voraus.

Unterstützung und Anerkennung

Im Wohnort von Luzia Bruckner stehen ambulante Betreuungsangebote zur Verfügung. Entsprechend dem individuellen Bedarf können mobile Hilfsdienste und Hauskrankenpflege in Anspruch genommen werden. Nach Einschätzung von Luzia Bruckner ist der Bedarf zwar höher als das Angebot, aber sie ist zuversichtlich, im Fall einer intensiven Pflegebedürftigkeit der Mutter eine Pflegeperson organisieren zu können. Mit ihren Schwestern hat sie auch ein Notfallszenario abgesprochen: „wenn alle Stricke reißen und - dann weiß ich dass ich die Mutter auch ins Altenheim geben darf“ (38, 16). Wenn die Pflege zuhause nicht mehr gewährleistet werden kann oder zu aufwändig wird, ist das Pflegeheim in Erdorf eine Alternative. Für die Mutter „ist das kein Schreckgespenst“ (38, 20), sie hat viele Bekannte dort. Luzia Bruckner spricht auch den finanzielle Aspekt an und die Erleichterung, dass das hohe Einkommen der Schwester Handlungsspielräume eröffnet. In einer partiell unsicheren Situation - „ich weiß nicht wie pflegebedürftig sie wird - wie leidend sie wird - wie - wie stark das noch meinen Alltag beeinflusst“ (37, 33 - 37, 34) -, vermitteln materielle Ressourcen Sicherheit und stellen Wahlmöglichkeiten in Aussicht.

Nach der Frage, ob sie von ihrer Familie, von ihren Schwestern Unterstützung erhält, erwähnt die Erzählerin weitere Aspekte:

ja ja - ja ja - da bin ich die Heldin - und falls sie es nicht genug würdigen dann tu ich das einfordern ja/ I: und du kriegst dann auch Anerkennung und so?/ E: na ja pffff ((lachen)) / I: wenn du es einforderst?/ E: also von der Kathi - von der jüngeren Schwester schon - erstens weiß die eh - die hat das mit ihrer Schwiegermutter mitmacht ja/ I: mhm/ E: und vor allem - die Kathi hat kein gutes Verhältnis zu unserer Mutter - nie gehabt - die war eher ist eher besser mit dem Vater auskommen/ I: mhm/ E: die Katharina ist heilfroh - dass sie das nicht tun muss net? (39, 27 - 39, 37)

Anerkennung bedeutet Unterstützung. Diese Antwort wird zum einen aus dem Gesprächskontext verständlich, denn die Erzählerin spricht unmittelbar vorher über die Probleme der Mutter, ihre zunehmende Bewegungseinschränkung zu akzeptieren und die Versuche der Tochter, sie mit einem Rollstuhl vertraut zu machen. Im Kontext der Motivationsarbeit wird (Nicht-)Anerkennung zum Thema, weil diese Arbeit für Außenstehende kaum sichtbar ist. Die Erzählerin ist in den Augen ihrer Schwestern zwar „die Heldin“, aber dieses Lob scheint sie nicht als Anerkennung wahrzunehmen. Warum nicht? Vielleicht, weil damit ein pauschales, allgemeines Urteil gefällt wird und keine Wahrnehmung und Würdigung konkret erbrachter Leistung. Die Anerkennung der jüngeren Schwester gewinnt an

Bedeutung, weil diese ihre Schwiegermutter gepflegt hat und das alles „mitmacht“ hat. Nur wer diese Arbeit selbst leistet oder geleistet hat, weiß Bescheid und kann sie angemessen honorieren.

Die Passage ist widersprüchlich. Einerseits wird die Erzählerin von ihren Schwestern zur „Heldin“ gemacht, andererseits erhält sie die Wertschätzung nur nach Aufforderung. Anerkennung, die eingefordert werden muss, verliert an Wert: „na ja pffff“. Die Anerkennung der jüngeren Schwester wird zum einen mit ihrer intimen Kenntnis der Pflegetätigkeit und zweitens damit erklärt, dass ihr die Protagonistin Arbeit abnimmt. Ähnlich interpretiert die Erzählerin das Verhalten der älteren Schwester:

bei der Anna ist es so dass die Anna fordert - da bekäme ich Anerkennung - also die Anna ist eine die Anerkennungen nie von sich aus verteilt - das wissen wir seit die Heidi die Assistentin war - wir haben uns immer die Gutpunkte - die Pluspunkte geholt von der Anna - wir sind einfach zur Anna wenn sie da war und haben gsagt was wir Braves gemacht haben und wir wollen jetzt einen Pluspunkt haben - ja - ah so - mhm - gut --- also die Anna tut nicht - positiv verstärken - sie tut auch nicht viel schimpfen ja - aber --- die Anna ist emotional eine vergleichsweise abgekühlte Person - sagen wir so - und sie kann mit so emotionalen Sachen überhaupt nichts anfangen ja --- für sie ist es ein purer Horror - mit der Mutter - wenn die Mutter so auf Jammern macht und krank und Depressionen und oh Gott oh Gott (40, 31 - 40, 38)

In den Augen der Erzählerin erleben die Schwestern die Beziehung zur Mutter als belastend und sind erleichtert, dass ihnen Arbeit und Verantwortung abgenommen wird. Die Erwähnung, dass die ältere Schwester nicht „positiv verstärkt“, weist auf ein Arbeits- und Abhängigkeitsverhältnis hin. Ihr wird prinzipiell auch das Recht zugesprochen zu „schimpfen“ und Kritik zu üben an der Arbeitsleistung der Erzählerin. Die Schwester ist nicht nur Familienmitglied, sondern auch Arbeitgeberin. Die hochkomplexe Beziehungskonstellation erfordert einen sorgsamen Umgang miteinander. Die gewünschte Anerkennung zu holen, ist für die Assistentin der Schwester problemloser. Der eindeutig als Arbeitszusammenhang definierte Aufgabenbereich ermöglicht ihr, anders aufzutreten. Und die Erzählerin kann sich anschließen. Ohne die Assistentin bleibt die Arbeit der Protagonistin unsichtbar und die Anerkennung im Konjunktiv.

Mit dem letzten Satz hebt die Protagonistin indirekt die eigene Leistung hervor, nämlich etwas auszuhalten, was die Schwester nicht ertragen kann, nämlich eine emotionalisierte, deprimierte, klagende Mutter. Die Genugtuung, etwas zu können, was für die Schwester „purer Horror“ ist, vermag die Trauer über die mangelnde Anerkennung jedoch nicht vollständig zu verdecken. Die Erzählerin bemüht sich um eine reflexive, sachliche Perspektive. Die Schwester wird entschuldigt, sie kann „mit so emotionalen Sachen über-

haupt nichts anfangen“. Die spärliche Äußerung von Anerkennung erklärt sich aus ihrem Charakter, nicht aus mangelnder Zuwendung und Aufmerksamkeit.

Eine andere Form der Unterstützung spricht die Erzählerin am Ende des Gesprächs an. Eine Freundin übernimmt die „Funktion der Beschwerdestelle“ (54, 32), sowohl für die Mutter als auch für die Tochter. Luzia Bruckner kann ihr gegenüber auch aggressive Gefühle offen aussprechen:

ich erzähl das eh alles meiner Freundin - solche Sachen/ I: mhm/ E: grad wenn's wieder mal brenzlig ist mit der Mutti oder wenn mir das so auf den Geist geht - aber die Hanni - das ist die die ihre Mutter selber 6 Jahre oder so pflegt hat - und die hat das zum Beispiel nicht ghabt das Bedürfnis - dass sie ab und zu ihre Mutter umbringen will oder so ja - die ist nicht so gestrickt ja ((lachen))/ I: mhm/ E: aber da haben wir - das ist ja etwas was sie nicht kapiert bei mir net?/ I: mhm/ E: wenn ich sag - sie sagt ich soll nicht so grauslig reden über meine Mutter - sag ich - du das ist eine Form von Aggressionsabfuhr ja - weil wenn ich schlecht über sie red dann - dann ist das - dann brauch ich nicht tun - also mir hilft das irgendwie erleichternd/ I: mhm/ E: mir geht's einfach - am Wecker zeitweise - ordentlich - gscheit ja? (54, 40 - 55, 12)

Luzia Bruckner hat eine enge Freundin. Die große Offenheit und Vertrautheit zwischen den Frauen ist in dieser Passage spürbar. Die Erzählerin kann ihre aggressiven Gefühle bedenkenlos thematisieren, die Freundin ihrerseits ihre Kritik ebenso freimütig äußern. Das „grauslig reden“ hilft, es ist „erleichternd“, mit dem Aussprechen löst sich die Spannung. Die Erzählerin argumentiert mit einem psychoanalytischen Begriff: „Aggressionsabfuhr“, der mit einer ökonomischen Metapher eine Funktionsweise des psychischen Systems bezeichnet, nämlich das Entladen von Energien. Das Aussprechen der Aggressionen neutralisiert diese und begünstigt die Kontrollierbarkeit destruktiver Handlungen. Die Erzählerin präsentiert sich souverän. Sie kann ihre aggressiven Impulse vor sich und anderen eingestehen und offensiv agieren. Als legitimen Umgang erachtet sie, Gereiztheiten zwar verbal, aber nicht handgreiflich zu äußern.

Vielleicht ist die Freundin gerade deshalb eine Unterstützung, weil sie diese aggressiven Impulse von ihrer eigenen Pflegearbeit nicht erinnert. Sie ist wohlwollende Zuhörerin, fordert aber auch ein, dass die Erzählerin gut mit ihrer Mutter umgeht. Ihre eigene Pfllegetätigkeit verleiht ihr eine Autorität, die die Erzählerin anerkennt. Sie wird zu einer normativen Instanz. Wie in der Beichte kann man alles loswerden, anerkennt aber im Loswerden die normativen Werte und die eigene Schuldhaftigkeit der Übertretung.

Arbeit

Während der Hofführung vor dem Beginn des Gesprächs weist die Erzählerin auf ein Gewerbegebäude wenige hundert Meter vom Haus entfernt, in dem sie als Rezeptionistin stundenweise arbeitet. In der Haupterzählung wird die Teilzeitbeschäftigung beiläufig erwähnt, aber nicht weiter thematisiert. Im Nachfrageteil unterstellt die Interviewerin, dass die Erzählerin ihren Job gerne macht und fragt nach der Vereinbarkeit mit der Betreuungsverpflichtung. Die Erzählerin korrigiert:

nein - ich möchte ja nicht jobben - also der Job da draußen interessiert mich eh nicht - das ist wirklich nur Alibi net? - das mache ich damit ich mich selber versichern kann net? - aber aber das heißt das werd ich jetzt bald auch aufgeben - und dann wird mich die Anna - dann werd ich da Hausangestellte sein - wird mich die Anna da fix anstellen müssen ja - weil ich brauch ja meine Jahr - damit ich im sozialen Netz/ I: mhm/ E: ich werd ja irrsinnig lang arbeiten müssen - ich bin ja so spät erst eingestiegen - ich hab ja kaum Berufsjahre - also ich werd sicher bis zur - bis zum Alterslimit arbeiten müssen (36, 15 - 36, 21)

Warum ist der Job uninteressant? Die Erzählerin geht nicht darauf ein. Möglicherweise ist er monoton und langweilig. Oder er bietet keine Strukturierung und Eingebundenheit in einen Arbeits- und Sozialzusammenhang. Gelesen werden könnte diese Darstellung auch als Indiz für eine an zahlreichen Gesprächsstellen identifizierbaren Haltung, die das, was nicht Idealvorstellungen entspricht, was nicht höchsten Ansprüchen genügt, tendenziell abwertet. Diese Haltung könnte aus der lebensgeschichtlich einschneidenden Erfahrung resultieren, den Leistungserwartungen der Eltern und der Leistungsfähigkeit ihrer Schwester nicht entsprechen zu können.

Die Aussage, „ich möchte ja nicht jobben“, erstaunt vor dem Hintergrund der ursprünglichen biografischen Orientierung. Auch wenn es nicht gelungen ist, den Berufswunsch Psychologin umzusetzen, wäre denkbar, dass die Erzählerin an einer beruflichen Tätigkeit interessiert ist. Hat sie vergeblich versucht, in Erdorf einen interessanten Job zu finden? Gibt es keine adäquaten Angebote? Vermutet sie unlösbare Vereinbarungsprobleme zwischen Beruf und Pflege? Die Erzählerin geht nicht darauf ein. Deutlich wird jedoch, dass sie der Betreuungsarbeit Priorität einräumt.

Eine andere Lesart sieht die Abwertung des Jobs im Zusammenhang mit der Angst vor Deklassierung. Die unqualifizierte, schlecht bezahlte Arbeit stellt den sozialen Status und das Selbstverständnis der Erzählerin in Frage. Die vielseitig begabte, gebildete Frau, der ihr „Hirn“ - wie sie sagt - äußerst wichtig ist, wahrt Abstand, distanziert sich von ihrer Arbeit, um der drohenden Marginalisierung zu entgehen und ihre Würde aufrecht zu erhal-

ten. „ich möchte ja nicht jobben“, kann so verstanden werden, dass die Erzählerin einen Beruf möchte und keinen Job. Sie wünscht sich eine qualifizierte Arbeit, aber ohne formalen universitären Bildungsabschluss kann sie ihre Expertise auf dem Arbeitsmarkt nicht geltend machen. Die beruflichen Erfahrungen in Gestadt, das Scheitern des Versuchs, in einer ausbildungsfernen Branche Fuß zu fassen, könnten die Erzählerin von der aufreibenden und frustrierenden Arbeitssuche abhalten. Ein Versuch, möglichen Enttäuschungen vorzubeugen.

Luzia Bruckner kündigt an, ihren Job bald aufzugeben. Die Formulierung deutet darauf hin, dass sie damit keine durch den zunehmenden Betreuungsbedarf der Mutter verbundene Fremdbestimmung sieht, sondern über Entscheidungsspielraum verfügt. Es liegt in ihrer Hand, den Zeitpunkt der Kündigung zu bestimmen. Um ihre soziale Absicherung nicht zu gefährden, „wird mich die Anna da fix anstellen müssen“. Sich selbst präsentiert die Erzählerin als Akteurin, die ihre Handlungsspielräume bewusst wahrnimmt und gestaltet. Sie mag von der Schwester abhängig sein, aber die Schwester ist es umgekehrt auch von ihr. Luzia Bruckner ist in der Position, Forderungen zu stellen und ihre Interessen durchzusetzen.

Die feste Anstellung kann als Aufwertung der Betreuungstätigkeit der Erzählerin gesehen werden. Die gesellschaftlich abgewertete Reproduktions- und Sorgearbeit, die vorwiegend von Frauen erledigt wird, ist in der feministischen Theoriebildung ein kontroversiell diskutiertes Thema. Soll eine Bezahlung für Hausarbeit gefordert werden, um den Arbeitsbereich gesellschaftlich aufzuwerten und die Frauen sozial abzusichern? Oder könnte diese Forderung als Legitimation missbraucht werden, Frauen von der Erwerbsarbeit fernzuhalten und auf den Herd zu verpflichten? Im Argumentationszusammenhang der Erzählerin könnte das legalisierte Beschäftigungsverhältnis als Hausangestellte nicht nur eine Formalität im Sinne der sozialen Absicherung darstellen, sondern eine Sichtbarmachung, Aufwertung und Anerkennung ihrer Arbeit. Formal wird ein Schritt nachvollzogen, den die Erzählerin für sich längst gesetzt hat: Ihr Arbeitsmittelpunkt ist am Hof. Möglicherweise wird diese Konstellation durch die Familientradition erleichtert. Bereits die Mutter war als Bäuerin unabhängig von ihrem Ehemann sozial abgesichert.

Auf Nachfrage erläutert Luzia Bruckner die Vorteile ihrer Lebenssituation:

ich hab das Gefühl ich bin - wie soll ich sagen - ich bin autonom - dass ich - ich hab das selber in der Hand was ich wann wo wie mach net? --- und das bin ich als Angestellte bin ich das nicht - schon gar nicht in dem

Job da draußen wo ich einfach herumsitzen muss ja --- das kommt sicher auch dazu dass es schon davon abhängt - was man grad macht net?/ I: mhm/ E: aber dass es zum Beispiel eine Grundvoraussetzung ist für meine Tätigkeit - dass ich - praktisch meine Arbeitskraft zur Verfügung stell und abgib bei wem anderen net? - der dann als Dienstgeber mir gegenüber gewisse Verfügungsrechte hat/ I: mhm/ E: das ist schon /dermaßen widerlich ((lachend))/ I: aber du hast schon das Gefühl dass es Arbeit ist was du machst oder?/ E: ja sicher ja ja - also ich hab kein industrielles Verhältnis zu Ar- Arbeitsbegriff ja - oder beziehungsweise ich hab nicht den Arbeitsbegriff - nur was ein erwerbstätiges Arbeiten ist ist eine Arbeit/ I: mhm/ E: ich hab da eher das bäuerliche Verständnis - und es ist sehr schätzenswert weil im Dorf die das auch sehn - also wenn ich da Rasen mähen tu dann ist das nicht eine Freizeitbeschäftigung sondern eine Arbeit (44, 39 - 45, 14)

Im Vergleich zum herkömmlichen Angestelltenverhältnis, bei dem man seine Arbeitskraft zur Verfügung stellen müsse, bewertet die Erzählerin das selbstbestimmte Einteilen ihrer Arbeit positiv. Sie fühlt sich „autonom“ und unabhängig. Das bäuerliche Arbeitsverständnis zeichnet sich ihrer Argumentation folgend dadurch aus, dass die Entlohnung nicht ausschlaggebendes Kriterium ist. Die Protagonistin definiert ihre Tätigkeit am Hof ausdrücklich als Arbeit - als nicht „entfremdet“ (45, 23) Arbeit. Im Gegensatz dazu wird ihre Erwerbsarbeit abgewertet. Diese Argumentation könnte als Legitimierung ihrer Haus- und Betreuungsarbeit charakterisiert werden oder aber als Rechtfertigung gegenüber unterstellten Ansichten der Interviewerin. Die Berücksichtigung des biografischen Kontextes legt eine weitere Lesart nahe, nämlich das lebensgeschichtlich bedeutsame Festhalten an Familientraditionen - bei gleichzeitiger Behauptung eigener Autonomieansprüche und Gestaltungsformen.

Die Erzählerin weiß sich mit ihrem „Arbeitsbegriff“ im sozialen Umfeld gut aufgehoben. Die pointierte Bemerkung, Rasenmähen werde als Arbeit gesehen, verweist darauf, dass Luzia Bruckners Tätigkeiten am Hof - die Instandhaltung, Adaptierung und Reinigung der Gebäude, die Pflege des Gartens, die Unterstützung der Mutter, die Haushaltsführung - im dörflichen Umfeld soziale Anerkennung genießen.

Luzia Bruckner kontrastiert das selbstbestimmte Arbeiten am Hof mit dem fremdbestimmten als Angestellte. In dieser Darstellung mutiert die beabsichtigte Aufgabe der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit zum Widerstand gegen Vereinnahmung. „Aus der individuell-subjektiven Perspektive“, stellt Thon (2008) fest, „steht also nicht unbedingt die strukturelle Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt im Vordergrund, wenn über Erfahrungen in diesem Zusammenhang gesprochen wird“ (Thon 2008, 320). Sie fügt hinzu, damit sei nicht die Marginalisierung von Frauen am Arbeitsmarkt in Frage gestellt. „Der Zusammenhang erweist sich nur aus der individuell-biographischen Perspektive als

wesentlich komplizierter, weil für die individuelle Positionierung im Erwerbsleben zusätzliche Motive in Anschlag gebracht werden, die mit der Logik des Arbeitsmarkts (zumindest vordergründig) nichts zu tun haben“ (ebd., 320). Biografische Konstruktionen haben ihren Eigensinn.

Die Anderen

Ihre Haus- und Sorgearbeit bringen der Erzählerin im dörflichen Umfeld soziales Prestige ein. Der Garten, an dem sie nach anfänglicher Skepsis zunehmend Interesse findet, ist ein Thema, das sie mit den Nachbarinnen verbindet. Es gibt jedoch auch Trennendes:

bitte es gibt da im Dorf noch immer Frauen die sagen - wie ich das letzte Mal mit der einen gredet hab und wie blöd es ist dass wir keine Kinder haben und praktisch unsere Familie ausstirbt und so - das ist uns ja nicht wurscht ja --- so - na vielleicht wird's ja noch was - ich mein jetzt sind wir alle drei im Wechsel - ich mein spinnt die oder was? (3) und dabei so ungefähr - sie kann sich gar nicht vorstellen dass man als Frau - als Mensch existiert ohne dass man Kinder auf die Welt gebracht hat net? - sie meint's ja nur gut so ungefähr im Sinne von - vielleicht wird eh noch ein vollkommener Mensch aus dir net? - sie wünscht es mir dass ich halt doch noch vollständig werd net? - denk ich mir vergiss es (47, 8 - 47, 15)

Die Protagonistin spricht mit einer Frau aus dem Dorf über die Kinderlosigkeit der „Bruckner-Dirndl“. Der Kommentar ihrer Gesprächspartnerin empört die Erzählerin. Sie ärgert sich nicht allein über die Ignoranz, mit der die Nachbarin eine zukünftige Mutterschaft anspricht, sondern auch über die implizite Unterstellung, als Frau erst dann ein vollwertiger Mensch zu sein, wenn man Mutter geworden ist. Die Erzählerin weist die Unterstellung zurück: „denk ich mir vergiss es“. Sie fühlt sich nicht verunsichert, ihre Positionierung ist eindeutig, für sich selbst weiß sie mit Bestimmtheit, was sie von solchen Zuschreibungen hält. Aber sie behält ihre Kritik für sich, spricht sie nicht aus. Möglich ist, dass die Erzählerin gelernt hat, sich von reaktionären Einstellungen zu distanzieren, innerlich abzugrenzen, ohne den Kontakt abbrechen zu müssen. Sie bleibt in Kontakt, was in einer dörflichen Struktur von zentraler Bedeutung ist. Sie erbringt keine Anpassungsleistung im Sinne der Aufgabe eigener Überzeugungen, aber sie kennt und akzeptiert die Grenzen der Verständigungsmöglichkeiten.

In dieser Passage kommt Betroffenheit über die Kinderlosigkeit zum Ausdruck. Erstaunlich ist zum einen die Formulierung, es sei „blöd“, keine Kinder zu haben und zum anderen die Assoziationskette zur Familienbiografie. Verbirgt sie darin die Vorstellung, Kinder in erster Linie als funktional für die Tradierung der Familiengeschichte zu sehen?

Wenn ja, könnte sich diese Haltung aus der bäuerlichen Tradition herleiten, die den Einzelnen stärker als andere soziale Milieus im Familiengefüge und in der Gebundenheit an Grund und Hof verankert sieht?

In ihrer Selbstpositionierung am Beginn des Interviews erzählt Luzia Bruckner ausführlich über ihre Vorfahren. Die Verortung innerhalb dieser Familie und die Tradierung des Familienerbes stellen für die Erzählerin eine wesentliche biografische Konstante dar und sind zentraler Bestandteil ihres Selbstverständnisses. Die Bemerkung, es sei „nicht wurscht“, dass die Familie aussterbe, wird vor diesem Hintergrund verständlich. Denkbar ist auch, dass die Thematisierung der Kinderlosigkeit im genealogischen Kontext schlicht der sozialen Interaktion mit der Nachbarin geschuldet ist. Im dörflich-bäuerlichen Umfeld mag es naheliegend sein, die Trauer über die eigene Kinderlosigkeit als disfunktional für die Hofübergabe zu rationalisieren.

„Lebensstil“

Gegen Ende des Gesprächs, nachdem die Nachfragen der Interviewerin beantwortet sind, resümiert die Erzählerin:

weißt du so das wollt ich unbedingt rüberbringen dass ich eine betreuende Angehörige oder ich stell mir das halt so vor oder was ich mir halt so vorstelle generell mit pflegenden Angehörigen - ich hab nicht das Gefühl - dass ich - dass das eine furchtbare Leidensgeschichte ist für mich ja - oder Aufopferungsding oder Selbsthingabe oder so was - sondern sondern es ist ein willkommener - so was das bedingt - wie ich da leb - dieser Lebensstil ist mir sehr angenehm - für mich ist auch die Erfahrung dass ich für jemanden Verantwortung hab sehr wichtig - und ich bin froh dass ich es jetzt auch gut kann weißt?/ I: mhm/ E: dieses krisenhafte - dass ich die Mutter halt nicht umbracht hab - sagen wir so/ I: mhm/ E: und dass ich wahrscheinlich wirklich in der Lage sein werde sie gut bis zum Ende mitzugehn ja?/ I: mhm/ E: das ist für mich wirklich befriedigend auch ja - dass ich das kann (50, 33 - 51, 4)

Luzia Bruckner distanziert sich von dem, was in ihren Augen „generell mit pflegenden Angehörigen“ assoziiert wird, nämlich „Leidensgeschichte“, „Aufopferungsding“ und „Selbsthingabe“. Für sie selbst - das ist ihr wichtig zu betonen - gelten diese Zuschreibungen nicht. Sie nimmt Bezug auf eine Außenperspektive und fordert die Interviewerin indirekt auf, das Spezifische und Einzigartige ihrer Biografie zu beachten.

Die Erzählerin öffnet eine argumentative Figur, ein Spannungsfeld zwischen „Leidensgeschichte“ und „Lebensstil“. Welche Bedeutung hat diese Kontrastierung? Zum einen wird damit das biografische Handlungsschema sichtbar. Die Sorge für die Mutter und

den Hof ist eine selbstbestimmte Entscheidung der Erzählerin, eine, die ihre eigenen Interessen und biografischen Orientierungen berücksichtigt. Sie ist nicht Opfer, im Gegenteil, ihre Lebenssituation ist befriedigend. Die Sorge für die Mutter impliziert die positive neue Erfahrung, Verantwortung für einen anderen Menschen zu übernehmen. Sie ermöglicht Lernprozesse und Kompetenzerweiterung und stellt eine Leistung dar, für die sich die Erzählerin selbst Anerkennung zu geben vermag.

Eine weitere Lesart sieht die Problematisierung des Selbstverständnisses als pflegende Angehörige im Zusammenhang mit der Ablehnung eines Weiblichkeitsstereotyps, das Fürsorge als klassisch weibliche Bestimmung sieht und die Pflege und Betreuung alter Eltern als traditionelle Pflicht von Töchtern und Schwiegertöchtern. Diese geschlechtsspezifischen Zuschreibungen mögen anachronistisch anmuten und sich tatsächlich aufgeweicht haben, aber statistische Zahlen über die Geschlechtszugehörigkeit von Hauptpflegepersonen in Österreich belegen, dass diese Aufgaben nach wie vor hauptsächlich von Frauen wahrgenommen werden. Vielleicht steht hinter der Abgrenzung von Angehörigenpflege als „Leidensgeschichte“ die Behauptung eines emanzipierten Selbstverständnisses als Frau, die ein Anrecht hat auf ein eigenes Leben. Die Erzählerin gibt implizit ein Statement ab: Ja, ich bin zurückgekommen und übernehme die Verantwortung für meine Mutter, aber nicht um der Konvention willen, sondern weil ich selbst davon profitiere. Diese Abgrenzung könnte umso dringlicher sein als die Erzählerin in der dörflichen Umgebung einem sozialen Druck ausgesetzt ist, der von traditionellen Vorstellungen geprägt ist.

Die Fortführung der Bilanzierung stellt die Betreuungsarbeit in einen anderen Kontext:

weiß du wenn ich drei Kinder aufgezogen hätt die alle Supergenies worden wären - super - aber das hab ich ja nicht net?/ I: mhm/ E: und ich hab auch sonst nichts in meinem Leben zustande gebracht - auf was ich stolz wär - also ich find schon - das gibt mir schon was ja/ I: mhm/ E: beziehungsweise ich bin auch angewiesen drauf dass ich das so sehe net? - weil ich werd wahrscheinlich keine großartige Leistung mehr bringen in meinem Leben - außer ich schreib natürlich noch den tollen Überroman das könnt auch sein net? - man weiß es nicht ((lachen)) nein Pläne hab ich ja genug - nur meine Pläne soweit kenn ich mich - sind immer nicht so leicht zu verwirklichen ((lachen)) und wenn's - wenn ich sie versuche zu verwirklichen - sind sie oft nicht von Erfolg gekrönt ja - man wird ja mit sich selber ein bissl vorsichtig net? (51, 4 - 51, 15)

In dieser Passage wird eine Leistungsorientierung manifest, die in der gesamten biografischen Erzählung als Subtext latent präsent ist: Leben als Leistung erbringen oder Leistung nicht erbringen. Die Erzählerin ist den Leistungserwartungen, von denen sie annimmt,

dass sie erfüllt werden müssten, nicht gerecht geworden. Trotz des selbstironischen Untertons ist die Traurigkeit spürbar. Woher rühren diese Leistungsansprüche? Westliche Industriestaaten sind Gesellschaften, in denen Lebenschancen an individuelle Leistungen geknüpft sind. Die berufliche Karriere ist nicht allein für die materiellen Lebensbedingungen des Einzelnen ausschlaggebend, sondern für soziale Position, gesellschaftliche Anerkennung und subjektiven Selbstwert. Mit Mutterschaft und AutorInnenschaft erwähnt die Erzählerin zwei Bereiche, die jenseits einer stringenten Erwerbsbiografie soziales Prestige einzubringen vermögen. Sie sind jedoch mit Unsicherheiten verbunden. Was aus Kindern wird, ob sie „Supergenies“ werden, hat man nicht in der Hand, und die Anerkennung für den „Überroman“ erfolgt nicht selten erst posthum.

Luzia Bruckners ältere Schwester hat eine glänzende internationale Karriere gemacht und besetzt eine einflussreiche öffentliche Position. Nehmen die überdimensionalen Ansprüche der Erzählerin Maß an den Leistungen der Schwester? Denkbar ist, dass die Übernahme der Betreuungsverantwortung die Protagonistin im Familiengefüge aufwertet und rehabilitiert.

Der Textabschnitt ist resignativ. Der Versuch hervorzuheben, dass ihr gegenwärtiges Leben befriedigend sei, misslingt der Erzählerin unter der Hand. Ein Mangel, eine Diskrepanz zwischen dem Erwünschten und dem Verwirklichbaren lässt sich nicht kitten. Was bleibt, ist, keine großen Erwartungen zu haben, um nicht enttäuscht zu werden:

dann nehm ich's halt leicht - dann nehm ich halt das Leben da auch leicht - ist doch angenehm ja - genieße es - den Garten - dass ich was im Griff hab - dass ich das so ja/ I: mhm/ E: ich weiß jeden Tag - ich weiß nicht was ich zuerst tun soll - Gott sei Dank ja - ist eins oberflächlicher als wie das andere - ist ja wurscht - aber Gott das muss ich aufräumen das muss ich machen das muss ich ding und so - ich hab noch nie so das Gefühl ghabt dass ich so mitten im Leben steh wie jetzt und nimmer so auf der Seite (51, 31 - 51, 37)

Die Erzählerin empfindet sich in dem als oberflächlich beschriebenen Alltäglichen „mitten im Leben“ stehend. Die Formulierung ist erstaunlich. Eher wäre zu erwarten, dass Luzia Bruckner, aus einer kulturell lebendigen Stadt in die Provinz zurückgekommen und Tag für Tag mit Hausarbeit und den abnehmenden Fähigkeiten der Mutter konfrontiert, ein Gefühl der Fremdheit empfindet, das Gefühl, von der „wirklichen“ Welt abgeschnitten zu sein. Wie lässt sich ihr Empfinden, „mitten im Leben“ zu stehen, deuten? Die Erzählerin selbst schreibt das positive Lebensgefühl der letzten Jahre der erfolgreichen Behandlung ihrer depressiven Erkrankung zu. Denkbar wäre auch, dass die Fürsorge für die Mutter

einen konstanten Faktor darstellt und angesichts der zyklischen Abfolge akuter Krankheitsschübe und ihrer verheerenden psychosozialen Folgen stabilisierend wirkt.

Ein anderer Deutungsversuch knüpft an die Formulierung an, „das muss ich aufräumen das muss ich machen das muss ich ding“. Die Aufzählung wirkt beliebig und undifferenziert, betont jedoch den Imperativ. Die Aufgaben mögen „oberflächlich“ sein, aber es sind abgegrenzte, konkrete, sinnvolle, notwendige Tätigkeiten. Es macht einen Unterschied, ob sie gemacht werden oder nicht, ihr Ergebnis ist sichtbar. Und die Erzählerin hat sie „im Griff“. Dieses Im-Griff-Haben gewinnt vor dem Hintergrund einer psychischen Erkrankung, die mit Kontrollverlust einhergeht, an biografischer Bedeutung. Luzia Bruckner hält Haus und Familie zusammen. Das Gefühl, „mitten im Leben“ zu stehen, verweist auf ein Angekommen-Sein. Der Protagonistin ist es gelungen, eine biografisch bedeutsame Option zu realisieren, nämlich am Hof zu leben und zu arbeiten, auch wenn sie ihn formal nicht besitzt.

Perspektiven

Die Thematisierung von Zukunftsplänen nimmt in der Haupterzählung Luzia Bruckners wenig Raum ein. Das könnte zum einen der Eingangsfrage geschuldet sein, die in erster Linie auf vergangenes und nicht auf zukünftiges Leben abstellt, spiegelt jedoch zugleich einen individuell-biografischen Aspekt. Die Erzählerin relativiert alle ihre Vorhaben mit der Begründung, „meine Pläne soweit kenn ich mich - sind immer nicht so leicht zu verwirklichen“ (51, 13). Pläne haben sich als riskant erwiesen angesichts der Kluft zwischen dem, was sie (von sich) erwartet und dem, was sie für umsetzbar hält. Ihr bleibt nur die Selbstbescheidung. Der Kontrast zwischen dieser resignativen Haltung und der lebhaften, vitalen Ausstrahlung und starken Präsenz der Protagonistin im Gespräch springt ins Auge. Sie ist keine Frau, die sich der Passivität überlässt und die Kontrolle über ihr Leben aufgibt. Was erwartet sie von den nächsten Lebensjahren? Welche Themen sind bestimmend, wenn sie an ihre Zukunft denkt?

Wiederholt erwähnt Luzia Bruckner die Sorge um die ökonomische Absicherung im Alter:

ich werd wenn ich einmal ein Geld auf der Seite hab (..) für solche Sachen brauchen wie sich Zähne richten zu lassen und so ja - weißt wie ich mein?/ I: mhm/ E: das was die Krankenkasse nimmer zahlt im Alter - wo man einfach ein bisserl Geld auf der Seite haben muss/ I: mhm/ E: oder - für die Mutti ist jetzt ein Spitalsaufenthalt angenehm weil sie liegt Sonderklasse - das ist ein Traum ja/ I: mhm/ E: aber wenn ich in der Ner-

venklinik liegen muss mit vier Leuten die alle so spinnen wie ich im selben Zimmer - danke - die Mutti hat ein Einzelzimmer ja - das ist wie auf einem Kuraufenthalt (3) aber die allgemeine Klasse weiß ich nicht - ist nicht so angenehm net?/ I: mhm/ E: und das kann ich mir so nicht leisten jetzt net? - ich kann mir auch keine Urlaube leisten oder so irgendwas - ich bin arm auf hohem Niveau sag ich immer ((lächeln))/ I: mhm/ E: ich werd eher dadurch dass ich nicht glaub dass ich noch (3) ich glaub nicht dass sich das vom Materiellen her sehr ändert ja - aber ich möchte noch - mit den Möglichkeiten die ich da am Hof hab möchte ich und meinen Fähigkeiten ja - und Vorlieben - möcht ich einfach noch ein bisserl was machen ja - und zwar so dass ich ein bisserl ein Geld noch verdienen - aber ich glaub nicht mehr dass es so viel sein muss dass ich - so im Sinne von einer echten Firma ja (36, 29 – 37, 9)

Die Erzählerin antizipiert eine Zukunft, in der die knappen Ersparnisse vom Nötigsten, nämlich der gesundheitlichen Versorgung, aufgezehrt werden. Auf Luxus wie die „Sonderklasse“ im Spital oder Urlaubsreisen wird sie verzichten müssen. Die Darstellung macht den eingeschränkten Handlungsspielraum und das Gefühl der Unsicherheit deutlich. Die „Sonderklasse“ steht nicht nur für soziale Distinktion, sondern gewährleistet Intimität und Individualität in der ausgesetzten Lage als Krankenhauspatientin. Warum ist dieses Thema für die erst 52-Jährige relevant? Ein Zusammenhang mit der Betreuungsarbeit ist naheliegend. Die Erzählerin hat ihre Mutter während zahlreicher Krankenhausaufenthalte begleitet und weiß um die Vorteile einer privilegierten Behandlung. Die drastische Charakterisierung der Schreckensvorstellung, in einem Mehrbettzimmer ohne Rückzugsmöglichkeiten gefangen zu sein, verweist zudem auf persönliche, angstbesetzte Fantasien, die mit ihrer eigenen Erkrankung verbunden sind. Nicht etwa die bessere medizinische Versorgungsleistung macht die „Sonderklasse“ attraktiv, sondern die Möglichkeit, ein Einzelzimmer zu belegen und damit einen Rest an Privatsphäre zu wahren.

Luzia Bruckner fasst die Liste der Versagungen mit der lakonischen Bemerkung, „ich bin arm auf hohem Niveau“, zusammen. Diese Charakterisierung benennt den Mangel an finanziellen Ressourcen und bezeichnet zugleich den Reichtum hoher Lebensqualität. Die Protagonistin gibt ein ungeschöntes Bild ihrer monetär bedrängten Lage und verweist im gleichen Atemzug auf die luxuriöse Seite ihrer Existenz. Damit ist der Armut der Stachel genommen, der Stachel der Deklassierung. Diese Konstruktion ermöglicht der Erzählerin, den Leidensdruck der Einschränkung zu relativieren und sich als Akteurin zu behaupten.

Die Formulierung, „ich werd eher dadurch dass ich nicht glaub dass ich noch“, bricht ab, es folgt eine Pause und dann ein neuerliches „ich glaub nicht“. Die fragmentierte Darstellung, der abgebrochene Versuch, eine Argumentationsfigur aufzubauen, kann als

Indiz für Unsicherheit gelesen werden. Die Erzählerin „glaubt“ nicht an eine Änderung des „Materiellen“. „Glauben“ verstanden als „nicht wissen“ schließt Hoffnung nicht aus, weist der Sprecherin jedoch eine passive Haltung zu und entzieht ihr die aktive Einflussnahme. Die Verbesserung ihrer Einkommenssituation ließe sich über eine einträgliche Erwerbsarbeit oder den Verkauf von Grundstücken realisieren. Beide Optionen sind für die Erzählerin außer Reichweite. Im Handlungsschema werden Risse sichtbar. Luzia Bruckner begegnet ihnen mit der Skizzierung eines persönlichen Projekts, das sie als Synthese ihrer „Möglichkeiten“, „Fähigkeiten“ und „Vorlieben“ antizipiert. Damit ist ein Anspruch nach Selbstverwirklichung formuliert. Das Geldverdienen rückt in den Hintergrund. Auch wenn die zeitliche und inhaltliche Gestaltung des Vorhabens vage bleiben - was mit der Unabsehbarkeit der Pflegearbeit verbunden sein könnte -, am Ende der Sequenz steht ein positiv bewertetes Zukunftsprojekt.

Nach dieser ersten Einzelfallanalyse soll im Folgenden der Interpretationsversuch der biografischen Erzählung Michael Zauners vorgestellt werden, bevor die Analyse des Interviews von Luzia Bruckner beim Vergleich der beiden Einzelfallrekonstruktionen erneut aufgenommen wird.

6 Fallstudie: Michael Zauner

Michael Zauner, der in den späten 1960er Jahren geboren wird, ist der einzige männliche Interviewpartner im Sample. Auf Vorschlag des Erzählers wird das Interview nicht in seiner eigenen Wohnung geführt, sondern in der Wohnung der Interviewerin. Die biografische Haupterzählung bildet knapp die Hälfte des Interviews.

6.1 Fragmentierte Familie

Michael Zauner beginnt mit der Beschreibung des Umfelds seiner frühen Kindheit:

in meinem Pass steht - dass ich in Abach geboren bin - daran hab ich natürlich keine Erinnerung - aber meine Eltern - die ursprünglich aus Bestadt kommen - haben zu der Zeit als ich geboren wurde in Celand [Bundesland, M.M.] gewohnt - in einer Kleinstadt - aus welchen Gründen weiß ich nicht ganz genau - es hat auf jeden Fall damit zu tun dass mein Vater dort ein Installateursgeschäft gehabt hat und hauptsächlich in Celand zu tun gehabt hat - mit diesem Geschäft - oder dort seine Leute gehabt hat die ihm Jobs oder Aufträge verschafft haben/ I: mhm/ E: und dort haben wir in einem Haus gelebt - meine - also meine Mutter mein Vater - meine ältere Schwester - ich hab zwei Schwestern - die eine ist aber viel älter und hat dann nicht mehr mit uns gelebt - aber die eine ältere Schwester hat dann noch bei uns gelebt in diesem Haus und ja - das ist so die Geschichte - die eigentlich fast nicht in meiner Erinnerung ist (1, 20 – 1, 30)

Michael Zauner lebt zusammen mit den Eltern und einer Schwester in einer Kleinstadt. Die zweite Schwester ist zum Zeitpunkt seiner Geburt bereits erwachsen und ausgezogen. Die Eltern, die aus Bestadt stammen, sind nach Abach übersiedelt, wo der Vater ein Geschäft betreibt. Bemerkenswert ist, dass der Erzähler wiederholt erwähnt, diesen Teil der Biografie nicht erinnern zu können. Er ist auf Informationen anderer angewiesen und diese scheinen nicht gesichert, was in der Bemerkung, „nicht ganz genau“ zu wissen, warum seine Eltern nach Abach umgezogen sind, zum Ausdruck kommt. Die Formulierung könnte darauf verweisen, dass Familienerinnerungen und einer tradierten Familienchronik in der Familie des Protagonisten keine wesentliche Bedeutung zugeschrieben wird.

Der erste Satz der Passage, der den Geburtsort über ein behördliches Schriftstück einführt, ist erstaunlich. Der Erzähler nimmt mit dieser Formulierung Bezug auf institutionelle Ablaufmuster einer Normalbiografie, distanziert sich aber zugleich davon. Was im Pass steht, mag Faktum sein, muss aber für die subjektive Lebensgeschichte keine Bedeutung haben. Im Leben des Erzählers – könnte vermutet werden – nimmt dieser Geburtsort keinen zentralen Stellenwert ein.

Michael Zauner ist zwei Jahre alt, als sich seine Eltern scheiden lassen:

die Ehe meiner Eltern war halt sehr krisenhaft und war immer eine Katastrophe also lange Zeit ((lachen)) - und als ich zur Welt gekommen bin da war das wieder nur ein kleiner Aufschub - also endlich zwar ein Sohn ein erwünschter - aber eben auch nur wieder ein Kind aus Verlegenheit - mehr oder weniger ((lachen)) und eben - meine Eltern haben sich dann getrennt - auch die Scheidung wurde da irgendwie angeleiert und mein Vater hat meiner Mutter und meiner Schwester und mir eine Wohnung in der Stadt - also so eine Genossenschaftswohnung äh besorgt - also zwar eh in der Nähe wo meine Mutter und er auch aufgewachsen sind/ I: mhm/ E: also wir sind sozusagen wieder zurück zu den Wurzeln/ I: mhm/ E: also in dem Grätzel - wo meine Mutter und mein Vater aufgewachsen sind - in Bestadt (2, 18 - 2, 28)

Der Erzähler nimmt eine analytische Perspektive ein. Das Scheitern der Beziehung wird nicht als persönliches Versagen der Eltern gewertet oder mit Schuldzuschreibung verbunden. Die Trennung stellt sich vielmehr als Unausweichlichkeit dar, als überfälliger Schlusspunkt einer destruktiven Beziehungsdynamik, in die selbst die Geburt des Sohnes nicht nachhaltig einzugreifen vermag. Nur die Wortwahl verweist auf die Dramatik: Die Kennzeichnung der Ehe als „krisenhaft“ wird durch „Katastrophe“ ersetzt. Das Sprechen von sich selbst als „auch nur wieder ein Kind aus Verlegenheit“ ist eine drastische Formulierung, die den Eltern unterstellt, nicht zu wissen, was sie tun und Kinder als Ersatz für fehlende Problemlösungsstrategien misszuverstehen.

Der Vater nimmt die Situation in die Hand und besorgt der Familie eine neue Wohnung in Bestadt. Diese Darstellung legt eine traditionelle Rollenverteilung nahe, der Vater als Familienernährer und Haushaltsvorstand, der Wohnort und Wohnung der Familie bestimmt. Die positive Evaluierung des Wohnortswechsels („wir sind sozusagen wieder zurück zu den Wurzeln“) sieht im Stadtteil, in dem die Eltern aufgewachsen sind, einen familiär tradierten Anknüpfungspunkt. Die Formulierung, „zurück zu den Wurzeln“, ist in ihrer gängigen Verwendung mit einer Verortung im Familiengefüge, mit genealogischer Spurensuche und der Vergewisserung der eigenen Herkunft verbunden. Sie verweist auf einen sozialen Zusammenhang. Die vom Erzähler angesprochene lokale Konnotation kann als Indiz gelten für die hohe Bedeutung, die er dieser Wohnung oder dem Stadtteil zuschreibt.

Im weiteren Verlauf der Erzählung wird die Problematik des Zusammenbruchs der klassischen bürgerlichen Kleinfamilie anschaulich:

ja -- und meine Eltern haben sich dann scheiden lassen - und - unsere Mutter hat uns dann aufgezogen - und dann gab es jahrlang immer ziemliche Probleme - Geldprobleme - weil mein Vater - das Geschäft ging in

Konkurs und er selber hat kaum Geld gehabt und wurde aufs Existenzminimum eigentlich gepfändet und äh - auch für uns hat er selten Geld übrig gehabt - ich kann mich noch sehr gut erinnern dass meine Mutter immer sehr verzweifelt war wegen Geldgeschichten - sie musste dann - sie war schon älter - also mit 50 halt - nach Jahrzehnten Hausfrauendasein halt wieder - musste sich eine Arbeit suchen - und das war auch nicht leicht für sie - weil sie ja keinen Beruf gelernt hatte - also schon zwar - sie war Lohnverrechnerin - aber das war zu ihrer Zeit etwas völlig anderes/ I: mhm/ E: als dann in den 70er Jahren - und hat halt nur so Putzfrauenjobs bekommen - und da kann ich mich noch erinnern dass das für meine Mutter sehr schwierig war und das haben wir als Kinder sehr stark mitbekommen - diese Geldprobleme und auch halt diesen Frust meiner Mutter in Bezug auf meinen Vater - das war halt - das war immer ein Thema (2, 33 - 3, 5)

Die finanzielle Notlage der Familie wird in ihrer ganzen Tragweite sichtbar. Der Ton der Erzählung bleibt jedoch sachlich, objektiv beschreibend. Der Satz, der anfänglich eine Kausalbeziehung zwischen den Problemen der Familie und dem Verhalten des Vaters herzustellen scheint, wird abgebrochen und mit einer Erklärung fortgeführt, die für die „Geldprobleme“ nicht den Vater verantwortlich macht, sondern „das Geschäft“, das in Konkurs geht. Nicht nur die Mutter ist Opfer der finanziellen Notlage, auch der Vater, der „aufs Existenzminimum eigentlich gepfändet“ wird. Die Formulierung, dass der Vater „selten Geld übrig“ hat, ist einerseits entschuldigend, lässt andererseits offen, ob der Vater diesen Zustand bedauert. Der Erzähler macht nicht individuelles Handeln, sondern strukturelle Faktoren für die Schwierigkeiten der Familie verantwortlich. Damit werden die Eltern entlastet.

Entsprechend der ‚Normalbiografie‘ einer Frau ihrer Generation (geb. 1923) gibt die Mutter des Erzählers nach der Heirat die Berufstätigkeit auf. Die Scheidung und die Insolvenz führen in eine finanzielle Notlage und zwingen sie, für das Familieneinkommen zu sorgen. Die Notwendigkeit, nach „Jahrzehnten Hausfrauendasein“ eine Arbeit zu suchen, ist „nicht leicht für sie“. Ihre berufliche Qualifikation ist am Arbeitsmarkt nicht mehr verwertbar. Der Wechsel vom „Hausfrauendasein“ zu „Putzfrauenjobs“ wird als „für meine Mutter sehr schwierig“ charakterisiert. Er stellt eine gravierende soziale Abwertung dar.

Diese Schwierigkeiten, die der Erzähler empathisch schildert, bleiben den Kindern nicht verborgen. Die Formulierung, „das haben wir als Kinder sehr stark mitbekommen“, bezieht sich nicht allein auf die berufliche Marginalisierung der Mutter und ihre finanziellen Sorgen, sondern auch auf „diesen Frust meiner Mutter in Bezug auf meinen Vater“. Aus aufgeklärt pädagogischer Sicht mag es seltsam anmuten, dass eine Mutter ihren Ärger über den getrennt lebenden Ehemann den Kindern gegenüber zum Thema macht. Der Erzähler, der diese theoretischen Diskurse kennt, enthält sich in seiner Darstellung jedes kri-

tischen Kommentars. Das könnte als Hinweis auf die große Loyalität seiner Mutter gegenüber gelesen werden.

In dieser Passage der biografischen Haupterzählung wird die Mutter als Opfer dargestellt. Der Neuanfang nach der Scheidung ist nicht, wie das denkbar wäre, mit Erleichterung, Aufbruch oder Emanzipation verbunden, sondern ausschließlich mit Unsicherheit und Frustration. Der Erzähler nimmt die Perspektive seiner Mutter ein, was auf eine enge Verbindung und Identifikationsbereitschaft verweist. Er erzählt von der ersten Nacht in der neuen Wohnung:

es war so - wie hatten ein Klappbett und natürlich hab ich mit meiner Mutter in diesem Klappbett geschlafen - und ich kann mich auch irgendwie gut erinnern -- glaub mich gut erinnern zu können/ I: mhm/ E: dass es irgendwie - äh - dass man sich - dass ich mich eigentlich an der Seite meiner Mutter - also mit ihr zusammen irgendwie sehr ausgesetzt gefühlt habe/ I: mhm/ E: ahm (5) und dieses Provisorische auch - das hab ich sehr sehr gefühlt weil die Wohnung war leer/ I: mhm/ E: was einerseits sehr schön war am Tag weil man irgendwo so durch die ganze Wohnung flitzen konnte - aber es war auch irgendwie so ein provisorisches - plötzlich so ein bisserl ausgesetzt zu sein - es war Unsicherheit aber auch irgendwie - spannend halt irgendwie - an das - an das kann ich mich erinnern -- und auch war irgendwie klar - ich weiß nicht wo meine Schwester da - aber dass meine Mutter und ich jetzt alleine sind (14, 11 - 14, 28)

Michael Zauner verlässt die Haltung des objektiven Beobachters und beschreibt eigene Erlebnisse und Gefühle. Besonders deutlich wird dies an der Stelle, wo die kindlichen Empfindungen im Klappbett erinnert werden: „dass es irgendwie - dass man sich - dass ich mich“. Die Satzkonstruktionen werden fragmentierter, es gibt längere Pausen. Die Nähe zur Mutter im gemeinsamen Klappbett wird nicht, wie zu erwarten wäre, als Geborgenheit erinnert, sondern als Gefühl des Ausgesetztseins. Die Formulierung, „an der Seite meiner Mutter“, ist in diesem Kontext erstaunlich. Sie wird gewöhnlich für Partnerschaftsbeziehungen verwendet. Könnte sie ein Indiz dafür sein, dass der Erzähler nach der Scheidung der Eltern zum Partnerersatz für die Mutter wird? Aber er ist auch Kind, freut sich, durch die leere Wohnung zu „flitzen“. Das Schöne, Spannende an der neuen Wohnung ist an die Tageszeit gebunden, tagsüber werden die noch unmöblierten Räume zum Spielplatz, nachts dominiert das Gefühl der Unsicherheit und Bedrohtheit.

Die unfertige Wohnung symbolisiert das Lebensgefühl der Familie: ein „provisorisches“. In diesem Provisorium ist der Erzähler seinem Gefühl nach mit der Mutter allein. Tatsächlich ist die Schwester zum Zeitpunkt der Übersiedlung erst 9 Jahre alt und lebt noch einige Jahre mit der Mutter und dem Bruder zusammen. Die in der Darstellung implizit deutlich werdende Beziehungslosigkeit der Geschwister könnte im großen Altersun-

terschied begründet sein oder auch in der großen Nähe zwischen dem Erzähler und seiner Mutter. In der Formulierung, „auch war irgendwie klar () dass meine Mutter und ich jetzt alleine sind“, wird das Alleinsein zwar betont, aber nicht bewertet. Kommt hier das kindliche Gefühl der Verlassenheit zum Ausdruck oder das der schicksalhaften Verbundenheit? Welche Rolle spielen der Vater und die Schwestern?

Über seinen Vater, der nach dem Konkurs als Heurigenmusikant und mit „ganz seltsamen Jobs“ (15, 14) sein Geld verdient, erzählt Michael Zauner:

ich hab meinen Vater als einen sehr respektvollen Menschen eigentlich uns gegenüber - es gibt so - meine Mutter hat furchtbar viele schlechte Geschichten über ihn - die halt über mehrere Lebensphasen hinweggehen - aber ich hab meinen Vater so in Erinnerung dass er uns gegenüber - einerseits ein bisschen moralischen - aber nicht im Sinne von du sollst du sollst du sollst - sondern uns sozusagen - ihr müsst auf euch selber schauen - ihr müsst's achten drauf - was für ein Mensch aus dir wird und wie du wirst - weil dich - eure Mutter wird's nicht tun - nicht weil sie schlecht ist sondern weil sie schwach ist mehr oder weniger/ I: mhm/ E: er hat nicht schlecht über sie geredet - aber er hat sich Sorgen gemacht dass sie uns nicht - und er hat auch völlig recht gehabt - dass meine unsere dass unsere Mutter halt keine Leitung geben kann (4) aber er halt auch nicht ((lachen)) (15, 17 - 15, 27)

Der Vater mag nicht respektabel sein, aber er ist respektvoll. Die Charakterisierung als „respektvollen Menschen“ verweist auf emotionale Distanziertheit und Unverbindlichkeit, jedoch gleichzeitig auf eine Beziehung, in der die Kinder als gleichwertige, autonome Personen auf Augenhöhe angesprochen werden. Die Vater-Sohn-Beziehung steht damit in scharfem Kontrast zur symbiotisch dargestellten Mutter-Sohn-Beziehung. „Respektvoll“ könnte als Kompromissformulierung gelesen werden, die dem Erzähler ermöglicht, die positiven Erinnerungen an den verstorbenen Vater zu bewahren, ohne die Loyalität mit der Mutter preiszugeben.

Der Vater, der die Kinder regelmäßig an den vierzehntäglichen vereinbarten Besuchstagen abholt, hat Erziehungsabsichten, wenn sie auch vage bleiben. Es geht ihm nicht um die Vermittlung sittlicher Normen, sondern um die Aufforderung zur Selbstständigkeit, zur Selbsterziehung, zur Übernahme von Verantwortung für das eigene Leben. Der Vater wird dargestellt als ein Mann, dem weniger die schulische und berufliche Qualifizierung der Kinder ein Anliegen ist als vielmehr deren Persönlichkeitsentwicklung. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass der Vater aufgrund der eigenen beruflichen Erfolglosigkeit als Instanz auf diesem Gebiet an Glaubwürdigkeit eingebüßt hat. Moralisch aber ist er integer, was durch den Hinweis, dass er - im Gegensatz zur Mutter - nicht schlecht über seine ehemalige Partnerin spricht, untermauert wird.

Der Erzähler legt dem Vater das drastische „schwach“ als Merkmal der mütterlichen Persönlichkeit in den Mund, das im Anschluss entschärft (oder präzisiert) wird als pädagogische Inkompetenz: die Mutter kann „keine Leitung geben“. Der Erzähler bestätigt das Urteil des Vaters, stellt dessen Autorität jedoch nach einer längeren Pause infrage, weil der Vater selbst diese Leitung ebenso wenig zu geben vermag. Warum ihm dies abgesprochen wird, bleibt offen. Hat es mit der Kontakt einschränkenden Besuchsregelung zu tun? Oder zeigt der Vater wenig Engagement, mehr Erziehungsverantwortung zu übernehmen? Sein Rat jedenfalls wird gehört. Der an die Kinder gerichtete Appell, ihre Erziehung selbst in die Hand zu nehmen, bleibt dem Erzähler in Erinnerung. Hat er ihn angenommen? Offen bleibt in dieser Darstellung die Form der Auseinandersetzung mit dem Vater. Bringt er seine Ratschläge vor und belässt es dabei oder kommt es zu Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten?

Die Botschaft wird anerkannt und bestätigt, die Autorität des Botschafters jedoch in Frage gestellt. Diese Darstellung kann gelesen werden als Bemühen des Erzählers, dem Vater Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und in Absehung mütterlicher Einflussnahme ein differenziertes Bild zu zeichnen. Eine andere Lesart geht davon aus, dass es nicht um den Vater geht, sondern um die Botschaft. Der Protagonist lässt den Vater sein eigenes, unaussprechliches Problem benennen, nämlich den Mangel an Schutz, Sicherheit und Förderung durch die Mutter. Auch wenn sie nicht aus Desinteresse oder Böswilligkeit handelt, sondern aus Inkompetenz und Überforderung, kann fehlender Halt für ein Kind eine existenziell bedrohliche Erfahrung sein.

Auf die Frage nach einem schwierigen Erlebnis mit seiner Mutter erzählt Michael Zauner im Nachfrageteil des Interviews folgende Geschichte:

ich kann erinnern dass irgendwann - ich weiß nicht - ich hab irgendwas gemacht - womöglich irgendwas angeschnitzt - irgendwelche Möbel oder so ja - also völlig absurde Dinge - und sie mir dann mit dem - mit dem - mit dem Teppichklopper oder so ist sie mir bis auf die Straße nachgelaufen ((lachen)) bis auf den Hof hinunter - da drückt aber eher so aus - ah - das war jetzt kein schreckliches Erlebnis oder so - aber - im nachhinein tut mir eigentlich leid - wie sehr ich meine Mutter in so - hilflose Situationen manchmal gebracht hab - dass sie sich so überfordert gefühlt hat/ I: mhm/ E: das ist etwas wo ich mir denke - schrecklich ist wie (5) wie meine Mutter mit unterlegen war - ab einem gewissen Alter (27, 21 - 27, 35)

Die Mutter ist ihrem Kind nicht gewachsen und beschämt damit sich selbst und das Kind - und das in aller Öffentlichkeit. Ihre Schwäche besteht in der Unfähigkeit, destruktives Verhalten des Sohnes angemessen zu sanktionieren. Scham ist ein elementares Gefühl.

Lebhafte Erinnerungen an schambesetzte Situationen sind keine Ausnahme, sondern den meisten Menschen vertraut. Erstaunlich an dieser Darstellung ist, dass die Beschämung aus einer unzureichenden Disziplinierung des Erzählers erwächst und die Situation nicht oder nicht ausschließlich der Mutter angelastet wird, sondern dem eigenen provokanten Verhalten. Nicht die Disziplinierung soll verborgen bleiben, sondern ihr Misslingen. Indem sich der Erzähler die Schuld gibt für das beschämende Handeln der Mutter, potenziert er seine Überlegenheit, aber auch seine Verantwortung. Ihm obliegt es, die Schwäche der Mutter zu verbergen.

6.2 Bildung und „fremde Welt“

Den größten Teil der biografischen Haupterzählung Michael Zauners nimmt die Beschreibung der Ausbildung ein. Nach der Volksschule besucht der Protagonist die Hauptschule, anschließend kommt es zu einer Weichenstellung:

das war die Frage - versucht man mir - also in die Schule weiter zu gehen - oder geht es mehr auf einen Beruf - auf einen Lehrberuf hin - und eigentlich hab ich mich schon so gesehen - ich hab gute Noten gehabt - das ich irgendwie für weiteres - dass etwas Weiteres - eine weiterführende Schule für mich möglich gewesen wäre - aber eigentlich hat sich da nie jemand darum gekümmert/ I: mhm/ E: und niemand hat mich - und ich konnte mir auch nicht so richtig entschließen - ich hatte keine Perspektive eigentlich - was könnte ich werden - ich hab mir einige Sachen ausgedacht - aber irgendwie war alles komisch - und dann hab ich mir gedacht halt - und ich hab mich dann für das Polytechnikum entschieden weniger aus Überzeugung als äh - ich hab mir gedacht - wenn ich mich für das Poly entscheide wird irgendjemand kommen und sagen nein - du musst doch eigentlich was anderes tun du bist doch viel zu gescheit dafür - aber es ist niemand gekommen und deshalb bin ich dann irgendwie im Poly gelandet ((lachen)) (4, 4 - 4, 15)

Die fragmentierte Satzstruktur verrät die Schwierigkeit und Komplexität des Entscheidungsprozesses und verweist auf grundlegende institutionell verankerte Problemkonstellationen. Das österreichische Schulsystem nimmt bereits bei 10-jährigen SchülerInnen eine Selektion vor, die den Übergang in weiterführende Schulen reguliert. In erziehungswissenschaftlichen Publikationen, aber auch in bildungspolitischen Debatten wird dieses Thema kontroversiell diskutiert. Unbestritten ist, dass es der Schule unzureichend gelingt, soziale Unterschiede zu kompensieren. Wolfgang Edelstein (2006) zufolge bleibt den Kindern aus sozial benachteiligten Familien in der kurzen Grundschulzeit zu wenig Zeit, um den „Bildungshabitus“ zu entwickeln, der für die weitere Schulkarriere erforderlich ist. In

In der frühen Selektion der Kinder sieht er die Reproduktion sozialer Ungleichheit durch die Schule begründet (Edelstein 2006, 121).

Die eingeschlagene Orientierung zu verlassen, wird dem Erzähler nicht leicht gemacht. Er erhält keine Unterstützung durch Eltern, LehrerInnen oder andere Bezugspersonen und hat selbst keine konkreten beruflichen Perspektiven. In dieser Situation beschließt er, das Naheliegende zu tun, nämlich das Polytechnikum zu machen. Es ist keine Entscheidung „aus Überzeugung“, sondern aus Hilflosigkeit und Mangel an Alternativen. Und sie wird - darüber lässt der Erzähler keinen Zweifel - seinen Fähigkeiten nicht gerecht. Aber war er sich dessen sicher oder entspringt diese Wahrnehmung dem nachträglichen Selbstbewusstsein des Akademikers? Die Rettungsphantasie („wird irgendetwas kommen und sagen nein, du musst doch eigentlich was anderes tun“) delegiert die Entscheidungsverantwortung an andere und macht das Gefühl der Überforderung und des Alleingelassenwerdens deutlich.

Dieses polytechnische Jahr wird im Anschluss jedoch positiv evaluiert:

alles was ich sozusagen brachliegen hab lassen in der Schule - die war babyleicht - da hab ich lauter gute Noten gehabt - dann war ich dort auch Klassensprecher und so - aber das war keine wirkliche Herausforderung - das hab ich kompensiert durch Französischkurs und Gitarrenlernen/ I: mhm/ E: und am Ende von diesem Jahr - da gab's einen Lehrer eben - der selbst im Polytechnikum gewesen ist - der Gitarre - der Musikunterricht gegeben hat - in der Schule - der selbst in - der selbst das Polytechnikum besucht hatte - und der auch dann ins Gymnasium weitergegangen ist/ I: mhm/ E: und von dem hab ich erfahren dass man das machen kann - und von da her hatte ich die Idee ich geh vom Poly weiter ins Gymnasium - vor allem weil es auch ein Gymnasium gab mit Schwerpunkt Musik (4, 30 - 4, 39)

An dieser Stelle zeichnet sich eine Wende ab. Dem Erzähler gelingt in diesem Schuljahr, in das er unambitioniert hineingestolpert ist, eigene Interessen zu entwickeln und zu verfolgen und Klarheit und Motivation für seinen weiteren Bildungsweg zu gewinnen. In der Wahl von Musik und Fremdsprachen als „Nebenbeschäftigungen“ zeigt sich die hohe Bedeutung, die der Bildung unabhängig von beruflichen Verwertungszusammenhängen zugeschrieben wird. Mit dem Status als „Klassensprecher“ ist zusätzlich eine soziale Integration und Anerkennung angesprochen.

Der Musiklehrer wird zwar nicht als aktiver Förderer dargestellt, aber er ist eine Art Türöffner. Ihm ist gelungen, aus der vorgesehenen Laufbahn auszuscheren, eine qualifizierte Ausbildung und einen sozialen Aufstieg zu erreichen. Vielleicht ist er auch ein Lieblingslehrer, jedenfalls unterrichtet er ein für den Erzähler attraktives Fach: Musik. In Musik als Schwerpunktfach unterrichtet zu werden, motiviert die Wahl des Gymnasiums.

Das kann ein Indiz dafür sein, dass der Erzähler der Entwicklung und Förderung seines kreativen Potentials hohen Wert beimisst. Oder es hat mit der pragmatischen Überlegung zu tun, an einem Gymnasium mit Musikschwerpunkt chancenreicher zu sein, weil auf bereits vorhandene Fähigkeiten aufgebaut werden kann.

Im Verlauf des ersten Schuljahrs am Gymnasium löst sich Michael Zauners „großer Respekt“ vor dieser Institution auf, er eignet sich die nötigen „Durchkommensstrategien“ an und beginnt sich für Politik zu interessieren. Der Erzähler reflektiert den Beginn seines politischen Engagements:

dieses Gymnasium war in Wirklichkeit eine fremde Welt für mich - diese äh Gymnasiums- äh Leute/ I: mhm/ E: und ich hatte von meinem Hintergrund her eigentlich keinen Zugang dazu - bei uns war noch nie jemand im Gymnasium von meiner Familie - noch nie jemand Matura gemacht -- studiert auch nicht und so - das ist etwas völlig Fremdes in unserer Familie - und zwar in allen Richtungen/ I: mhm/ E: alle - ob Mutter - oder Vaterseite und ähm --- und da bin ich eines Tages auf Leute gestoßen - die haben Zeitung verkauft am Teplatz - in diesem - wo heute - in der Teplatzunterführung - die haben eine kommunistische Jugendzeitung verkauft und die hat mich dann irgendwie - das war irgendwie so der Knackpunkt für mich - nämlich sozusagen das als Hintergrund zu nehmen für - ich bin ein politischer Jugendlicher - ich bin sozusagen - ich komm von den Arbeitern her - das war so meine Geschichte - die ich diesem Gymnasium - diesen Gymnasiasten so entgegen gehalten hab (5, 28 - 5, 40)

Eine Geschichte der Selbstbehauptung: Erfahrungen der Nicht-Zugehörigkeit als Arbeiterkind in einem bürgerlichen Umfeld wecken das Interesse für kommunistische Politik. Diese Argumentationsfigur folgt soziologischen Erklärungsmodellen (etwa von Pierre Bourdieu oder Stuart Hall), die sich mit der Tradierung sozialer Ungleichheit in westlichen Demokratien befassen. Es geht weniger um Repression und Ausschluss als um den Mangel an kulturellen und sozialen Ressourcen. Der Erzähler beschreibt das Gymnasium als „fremde Welt“, zu der er aufgrund seiner bildungsfernen Herkunft „eigentlich keinen Zugang“ hat. Dieser Fremdheit begegnet er mit einem Akt der Selbstpositionierung und Identifizierung: „ich bin ein politischer Jugendlicher“ und „ich komm von den Arbeitern her“. An dieser Stelle steht die Selbstkonstitution als politisches Subjekt im Zentrum, die kommunistischen Inhalte dienen lediglich „als Hintergrund“.

Das Gymnasium, das Michael Zauner besucht, mag als Institution ein Hort bürgerlicher Lebensform sein, aber „die Kinder waren nicht so - das waren eh lauter Punker und Anarchos und sonst irgendwie künstlerische Leute“ (6, 2-3). Der Erzähler grenzt sich nicht von angepassten Gymnasiasten ab, sondern von einer unter seinen MitschülerInnen verbreiteten Form des Protests. „Punker und Anarchos“ und „irgendwie künstlerische Leute“

verweist auf eine individualistisch und aktionistisch verstandene und kulturell verortete Form des Protests. Mit der Betonung seines eigenen Selbstverständnisses als politischer Jugendlicher, als Kommunist und Arbeiterkind, bezieht sich Michael Zauner auf eine Gesellschaftskritik, die weniger am Einzelnen als am Kollektiv ausgerichtet ist und eine Veränderung wirtschaftlicher und politischer Strukturen anstrebt.

In der folgenden Beschreibung resümiert der Erzähler sein Leben als Schüler und politischer Aktivist:

das hab ich bis zur siebenten durchgehalten - dieses Doppelleben zwischen das in die Schule gehen um dort Politik zu machen oder das was ich eben darunter verstanden hab ((lachen)) - Zeitungen verkaufen Flugblätter verteilen -- ja - und selber Zeitung machen - Schülerzeitung - solche Sachen -- wobei vieles auch in die Hose gegangen ist - muss ich nachträglich wahrscheinlich auch sagen - ich bin zwar sehr stolz auf meine politische Laufbahn ((lachen)) aber ich glaube - ich hab viel weniger geleistet - ich hab sehr viel geleistet - aber trotzdem glaube ich ist auch viel in die Hose gegangen - viel Zeitungsprojektchen sind nicht zustande gekommen oder ich selber hab das verschlampt oder auch diese Gruppe in der ich da war - das war nur ein Häufchen Leute - das ist dann auch zusammengeschrumpft auf wenige (6, 31 - 6, 39)

Die Bezeichnung „Doppelleben“ verweist darauf, dass hier zwei gegensätzliche und schwer zu vereinbarende Lebensbereiche im Alltag untergebracht werden müssen. „Doppelleben“ - nicht etwa Doppelbelastung, wie im Kontext von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit geläufig - deutet die „anrühige“ Seite des politischen Engagements an. „Doppelleben“ wird mit sexueller Promiskuität assoziiert oder - im politischen Kontext - mit Spionage und Zugehörigkeit zu Nachrichtendiensten. Im Österreich der 80er Jahre ist es nicht opportun, Kommunist und als solcher politisch aktiv zu sein. Der Erzähler präsentiert sich als Akteur, der einen schwierigen Balanceakt meistert. Die „politische Laufbahn“ wird positiv bilanziert, wenn auch mit der Einschränkung, dass nicht alle Vorhaben umgesetzt werden können.

An dieser Darstellung erstaunt die beiläufige Erwähnung der politischen MitstreiterInnen. Politisierungsprozesse in der Adoleszenz stehen in der Regel in engem Zusammenhang mit der Zugehörigkeit zu Gruppen, mit kollektivem Engagement und der Bildung von sozialen Netzwerken. Warum wird die „Gruppe“ nur am Rand erwähnt? Denkbar wäre, dass Michael Zauner eine Führungsrolle einnimmt und daher hauptverantwortlich ist für die politische Arbeit. Eine andere mögliche Lesart sieht in der Darstellung den Versuch einer nachträglichen Selbstaneignung von Prozessen, die möglicherweise weitgehend von unkontrollierbaren Gruppendynamiken und außerschulischen Einflussfaktoren bestimmt sind. Eine weitere Deutung stellt diese Perspektive in den Zusammenhang

von individuellen, selbstgesteuerten Lern- und Qualifizierungserfahrungen. Der Erzähler betont die eigene Leistung, weil er die politische Tätigkeit als bedeutsame persönliche Lernerfahrung versteht und verstanden wissen will. Mit der Bezeichnung „politische Laufbahn“ hebt er hervor, dass es um Professionalisierungsbestrebungen geht und nicht um Event oder pubertäres Austoben. „Politische Laufbahn“ verweist zudem auf eine Zukunft, auf einen eingeschlagenen Weg, der auf eine Fortsetzung hin angelegt ist. Auch die Wahl der Studienfächer steht im Kontext politischer Interessen:

also Geschichte deswegen weil ich das irgendwie als politisch nahe gefunden hab - und mich also interessiert hat - also - mehr so die Geschichte im politischen Sinne/ I: mhm/ E: also was hat es da alles gegeben - Unterdrückung durch die ganze Gesell- Geschichte - und Auf - und Aufmüpfigkeit und Revolutionen und Sozialgeschichte und solche Sachen - das hat mich irgendwie interessiert - eben aus politischer Perspektive - und im Prinzip hätt ich auch schon von Anfang an Philosophie studiert - nur das ist mir irgendwie so - so - Philosophie ist mir irgendwie so minderwertig vorgekommen zunächst einmal - und deshalb wollte ich eigentlich kein anderes Fach mehr dazu haben - sondern eben eine Spra- eine Fremdsprache (17, 30 - 17, 38)

Die Studienwahl wird ausschließlich mit persönlichen und politischen Interessen begründet. Die ökonomische Verwertbarkeit spielt keine Rolle. Interessant an dieser Stelle ist, dass dieser Entscheidungsprozess sachlich und ohne nachträgliche Wertung dargestellt wird. Angesichts der nicht unproblematischen Arbeitsmarktlage für GeisteswissenschaftlerInnen wäre eine retrospektiv kritische Haltung denkbar. Dass diese ausbleibt, kann als Indiz gelten für die hohe Zufriedenheit des Erzählers mit der Ausbildung oder auch für die ungebrochene Bedeutung der politischen Interessen.

In der zweiten Hälfte des Studiums absolviert Michael Zauner seinen Zivildienst in einem Pflegeheim. Anschließend beginnt er in einer auf sozialwissenschaftliche Literatur spezialisierten Buchhandlung zu arbeiten. Nach Beendigung des Studiums bleibt er noch einige Jahre in der Buchhandlung und wechselt dann in die Erwachsenenbildung. Diese berufliche Neuorientierung wird in der biografischen Erzählung mit der Übernahme der Pflegeverantwortung für seine Mutter eingeführt.

6.3 Betreuung

Entscheidungsprozesse

Michael Zauners Mutter erleidet Mitte 70 einen Schlaganfall und kann ihren Alltag nicht mehr alleine bewältigen. Ein mobiler städtischer Sozialdienst unterstützt sie bei Haushalts-

führung und alltäglichen Aktivitäten. Es kommt zu Problemen, als einzelne HelferInnen in der Wohnung immer mehr Raum einnehmen und im Verdacht stehen, Geld und Wertsachen zu entwenden. In einem Fall kommt es zu Verurteilung und Haftstrafe. In dieser Situation besteht Handlungsbedarf.

also da war irgendwann die Frage - kommt meine Mutter ins Heim/ I: mhm/ E: oder soll sie weiter in der Wohnung wohnen/ I: mhm/ E: und -- da war ur- irgendwie war die Diskussion - ob nicht die Kinder meiner Schwester da einziehen - und da hab ich mir gedacht - das ist - das war mir dann zu komisch - da bin ich dann eifersüchtig geworden ((lachen)) hab mir gedacht - warum sollen die da einziehen und die Mutter ins Altersheim - das war mir irgendwie ganz - das war mir ein bisschen eine komische Vorstellung/ I: mhm/ E: so als würde man die Wohnung haben wollen -- und vor allem - nach dem Zivildienst im Peheim konnte ich mir das nicht so wirklich vorstellen/ I: mhm/ E: und ich weiß - wie sehr meine Mutter eigentlich an dieser Wohnung - hängt/ I: mhm/ E: meine Mutter hat - hat als Lebenserzählung dass sie in allem gescheitert ist - aber die Wohnung war irgendwie für sie so ein bisschen ein Bezahlen für all ihr Scheitern - also auch von meinem Ma- /von meinem Mann ((lachend))/ - also von meinem Vater her - der quasi - das war das einzige - was er Positives geschaffen hat - dass er ihr diese Wohnung gekauft hat (10, 1 - 10, 19)

In der Formulierung der Frage, „kommt die Mutter ins Heim“, ist diese als Beteiligte nicht mehr präsent. Die Entscheidung liegt bei den Kindern. Ein rationales Abwägen ist in dieser Situation schwer möglich, es geht um Gefühle, um Familienfragen, auch um materielle Aspekte. Der Erzähler versucht eine Argumentation für die von ihm getroffene Entscheidung aufzubauen. Zuerst erwähnt er sein Gefühl der Eifersucht, dann seine Erfahrung als Zivildienstler in einem Pflegeheim und schließlich die lebensgeschichtlich begründete Verbundenheit der Mutter mit ihrer Wohnung.

In der Passage über die mütterliche „Lebenserzählung“ wird deutlich, dass sich der Erzähler biografisch als der Vertreter seiner Mutter sieht. Er kennt ihre Lebenserzählung - und er kennt sie wie kein anderer, was besonders im ersten Teil der biografischen Erzählung deutlich wird. Die Darstellung lässt trotz der reflexiven, analytischen Perspektive keinen Zweifel daran, dass der Erzähler die Position seiner Mutter teilt. Er beschließt, in ihre Wohnung einzuziehen und sie zu unterstützen. Was aber bedeutet diese Entscheidung für sein eigenes Leben?

(4) und ich wollt irgendwie nicht mehr in der Buchhandlung arbeiten/ I: mhm/ E: das war auch schon irgendwie - die - die Verhältnisse dort waren nicht mehr so angenehm wie am Anfang als ich dort zu arbeiten begonnen hab - und --- weil ich mich auch verändern wollte ist mir das ganz gut geleg- ist mir das auch gelegen gekommen weil das finanziell auch leichter war weil ich dort keine Miete zahlen musste/ I: mhm/ E: ich konnte mich auf diesen beruflichen Wechsel irgendwie einstellen - und den hab ich ja dann auch vollzo-

gen diesen beruflichen Wechsel - ich bin dann - hab dann versucht - Deutsch zu unterrichten - und das ist mir auch gelungen da reinzukommen/ I: mhm/ E: allerdings ist das ein viel - wesentlich prekärerer Job - und - aber das irgendwie zusammengepasst - einerseits bei meiner Mutter zu wohnen und - im Notfall nicht völlig unversorgt zu sein oder nicht soviel Geld zu brauchen/ I: mhm/ E: äh -- und eben diesen prekären Job zu - zu wählen (10, 38 - 11, 14)

Nach einer längeren Gesprächspause spricht Michael Zauner von seiner Unzufriedenheit mit der Arbeit in der Buchhandlung. Das Zusammenleben mit der Mutter bietet ökonomische Vorteile und damit die Möglichkeit, die feste Anstellung aufzugeben und den angestrebten, aber „wesentlich prekäreren Job“ in der Erwachsenenbildung anzunehmen. Freie Dienstnehmer sind in Österreich kranken- und pensionsversichert, aber arbeitsrechtlich schlechter gestellt als Erwerbstätige mit einem fixen Arbeitsvertrag. Als freier Dienstnehmer in einer Einrichtung der Erwachsenenbildung kann Michael Zauner nur von einem Semester zum anderen planen. Er kann sich profilieren, aber sein beruflicher Erfolg bleibt weitgehend von unbeeinflussbaren äußeren Faktoren abhängig, im konkreten Fall von politischen und behördlichen Entscheidungen über Qualifizierungsangebote für MigrantenInnen. Das Wohnen bei seiner Mutter garantiert dem Erzähler eine, wie er es nennt, „Restsicherheit“, während die Mutter ihrerseits eine Restsicherheit durch ihn erfährt. Das Modell wird als wechselseitig beschrieben.

Denkbar wäre auch eine andere Lesart: Für einen Mann in seiner Situation - akademische Ausbildung, beste Fremdsprachenkenntnisse, langjährige berufliche Praxis - bestehen Möglichkeiten, ohne diese „Restsicherheit“ zu leben. Das ökonomische Argument könnte vorgebracht werden, um die besonders für Männer sozial wenig verträgliche Sorgearbeit rational zu rechtfertigen. Gegen Ende der Haupterzählung, nach der Beschreibung des Pflegealltags, spricht Michael Zauner noch einmal seine Beweggründe für die Übernahme der Betreuungsverantwortung an:

ich hab von meiner Mutter auch sehr viele Emotionen immer mitbekommen weil meine Mutter sehr oft verzweifelt war oder - äh - oder - sehr viel von meinem Lebensgefühl - von dem unsicheren Lebensgefühl von meiner Mutter irgendwie mitbekommen/ I: mhm/ E: und - und auch wenn ich's - auch als meine Mutter noch voll - als meine Mutter noch allein sein konnte - hab ich mich eigentlich sehr - sehr wenig mit ihr beschäftigt - war sehr wenig zuhause - war vielleicht einmal im Monat zuhause - als meine Mutter noch allein gelebt hat und allein für sich zuständig war/ I: mhm/ E: aber ich glaube irgendwie hab ich in mir so einen Schalter - so eine Wette gehabt dass wenn meine Mutter mich braucht dass ich dann da bin -- ich glaub das ist so mein - und dieser Schalter hat sich dann umgelegt gehabt als meine Mutter dann tatsächlich - äh - pflegebedürftig geworden ist (7) so empfinde ich das (12, 24 - 12, 34)

Ohne Wertung wird die enge Beziehung zwischen Mutter und Kind beschrieben. Diese ist wesentlich geprägt von einem „unsicheren Lebensgefühl“. Und ausgerechnet bei seiner Mutter, die ihm schon als Kind keine Sicherheit bieten konnte, sucht der Erzähler als Erwachsener „Restsicherheit“? Die Passage legt nahe, dass nicht die ökonomischen Vorteile ausschlaggebend sind für die Betreuungsübernahme, sondern das lebensgeschichtlich begründete Gefühl einer Verpflichtung und Verantwortung für die Mutter.

Eine andere mögliche Lesart bedient ein Klischee: Der Nachzügler, der ewig Kind bleibt und sich ein Leben lang nicht von der Mutter zu lösen vermag. Dieser Interpretation widerspricht die Autonomie des Erzählers während der Studienzeit. Über Jahre hinweg hat er seine Mutter, die in der gleichen Stadt wohnt, nur selten besucht. Der abgebrochene Satz, „hab ich mich eigentlich sehr - sehr wenig mit ihr beschäfti-“, ist ungewöhnlich für die Charakterisierung der Beziehung zwischen Erwachsenen. Er legt nahe, dass die Mutter für den erwachsenen Erzähler keine interessante Gesprächspartnerin oder wichtige Bezugsperson ist.

„Schalter“ und „Wette“ sind auffallende Metaphern. Bei einer Wette wird der Einsatz festgelegt, die Entscheidung getroffen, bevor das entsprechende Ereignis - das Pferderennen, die Losziehung etc. - stattfindet. Damit sind die Wahlmöglichkeiten verwirkt, Gewinn oder Verlust, Sieg oder Niederlage können nur passiv hingenommen werden. Der Schalter, der sich umlegt, verweist auf eine Mechanik, die, einmal in Gang gesetzt, eine Eigendynamik entwickelt. Diese Metaphern sind die einzigen Hinweise in der biographischen Erzählung, die auf eine Verlaufskurve hindeuten, auf eine emotionale Zwangslage, die Handlungsspielräume massiv einschränkt.

Pflegealltag

In der Hauptidee nimmt der Pflegealltag wenig Raum ein, wird kurz und bündig dargestellt:

es gab immer Heimhilfen - am Anfang sogar mehr - aber wie ich dann dort gelebt hab hab ich das immer mehr reduziert - hab selber Sachen übernommen weil das einfach unerträglich ist wenn dreimal am Tag fremde Leute in die Wohnung kommen - das ist auf Dauer unerträglich - und jetzt kommt einmal am Tag eine und ich bin halt verantwortlich für - für - also ich geh mit ihr noch zwei - dreimal am Tag auf's Klo - also wenn sie nicht ins Heim - ins Tageszentrum geht - sie geht dreimal die Woche ins Tageszentrum - dann geh ich mit ihr noch zweimal am Tag aufs Klo/ I: mhm/ E: ich versorg sie mit Trinken und Essen - zuhause - da schau ich dass sie selber isst - und wenn nicht - dass sie halt isst - ich geb ihr die Medikamente - ich geb

ihr - äh - das Insulin - mess auch diese - diese Daten - und bring sie halt am Abend ins Bett -- und - besorg ihr die Medikamente und die Einlagen - was man halt da so drumherum braucht - und zweimal in der Woche kommt jeweils eine - also zweimal in der Woche kommen meine Schwestern/ I: mhm/ E: einmal die eine einmal die andere - und essen mit ihr zu Mittag/ I: mhm/ E: ja - beziehungsweise eine geht immer wieder mit ihr zur Fußpflege (11, 27 - 12, 2)

Der Pflegealltag scheint gut geregelt und eingespielt. Heimhilfe, Tageszentrum und Familie bilden gemeinsam ein gut abgestimmtes Unterstützungsnetzwerk. Professionelle Dienste werden von pflegenden Angehörigen häufig ambivalent wahrgenommen. Michael Zauner spricht einen problematischen Aspekt an: die Gefährdung der Privatsphäre. Die Heimhilfen nehmen Arbeit ab, sie sind notwendige Ressource bei der Bewältigung des Betreuungsalltags, aber sie sind letztlich Fremde in der eigenen Wohnung. Der Erzähler findet einen Kompromiss. Er nimmt die Unterstützung der Heimhilfe bei der Morgenroutine in Anspruch, nachmittags und abends ist die Wohnung Privatraum und er kümmert sich selbst um seine Mutter.

Die Beschreibung macht das Ausmaß der mütterlichen Hilfsbedürftigkeit sichtbar. Sie kann sich nicht mehr selbst versorgen, kann nicht ohne Unterstützung essen und trinken, aufstehen oder ins Bett gehen. Sie kommt in dieser Passage ausschließlich als Objekt vor, als Objekt von Zuwendungen. Gegen Ende der Haupterzählung beschreibt Michael Zauner, wie er seine alte Mutter wahrnimmt:

ja - und meine Mutter ist - ist schon eine Greisin ((lachen)) und in ihrer Persönlichkeit sehr reduziert -- es gibt kaum - äh - kaum - Erlebnisse mit ihr - man kann mit ihr nicht reden - man kann wenig tun mit ihr - man kann sie halt umarmen und lieb zu ihr sein und so ((lächeln)) - äh --- also dass ich - ich weiß gar nicht - ob ich sie als meine Mutter empfinde - eher wie ein Kind oder so -- aber manchmal bin ich ganz erstaunt darüber dass sozusagen meine Mutter noch am Leben ist/ I: mhm/ E: sozusagen - du bist meine Mutter und du bist noch am Leben ((lachen)) und eines Tages wirst du das nicht mehr sein (13, 18 - 13, 25)

Angesichts der Hinfälligkeit seiner Mutter wird dem Erzähler der Wert menschlichen Lebens bewusst. Wie ein Kind eine Versicherung der Existenz (und Endlichkeit) seiner Eltern sein mag, wird die Existenz der Mutter vom Erzähler als Versicherung des eigenen Lebens wahrgenommen. Ein philosophisches Resümee.

Die Mutter ist in ihrer subjektiven Ausdrucks- und Interaktionsfähigkeit stark eingeschränkt. Mehr noch, sie scheint auch nonverbal kaum kontaktfähig. In anderen Interviews wird mangelnde Interaktion häufig als besonders belastend erlebt, als traurig, verunsichernd und frustrierend. Michael Zauner lässt in seiner Darstellung nichts davon anklin-

gen. Ist er sich so sicher zu wissen, was seiner Mutter gut tut? Stört es ihn nicht, wenn seine Zuwendungen ohne Antwort, ohne Reaktion bleiben? Der Protagonist empfindet die Frau, die ihn geboren hat, nicht länger als seine Mutter, sondern als „Kind“, dem er über körperliche Berührungen Zuneigung und Fürsorge vermittelt.

Im Nachfrageteil des Interviews antwortet der Erzähler auf die Frage, ob die Betreuung seiner Mutter eine Herausforderung darstelle, mit einer längeren Sprechpause und sagt dann:

die Herausforderung besteht darin - die Routine äh --- nicht zum -- nicht lieblos werden zu lassen - darin besteht die - die Herausforderung - es gibt ja viel Routine - es ist ja immer dasselbe was man tut/ I: mhm/ E: aufs Klo bringen - füttern - was zum Essen geben - was zum Essen hinstellen - aufs Bett legen - in den Sessel heben - ähm - das sind immer dieselben Tätigkeiten - völlig routinisiert - die Griffe - Handgriffe kenn ich - und - die Herausforderung besteht darin - das irgend - wenn man beschäftigt ist - wenn man Zeitdruck verspürt - das immer noch an- angemessen zu machen - mit einem Minimum an Zuwendung - das verspür ich als Herausforderung - sonst ist es keine - es ist keine Herausforderung an Fähigkeiten (25, 9 - 25, 16)

Pflege ist als gleichförmiger Ablauf organisierte Routinehandlung. Die Betreuungsmaßnahmen erfordern keine professionelle pflegerische Kompetenz und stellen für den Erzähler keine physische Belastung dar. Die Herausforderung besteht - den eigenen Ansprüchen gemäß - darin, die Routine nicht „lieblos“ werden zu lassen, die Mutter als Person wahrzunehmen, die Betreuung aufmerksam zu gestalten. Diese Problemformulierung würde man eher in einem institutionellen Kontext erwarten, im Krankenhaus oder Pflegeheim. Die Entwertung des Individuellen in medizinischen Institutionen steht im Zusammenhang mit arbeitsteilig organisierten und in distanzierende Spezialdiskurse eingefügten Untersuchungs- und Behandlungsprozessen. Das einzelne Individuum wird nicht als Person wahrgenommen, sondern als TrägerIn einer bestimmten Diagnose (vgl. Kathan 2002). Für PatientInnen kann diese Erfahrung sehr belastend sein. Für die professionellen HelferInnen hingegen können institutionalisierte Abläufe und Zuschreibungen einen Schutz darstellen. Sie erleichtern das Einhalten von Distanz und die Wahrung eigener Grenzen. Michael Zauner liegt daran, diese Schutz- und Abwehrstrategien zu reflektieren und nicht dominant werden zu lassen.

Die vom Erzähler beschriebene Herausforderung könnte auch in der krankheitsbedingten Entindividualisierung und im Rückzug der Mutter begründet sein. Von seiner Zeit als Zivildienstler in einem Pflegeheim ist Michael Zauner besonders in Erinnerung geblieben, dass schwer ansprechbare PatientInnen vom Pflegepersonal übergangen wurden und

nur noch „dahinvegetierten“ (26, 17). Besser ging es jenen, die imstande waren, eine Beziehung zum medizinischen Personal aufzubauen und ihre Interessen und Bedürfnisse aktiv zu äußern und durchzusetzen. Die Mutter des Erzählers hat ihre Kontaktfähigkeit weitgehend eingebüßt. In einer Pflegeinstitution könnte sie das Schicksal von PatientInnen teilen, die jahrelang unbeachtet im Bett liegen und „an die Decke starren“ (26, 20). Wenn es dem Erzähler nicht gelingt, die Betreuung liebevoll und aufmerksam zu machen, verwischen die Grenzen zwischen häuslicher Betreuung und Pflegeheim. Im Kern ist es die Beziehungsqualität, die in den Augen des Erzählers den Unterschied ausmacht.

Unterstützung und Anerkennung

Auf die Frage nach Unterstützungswünschen geht der Erzähler vorerst verständnisvoll auf die schwierigen Arbeitsbedingungen der HeimhelferInnen ein, auf einen Job, der oft stressig und undankbar sei. Er macht Verbesserungsvorschläge:

da gibt's erfahrenere und weniger erfahrenere Leute und ich glaube dass die Teams viel besser helfen würden - sozusagen zu besprechen - was gehört gemacht - wie sind die Erfahrungen wenn man das bei der Frau so macht - und das gibt's anscheinend nicht - die kommen halt als Einzelkämpferinnen rein/ I: mhm/ E: und müssen sich selbst erarbeiten - was mit dieser Person gut und nicht gut ist und das hat - ich glaub das hat zu wenig Zusammenhang unter den Frauen die da kommen - meistens sind's Frauen/ I: mhm/ E: es können ruhig mehrere sein aber die sollten dann wirklich im Großen und Ganzen über Jahre dieselben sein/ I: mhm - verstehe ---/ E: das würde ich mir wünschen - dass man wirklich eine Zusammenarbeit hat mit denen - mehr (4) aber im Großen und Ganzen funktioniert's eh gut (22, 11 - 22, 22)

Der Protagonist sieht „zu wenig Zusammenhang“ unter den Heimhelferinnen. Sie kommen als „Einzelkämpferinnen“, es gibt wenig Informationsweitergabe und gemeinsame Verantwortlichkeit. Verschärfend kommt eine hohe Fluktuation hinzu. Eine Kontinuität in der Betreuung und „wirklich eine Zusammenarbeit“ sind nicht gewährleistet. „Zusammenarbeit“ bezieht sich an dieser Stelle nicht auf die Mutter, sondern auf den Erzähler als Hauptpflegeperson. Verlässliche Betreuungs- und Beziehungsnetze aufzubauen kann nur gelingen, wenn die Anzahl der pflegenden Personen überschaubar bleibt und diese untereinander für Informationsweitergabe sorgen. Ohne diese Voraussetzungen wird es für die Hauptpflegeperson riskant oder unmöglich, Verantwortung zu delegieren und damit nachhaltig entlastet zu werden.

Auffallend ist, dass Michael Zauner bemüht ist, nicht einzelne Personen, sondern deren Arbeitsbedingungen für die Schwächen der Heimhilfe verantwortlich zu machen. Sein

Vorschlag zur Qualitätsverbesserung orientiert sich an den Standards, die in anderen Bereichen der professionellen sozialen Arbeit üblich sind: Teamstrukturen mit Arbeits- und Fallbesprechungen, Supervisionsangebote und Weiterbildungsmöglichkeiten. Die Überlegungen des Erzählers könnten auch als Hinweis gelesen werden für die Zurückweisung der Aufgabe, die Heimhilfen selbst einzuarbeiten, anzuleiten und zu kontrollieren. Er bestimmt die Grenzen seiner Zuständigkeit.

In der Textpassage schwächt der Erzähler seine Kritik nach einer Sprechpause ab und zieht eine positive Bilanz: „im Großen und Ganzen“ funktioniere es gut. Michael Zauner will die Arbeit der Heimhilfen würdigen. Das geringe Sozialprestige, das diesem Beruf gesellschaftlich zugeschrieben wird und sich in schlechter Entlohnung und schlechten Arbeitsbedingungen niederschlägt, spiegelt letztlich die Marginalisierung der eigenen Betreuungsleistung des Erzählers.

Neben der Unterstützung durch professionelle Dienste erwähnt Michael Zauner die Hilfe seiner Schwester:

die Hilfe meiner Schwestern ist auch sehr - also das ist wirklich mein - mein - meine Schwestern sind sozusagen das - dieses - diese andere Hilfe - die's noch - die ersetzt glaub ich - wenn's meine Schwestern nicht gäbe - würde ich mir glaub ich irgendwie blöd vorkommen ((lachen)) glaub ich -- ich glaub dann würde ich mir so was wie eine Selbsthilfegruppe von Angehörigen - von pflegenden Angehörigen suchen - weil ich dann - mit meinen Schwestern - auch wenn's selten ist - manchmal red ich auch drüber - über die Situation/ I: mhm/ E: und das hilft mir sozusagen mir nicht komisch vorzukommen - weil jeder den ich treffe sagt - was - du pflegst deine Mutter und das ist ja unglaublich und nana - ich bin zwar ein bissl ein seltenerer Fall aber trotzdem gibt's viele Leute - die so - es gibt doch - ich bin trotzdem kein Einzelfall (22, 24 - 22, 33)

Welche Bedeutung hat die Hilfe seiner Schwestern? Die Satzstruktur ist brüchig, die Bedeutung dieser „anderen Hilfe“ nicht leicht festzumachen. Die Schwestern erfüllen eine ähnliche Funktion wie Selbsthilfegruppen, es geht um Austausch, um geteilte Erfahrungen, um Normalisierung und das Aufbrechen von sozialer Isolation. Die hohe Bedeutung, die den Schwestern in dieser Passage zugesprochen wird, steht in bemerkenswertem Kontrast zur zeitlich verhältnismäßig geringen Verfügbarkeit und hebt damit deren legitimato- rische Funktion hervor. Sind die Schwestern die einzigen Menschen im sozialen Umfeld des Erzählers, vor denen er sich nicht rechtfertigen muss? Die Reaktion von Außenstehenden - „das ist ja unglaublich“ - nimmt er nicht als Anerkennung wahr, sondern eher als versteckte Diskriminierung, als Exotisierung und Objektivierung zu einem „seltenen Fall“.

Die Anderen

Mit Anfang 30 in die Wohnung der Mutter einzuziehen und ihre Pflege zu übernehmen ist besonders für einen Mann sozial wenig attraktiv. Klassischer Weise wird die häusliche Angehörigenpflege Frauen zugeschrieben. Ein junger männlicher Pfleger macht sich verdächtig. Der Frage der Legitimierung kommt in der biografischen Erzählung Michael Zauners daher hohe Bedeutung zu. In der folgenden Beschreibung finden sich Hinweise auf Fremd- und Selbstbilder:

na ja ich hab das Bild - was haben andere - also ich stell mir immer vor - was haben andere Leute für Bilder - also wenn ich zum Beispiel Leute kennen lerne - vor allem wenn ich Frauen kennen lerne - denk ich mir das - also wenn ich denen erzähle - ich wohn mit meiner Mutter zusammen - ich bin 42 - und dann denk ich mir - was haben die für ein Bild - ich stell mir immer vor - die haben ein furchtbar - ein lächerliches Bild von mir - die sehen in mir ein Mutterkindchen - vielleicht bin ich das ja auch ((lachen)) aber ich will nicht dass man das in mir sieht - also ich hab da eher eine Scheu davor (23, 2 - 23, 7)

Die soziale Unverträglichkeit männlicher Angehörigenpflege wird beim Kennenlernen von Frauen virulent. Als erwachsener Mann bei der Mutter zu wohnen, gibt ein „lächerliches Bild“ ab, stellt die Männlichkeit in Frage. In dieser Darstellung hat der Erzähler den sozialen Zuschreibungen und ihren Wirkungsweisen wenig entgegenzusetzen. Der erste Satz der Passage zeigt die Untrennbarkeit von Fremd- und Selbstbildern: „ich hab das Bild - was haben andere“.

Interessant ist, dass beim Lesen dieser Beschreibung der Eindruck entsteht, als handle es sich um Vorstellungen, um Phantasien, um unterstellte Erwartungen und nicht um reale Erlebnisse und Erfahrungen. Eine imaginierte Szenerie, in der der Erzähler am Ende beschämt dasteht. In den Augen einer Frau, die man kennen lernen möchte, „lächerlich“ zu wirken, ist in erotischer Hinsicht ein vernichtendes Urteil. Was bleibt ist, sich solchen Situationen erst gar nicht auszusetzen. Der letzte Satz, „ich hab da eher eine Scheu davor“, könnte darauf hindeuten, dass der Erzähler sich nicht offensiv zu den unterstellten Zuschreibungen verhält, sondern Begegnungen, in denen er über sich selbst Auskunft geben muss, vermeidet. Führt dieses Vermeidungsverhalten in Verbindung mit der ohnehin sehr eingeschränkten Freizeit zum sozialen Rückzug? Nach dem Interview erzählt Michael Zauner, dass ihm soziale Medien und der Austausch auf Internetforen zunehmend wichtig werden. Dort kann das eigene Profil bewusst gestaltet und die Präsentation des Selbst freier konstruiert und kontrolliert werden.

Auf die Frage nach den Auswirkungen der Pflege auf seine eigene Lebensgestaltung antwortet Michael Zauner:

einerseits gibt's Vorteile - andererseits gibt's natürlich viele Nachteile weil ich nicht das Leben leb wie ich es mir im Idealfall vorstellen würde - also ich würd mir vorstellen - dass ich Leute zum Essen einlade - das tu ich nicht - einerseits weil die Wohnung nicht so aussieht wie ich gern hätte - es entspricht nicht dem wie ich - es ist halt so ein Kompromiss aus Pflegewohnung - alten Möbeln - halb eingezogen von mir -- und es ist - ja - ich bin auch ein bissl überfordert damit - es so -- einzurichten und sauber zu halten wie ich mir denke wie ich eine Wohnung so haben möchte - dass ich Leute einlade - deshalb lad ich keine Leute ein ((lachen)) aber eigentlich stell ich mir vor - ich würde gern öfter Leute einladen und so was kochen und so weiter (23, 32 - 23, 39)

Das skizzierte Leben im „Idealfall“ verweist auf eine bürgerliche Lebenskultur mit einer repräsentativen Wohnung, einem sozialen Netzwerk und entsprechenden Praktiken und Ressourcen. Freunde und Freundinnen um den eigenen Herd zu versammeln, gilt als Inbegriff sozialer Wärme und Zugehörigkeit und spiegelt den Wunsch nach sozialer Integration. Aber es bedeutet auch, sich zu exponieren. Die Wohnung des Erzählers ist in seinen Augen nicht repräsentativ genug, um sie den Blicken anderer auszusetzen.

Der Erzähler deutet an, dass ihm nicht gelingt, die Wohnung zu seinem eigenen Lebensraum zu machen. Er ist „halb eingezogen“, eine überraschende Formulierung angesichts der vielen Jahre, die er in dieser Wohnung lebt. Was ursprünglich als Übergangsphase gedacht war, ist zu einem jahrelangen Dauerzustand geworden. In der Gestaltung der Wohnung jedoch bleibt das Provisorium bestehen. Warum fällt es dem Erzähler schwer, die Wohnung seinen Wünschen entsprechend einzurichten? Weil es die geliebte Wohnung der Mutter ist und er nicht in ihren Lebensraum eingreifen möchte? Liegt es an einschränkenden finanziellen Möglichkeiten? Oder begreift der Erzähler die Wohnung weiterhin als Übergangsort, in den er nicht zu viel investieren möchte?

Eine andere Lesart richtet den Blick auf den Status des Erwachsenseins, der mit „Leute einladen“ markiert wird. Gäste kann man nicht einladen - jedenfalls nicht ohne Rücksprache -, wenn man als Kind oder Jugendlicher mit seinen Eltern lebt. Gäste einladen und bewirten kann erst, wer über eine eigene Wohnung verfügt. Die Tatsache, dass der Erzähler in der Wohnung seiner Mutter lebt - und nicht etwa die Mutter in seiner Wohnung -, könnte starken Einfluss ausüben auf das Selbstverständnis und die Selbstbestimmung - und Handlungsmöglichkeiten des Erzählers. In der Wohnung der Mutter zu leben, schreibt einen Status des Noch-nicht-ganz-Erwachsenen fest, ungeachtet der umgekehrten Rollenverteilung von Mutter und Kind.

Denkbar wäre auch, dass der Erzähler auf unterstellte Erwartungshaltungen der Interviewerin Bezug nimmt, in deren Wohnung das Gespräch stattfindet. Vielleicht ist der Hinweis, mit der Gestaltung seiner Wohnung „ein bissl überfordert“ zu sein, eine indirekte Erklärung für die Ablehnung des Vorschlags der Interviewerin, das Gespräch bei ihm zuhause zu führen. Die funktionale Einrichtung, die sowohl die Bedürfnisse der Mutter wie auch seine eigenen berücksichtigt, macht die Wohnung in den Augen des Erzählers noch nicht herzeigbar. Vielleicht ist der Hinweis auf den nötigen „Kompromiss“ ein willkommener Vorwand, der ihn vom Anspruch entlastet, die eigenen Privaträume möglichst individuell zu gestalten.

Lebensgestaltung

Im Nachfrageteil geht der Erzähler auf die Vorteile seiner Lebensform ein:

ich kann diesen Job machen der mir eigentlich - Spaß macht - der aber nur deswegen Spaß macht solange ich nicht - zuviel machen muss - weil viele Leute die davon leben müssen - müssen viel mehr Stunden machen/ I: mhm/ E: und ich kann soviel machen - dass ich eben - dass er mir eben Spaß macht/ I: mhm/ E: weil wenn du zuviel Stunden machst - dann kannst du dich nicht mehr vorbereiten - dann wird das nur noch Stress/ I: mhm/ E: und das Zuhause-Wohnen - mit meiner Mutter zusammen wohnen - ermöglicht das eben - dass ich das stressfrei machen kann - es stört jetzt nicht wenn ich mal einen Monat oder so keine Arbeit hätte - oder zwei Monate unter Umständen - würde das nicht so stören/ I: mhm/ E: länger wäre auch nicht gut - aber so kann man Geld strecken -- und äh - es ermöglicht mir eben - ich bin zwar unter Umständen oft ans Zuhause-Sein gebunden - aber ich erlebe meine Zeit zuhause - zumindest über lange Jahre hab ich sehr viel zuhause gelesen und Sport gemacht oder bin laufen gegangen ((lachen)) und das erfordert eben net - ich muss nicht permanent anwesend sein - aber ich kann meinen Tag relativ gut einteilen mit arbeiten und diesen Interessen eben - und der Mutter eben (19, 34 - 20, 12)

Michael Zauner spricht die positiven Seiten eines Jobs ohne fixen Dienstvertrag an. Das Arbeitsausmaß lässt sich mitbestimmen und ermöglicht ein berufliches Engagement entsprechend persönlicher Bedürfnisse und Ressourcen. Für die Vorbereitung der Kurseinheiten bleibt ausreichend Zeit und die Arbeitsbelastung kann so gesteuert werden, dass der Job „Spaß“ macht. In dieser Passage zeigt sich das berufliche Selbstverständnis des Erzählers. Im Vordergrund steht nicht die Existenzsicherung, sondern die Freude an der Arbeit und die Umsetzung eigener Ansprüche. Denkbar wäre auch, die Argumentation von der selbstbestimmten Arbeit als vorgeschobene Rechtfertigung und Rationalisierung für unzureichende berufliche Absicherung und Perspektiven zu interpretieren. Die Darstellung der Arbeit, die als Vollzeitjob eine Überforderung darstellt, „stressig“ ist und keine Freude

macht, als Teilzeitjob jedoch kein existenzsicherndes Einkommen bietet, ist anschaulich genug. Der Protagonist bezeichnet seinen Beruf selbst als „prekären Job“.

Die Balance zwischen Beruf, Pflege und Freizeit ist untrennbar mit dem Betreuungsbedarf der Mutter verbunden. Sie steht auf unsicheren Beinen, denn die Entwicklung des Gesundheitszustandes der Mutter und die notwendige Betreuungsintensität sind nicht absehbar. Von dieser Ausgeliefertheit ist in der Darstellung des Erzählers nichts zu bemerken. Die Formulierung, „ich kann meinen Tag relativ gut einteilen“, zeigt den Protagonist als Akteur, dem es gelingt, seinen Alltag weitgehend selbstbestimmt zu gestalten. Die Sorge für die Mutter schränkt seine Handlungsspielräume nicht ein, im Gegenteil, sie bietet den Rahmen für die Verfolgung persönlicher Interessen wie Lesen und Laufen. Ein pflegender Angehöriger, der nicht unter Fremdbestimmung und Verfügbarmachung leidet, sondern den hohen Selbstbestimmungsgrad hervorhebt?

Die positive Bilanzierung dieser Lebenssituation wird erst im biografischen Kontext verständlich. Bildung und Politik markieren zwei zentrale biografische Projekte des Erzählers. Lesen als Freizeitbeschäftigung meint nicht belletristische Lektüre, sondern die Auseinandersetzung mit Philosophie und politischer Theorie. Damit kann eine wichtige biografische Konstante weitergeführt werden. Einzig in der Formulierung, „zumindest über lange Jahre“, schränkt der Erzähler die positive Bewertung zeitlich ein und verweist auf ihr gegenwärtiges Fraglichwerden.

Michael Zauner stellt sich im weiteren Verlauf des Gesprächs selbst die Frage, ob er auch emotional von der Betreuung seiner Mutter profitiert.

ich glaube dass es gut ist - für mich ist es gut - an solchen Prozessen an solchen Hege- und Pflegeprozessen teilzuhaben - ob das jetzt Kinder sind oder ob das Alte sind -- äh - weil das eine andere Logik ist von - als immer zu funktionieren - immer - äh - geradlinig sozusagen in die U-Bahn - alle Leute fahren in die Arbeit und das ist alles so - so ein Radl von Geradlinigkeit - und Hege- und Pflgetätigkeiten - jetzt am Menschen - oder auch unter Umständen auch an Pflanzen ((lachen)) hat mehr von - da geht's um andere Logiken da kann man nix erzwingen (20, 32 - 20, 37)

Die Antwort ist erstaunlich. Die selbst gestellte Frage nach dem emotionalen Gewinn der Pflgetätigkeit lässt eher erwarten, dass Gefühle wie Zugehörigkeit, Intimität, Nähe, Solidarität, Dankbarkeit angesprochen werden. Der Erzähler aber nimmt eine Argumentation auf, die mit seinen politischen und gesellschaftskritischen Anliegen verbunden ist. Es geht darum, dem „Funktionieren“, dem „Radl von Geradlinigkeit“ und dem Normalitäts- und Konformitätsdruck entgegenzutreten. Die Bezeichnung „Hege- und Pflegeprozesse“ ver-

weist auf eine theoretische Auseinandersetzung mit Beziehungs- und Reproduktionsarbeit. Hege- und Pflegeaktivitäten folgen - so die Argumentation des Erzählers - einer „anderen Logik“. Diese andere Logik definiert sich durch Eigensinn und Widerspenstigkeit gegenüber Kontrolle und Verfügbarmachung: „da kann man nichts erzwingen“.

Die U-Bahn steht für die technikgestützte Steuerung und Abfertigung großer Menschenmengen und ist damit Symbol einer Gesellschafts- und Wirtschaftsstruktur, die das Individuum vorrangig unter dem Aspekt seiner Verwertbarkeit betrachtet. Die kritische Haltung des Erzählers endet nicht bei der distanzierten theoretischen Gesellschaftskritik, sondern schließt die eigene Lebensgestaltung mit ein. Alternative Logiken sollen nicht nur aufgezeigt, sondern auch gelebt werden. Der Protagonist verortet seine Betreuungsarbeit im Kontext eines alternativen Lebensmodells. Worin aber besteht diese „andere Logik“? Der Erzähler expliziert:

Kinder kann man nicht schneller großziehen - und die alten Leute haben halt auch ihr - ein alter Mensch - wenn der nicht schlucken will - kann und will - dann schluckt er eben net - dann muss man eben den richtigen Zeitpunkt die Geduld aufbringen - oder eben die - sich so einfühlen dass man eben weiß in welcher Situation trinkt er sie oder trinkt sie jetzt besser - und sich auf eine andere Logik wirklich einlassen und das - das hilft schon auch zu relativieren - also für mich hilft's auch - ich mein ich hatte auch Phasen im Job die mich sehr aufgeregt haben - aber im großen und ganzen hilft mir das - äh - andere Probleme zu relativieren - - das ist ein - auch ein Effekt von dieser - glaub ich von dieser Arbeit - mit meiner Mutter --- kann man das verstehen? (20, 37 - 21, 4)

Diese andere Logik besteht in einer an den Bedürfnissen, Eigenheiten und Entwicklungsprozessen ausgerichteten Haltung, die die Subjektivität und Individualität der Person ins Zentrum rückt. In bemerkenswertem Widerspruch dazu steht, dass die Mutter mit ihrem subjektiven Wollen in der biografischen Erzählung praktisch nicht vorkommt. Sicherlich, eine widerspruchsfreie Lebensgeschichte ist unmöglich, aber der formulierte Anspruch, die Betreuung an der Individualität des einzelnen Menschen auszurichten, steht in überraschendem Kontrast zur Präsentation der Mutter in der biografischen Erzählung. Eine mögliche Erklärung könnte im Legitimationsdruck liegen, dem der Erzähler ausgesetzt ist. Er muss beweisen, dass er kein zur Abnabelung unfähiges Muttersöhnchen ist. Das gelingt, indem er seine Pflegeaktivität in einen allgemeinen, von der Persönlichkeit der Mutter und seiner Beziehung zu ihr abstrahierenden Bedeutungsrahmen setzt. Es soll um die gesellschaftliche Bedeutung von „Hege- und Pflegeprozessen“ gehen, nicht um individuelle Beziehungsmuster.

Der Protagonist argumentiert, durch die Betreuung seiner Mutter könne er schwierige Phasen im Beruf leichter bewältigen und Probleme relativieren. Die Formulierung wirkt jedoch unsicher, von Pausen unterbrochen, und am Ende fragt der Erzähler die Interviewerin, ob die Argumentation nachvollziehbar sei. Vielleicht erscheint sie dem Erzähler selbst nicht plausibel oder der konstruierte Zusammenhang zeigt sich anders als vorgetragen. So wäre denkbar, Beruf und Pflege nicht gegensätzlichen Logiken zuzuordnen, sondern ihre Ähnlichkeiten wahrzunehmen. Michael Zauner arbeitet in der Erwachsenenbildung, er leitet Lernprozesse an. Pädagogische Arbeit und pflegerische Arbeit haben gemeinsam, dass man, wie es der Erzähler formuliert, nichts erzwingen kann. Die Unsicherheit in der Argumentation könnte auch als Indiz gelesen werden für die grundsätzliche Schwierigkeit, positive Effekte häuslicher Betreuungsarbeit auf berufliche Erwerbsarbeit zu benennen. Möglicherweise sind die strukturellen Widersprüche zwischen Familien- und Erwerbsarbeit zu groß, um umstandslos wechselseitige Profite lukrieren zu können (vgl. Dausien 1996).

Perspektiven

Welche Auswirkungen hat die Verantwortung für die hilfsbedürftige Mutter auf die Lebensorientierung des Erzählers? Michael Zauner kann seinen eingeschränkten Perspektiven Positives abgewinnen:

man könnte überlegen - wie ist das denn mit - mit - einer Partnerschaft - will man zusammenziehen mit einer Frau - will man das ausprobieren - das stellt - diese Frage stellt sich für mich - überhaupt nicht - für mich stellt sich auch die Frage nach Partnerschaft eigentlich nicht - sozusagen - das kann ich mir unter den Lebensumständen gar nicht vorstellen - geschweige denn Kinder - also das ist sozusagen diese - bis zu einem gewissen Grad ist es eine Entlastung für mich - weil ich mir denk - Gott sei Dank muss ich mir diese Fragen nicht stellen oder ich muss diese Lebensgeschichten nicht durchleben - aber auf der anderen Seite denk ich mir - ja - das ist ein ganz anderes Leben - das für mich - ich vermiss das nicht oder ich finde es nicht tragisch - aber ich glaub - wenn ich all- wenn meine Mutter nicht wär - hätt ich mir diese Fragen halt stellen müssen - wie ist das mit Partnerschaft - Ehe - Kinder - solche Sachen - und ich fühl mich so ganz wohl in dieser - dass das alles für mich nicht zutrifft - fühl mich besonders ((lachen)) irgendwie einbildungsmäßig (24, 4 - 24, 14)

Ist das Galgenhumor? Vielleicht nicht nur. Das eigene Leben immer und überall möglichst selbstverwirklichend gestalten und optimieren zu müssen, kann Freiheit, Emanzipation und Selbstbestimmung bedeuten, aber auch massiven Druck erzeugen. Der Erzähler nimmt mit ironischem Unterton Bezug auf diese Ambivalenz. Es hat Vorteile, wenn einem

die Wahl genommen ist. Und es hat einen narzisstischen Mehrwert, den Reiz des Besonderen und Einzigartigen. Gegen den Mainstream zu schwimmen schafft nur, wer außergewöhnliche Stärke besitzt.

Die Opposition gegen herrschende gesellschaftliche Wertmaßstäbe und die kritische Infragestellung hegemonialer Lebens- und Arbeitsmodelle bilden eine biografische Konstante in der Lebenserzählung Michael Zauners. Partnerschaft, Ehe, Kinder verweisen auf einen bürgerlichen Lebenszusammenhang, von dem sich der Erzähler entlastet sieht. Er erwähnt die Entlastung, aber auch die andere Seite, nämlich die Beraubung der Möglichkeit, ein „ganz anderes Leben“ kennen zu lernen. Er behauptet sich als Akteur, sieht sich nicht in der Opferrolle, aber er nimmt wahr, dass auch andere biografische Optionen denkbar wären. In dieser Passage ist eine Ambivalenz zwischen Erleichterung und Bedauern spürbar. Die Formulierung, „wenn meine Mutter nicht wär - hätt ich mir diese Fragen halt stellen müssen“, verlegt den Zeitpunkt der biografischen Planung in die Vergangenheit. Schließt er aus, sich diese Fragen zukünftig stellen zu können? Auf die Frage nach Zukunftsvorstellungen antwortet der Erzähler:

also das Seltsame oder das Schwierige ist ja -- wie lang dauert das noch - wie lang geht das ((lachen)) am Anfang hab ich gedacht - das dauert halt ein paar Jahre - so drei vier Jahre - aber mittlerweile ist es - das Doppelte als dieser anfängliche Zeithorizont - und das kann immer noch - theoretisch kann das immer noch - es könnte auch - ich mein - es kommt immer darauf an - wie meine Mutter beinander ist - oder - wie - sie - ich glaube nicht - dass jede Pflege dann zuhause gemacht werden könnte - also wenn wieder dreimal am Tag jemand kommen muss weil meine Mutter total pflegebedürftig ist - im Bett liegt und so weiter - das stell - ich stell mir das sehr schwierig vor - ganz einfach weil die Wohnung dann immer voll ist mit Pflegepersonal (24, 22 - 24, 29)

Veränderungsperspektiven sind an die unabsehbare und unkontrollierbare Entwicklung des Gesundheitszustandes der Mutter gebunden. Aus den erwarteten drei bis vier Jahren ist mehr als das Doppelte geworden, wie lange es weitergeht, weiß niemand. Eine konkrete Zukunftsplanung ist damit unmöglich. Das Sprechen darüber wird erschwert, wird „seltsam“, weil Veränderungen an ein negatives Erlebnis für die Mutter gebunden sind, an zunehmende Pflegebedürftigkeit oder den Tod. Was passiert, wenn die häusliche Pflege nicht mehr möglich ist, bleibt ungesagt.

Ungeachtet dieser Abhängigkeiten stellt sich der Erzähler in dieser Passage als Akteur mit Handlungsspielraum dar. Er ist es, der entscheidet, wie lange die Pflege der Mutter in der häuslichen Umgebung geleistet wird. Wenn die Wohnung „immer voll ist mit Pflegepersonal“ ist eine Grenze erreicht. Diese Grenze hat mit der subjektiven Lebensqua-

lität des Erzählers zu tun, nicht mit der seiner Mutter. Michael Zauner macht deutlich, dass er nicht der sich selbst aufopfernde Pflegende ist und sein will, der seine eigenen Bedürfnisse außer Acht lässt und sein Selbstwertgefühl daraus bezieht, sein Leben an den Bedürfnissen anderer auszurichten. Die antizipierte „totale“ Pflegebedürftigkeit der Mutter wird nicht mit der Zunahme des pflegerischen Engagements des Erzählers verbunden, sondern mit der höheren Beanspruchung professioneller Fachkräfte. Der Handlungsspielraum bleibt gewahrt, wenn auch eingeschränkt. Der Erzähler fährt fort:

aber natürlich auch wenn es so weiter geht wie bis jetzt - denk ich mir - wie lange geht das - eigentlich ist kein Ende abzusehen - ich muss mich irgendwie theoretisch darauf einstellen - dass ich vielleicht erst mit 50 äh --- ohne meine Mutter bin - dass das mit 50 erst aufhört - oder wer weiß wann - das ist vielleicht auch ein Grund warum ich mich - warum so mein Wahn ist - mich irgendwie jugendlich zu erhalten ((lachen)) für die Zeit nach meiner Mutter - damit mir dann sozusagen noch mehr Lebensmöglichkeiten offen stehen - die ich dann ergreifen - mag ((lachen)) das kann natürlich auch eine furchtbare Illusion sein - dass man da irgendwas aufbewahren kann für später --- aber ich glaub - bis zu einem gewissen Grad ist das sozusagen ein Versuch - mich möglichst zu bewahren - zu konservieren - durch Sport - und schonendes gesundes Leben und so weiter ((lachen)) so gut ich's halt kann (24, 35 - 25, 3)

Als 42-jähriger Mann antizipiert Michael Zauner, „dass das mit 50 erst aufhört“. Mit Anfang 30 hat er die Pflege seiner Mutter übernommen, rechnete mit drei, vier Jahren häuslicher Betreuung - eine Art Moratorium zwischen dem zu Ende gegangenen Leben als Student und neuen (beruflichen) Lebensperspektiven. Daraus könnte schließlich eine 20-jährige Lebensphase werden, in die üblicherweise biografisch wichtige Lebensentscheidungen fallen: berufliche Karriere, Partnerschaft, Familiengründung. Implizit macht der Erzähler deutlich, dass ihm diese Wahlmöglichkeiten in seiner gegenwärtigen Lebenssituation verschlossen sind. Es bleibt die vage Hoffnung, sie auf später zu verschieben.

Verlorene Zeit? Ungelebtes Leben? Die Textstelle hat eine dramatisierende Komponente. Das Bemühen, sich durch Sport und gesundes Leben fit zu halten, wird selbstironisch und lachend als Anti-Aging-Programm kommentiert, das helfen soll, mit 50 Jahren noch „mehr Lebensmöglichkeiten offen“ zu haben. Vielleicht eine „Illusion“, meint der Erzähler, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllt. In dieser Passage verbergen sich kulturell geprägte Vorstellungen über biografische Normalverläufe und ihre Planung und Planbarkeit, aber auch Deklassierungsängste. Mit 50 Jahren kann er vielleicht noch Vater werden, aber kann er sich auf dem Arbeitsmarkt erfolgreich neu positionieren? Welche Lebensmöglichkeiten er nachholen möchte, lässt der Erzähler offen. Verbietet oder erspart ihm seine als Provisorium begriffene Lebenssituation die Konkretisierung von Perspektiven?

Die Formulierung, „momentan hab ich ein bissl eine Krise aber - weil ich mir denk - lesen und Sport machen das ist auch nicht so - das Einzige im Leben“ (20, 18 - 20, 19), deutet darauf hin, dass eine Neuorientierung ansteht.

7 Fallvergleich

Der Fallvergleich dient nicht dazu, das Charakteristische, das Einzigartige der biografischen Erzählungen zu relativieren. Vielmehr geht es um das Auffinden von Mustern und Zusammenhängen, von Auffälligkeiten und Brüchen, von wiederkehrenden Themen. Neben den Biografien von Luzia Bruckner und Michael Zauner werden die Interviews von Barbara Stern, Johanna Spiegel-Blum und Clara Sonnhofer themenbezogen eingebunden, wo sie interessante neue Aspekte aufzuzeigen versprechen. Die InterviewpartnerInnen werden im Textverlauf vorgestellt.

7.1 Familie: Bindungen, Beziehungen, Behausungen

Familie und Pflege

In den biografischen Erzählungen von Luzia Bruckner und Michael Zauner werden die Familienerinnerungen ungleich gewichtet. In der ersten wird die Familiengeschichte der letzten 150 Jahren lebendig, in der zweiten bleibt sie vage und bruchstückhaft. Gründe könnten in den unterschiedlichen Familienkonstellationen während der Kindheit und Jugend oder in den divergenten Tradierungskulturen ihrer sozialen Herkunftsmilieus gesucht werden. Zu bedenken sind auch klassisch geschlechtsspezifische Formen der Selbstpräsentation: der Mann als Einzelkämpfer, die Frau hingegen als Beziehungsmensch, als „self-in-relation“ (Dausien 1992, 64). Die Familiengeschichte mag als Ressource oder als Belastung empfunden werden, immer aber nimmt sie Einfluss auf die biografische Selbstdeutung des Individuums als Teil einer genealogischen Kette (vgl. Fleig 2010). Während für Luzia Bruckner die Familienbiografie trotz aller Konflikte ungebrochen Zugehörigkeit und Sinn vermittelt, liegt Michael Zauner daran, sich mit dem Erwachsenwerden von der Familie zu emanzipieren. Die Übernahme der Betreuungsverantwortung für ihre alten Mütter konfrontiert beide ErzählerInnen auf neue Weise mit Familie und Familiengeschichte.

Die Hilfearrangements von Luzia Bruckner und Michael Zauner beziehen die Unterstützung der Angehörigen in unterschiedlichem Ausmaß ein. In beiden Fällen erweisen sich die Familien jedoch als verlässliche Ressource. In der Not bilden sie ein solidarisches Beziehungsgefüge, das die Sorge für ein vulnerables Familienmitglied gemeinsam trägt. Die geteilte Verantwortung und gemeinsame Sorge führt zu einer Vertiefung der Bindung.

Während Luzia Bruckner die familiäre Solidarität vor dem Hintergrund ihrer Familienbiografie als selbstverständlich betrachtet, rechnet Michael Zauner nicht damit. Die Unterstützung der Schwestern und die neue Qualität der geschwisterlichen Beziehungen kommen für ihn unerwartet:

also meine Schwestern sind eigentlich sehr okay - und das hat uns auch näher zusammengebracht - wir haben sozusagen von unserem Leben her keine enge Beziehung wir Geschwister weil wir altersmäßig ziemlich auseinander sind - also die eine Schwester ist sieben Jahre älter als ich die andere Schwester ist zwanzig Jahre älter als ich/ I: mhm/ E: und - wir haben wenig miteinander zu tun - und ist ein bisschen auch konflikthaft gewesen - vor allem zwischen meinen Schwestern die Beziehung - und seit wir eben uns gemeinsam für unsere Mutter zuständig fühlen - das gemeinsam irgendwie machen - äh - hat uns das eigentlich näher gebracht - und es gibt heute eigentlich keine Probleme zwischen uns - im Gegenteil - wir mögen uns eigentlich - recht gern/ I: mhm/ E: das hat uns näher gebracht - und das ist auch sehr schön (12, 4 – 12, 14)

Hält die gemeinsame Betreuung der Mutter den Familienzerfall hintan? Die Bedeutung der Fürsorge für die Stärkung des Familienzusammenhalts wird auch in anderen Interviews thematisiert. Johanna Spiegel-Blum, Mitte 60, die ihre hochbetagte, demenzkranke Mutter vor deren Tod vier Jahre lang intensiv pflegte, erzählt, wie sich Großmutter, Mutter und Enkelkinder gemeinsam in der Betreuung der Urgroßmutter engagierten und alle Beteiligten, besonders aber die Jüngsten, den Wert verlässlicher familiärer Generationenbeziehungen kennen lernten. Clara Sonnhof, Anfang 50, unterstützt ihre Mutter seit Jahren und pendelt zwischen ihrem Wohnort und dem der Mutter. Sie und ihre Geschwister konnten durch die gemeinsame Betreuung der Mutter die über die Jahre und örtliche Distanz hinweg lose gewordenen Beziehungen neu knüpfen und ein Betreuungssetting organisieren, an dem alle Familienmitglieder entsprechend ihrer individuellen Möglichkeiten beteiligt sind. Barbara Stern, Anfang 50, bewältigt die jahrelange intensive Pflege der Eltern in enger Zusammenarbeit mit ihrer Schwester. Angesichts dieser Erzählungen könnte überlegt werden, ob die familiäre Solidarität eine Voraussetzung bildet für die Übernahme von Betreuungsverantwortung für hilfsbedürftige Eltern.

Die geteilte Verantwortung mag im Idealfall bindungstiftend und emotional bereichernd sein, sie stellt jedoch zugleich eine Belastungsprobe dar. Im Fall von Luzia Bruckner sind die Unterstützung der Mutter und die finanzielle Abgeltung der Familienarbeit in ein komplexes Arrangement aus unterschiedlichen Besitzverhältnissen, Verantwortungsbereichen, Entscheidungsbefugnissen und Leistungsvereinbarungen eingebunden. Sie bilden ein Netz wechselseitiger Abhängigkeiten und erfordern ein permanentes Abwägen und Ausbalancieren der unterschiedlichen Ansprüche. Hinzu kommt die Angewiesenheit

der Hauptbetreuenden auf emotionalen Beistand, auf Bestätigung und Anerkennung durch die Angehörigen. Wer sonst sollte - abgesehen von der betreuten Person selbst - die Fürsorge wertschätzen? Luzia Bruckner beschreibt anschaulich, was es heißt, einerseits als „Heldin“ der Familie zu gelten, jedoch im Alltag von dieser Würdigung wenig zu spüren. Michael Zauner dienen die geschwisterliche Anerkennung und Mitarbeit als eine Art Normalisierungsinstanz, die ihn vom Verdacht entlastet, ein neurotisches „Muttersöhnchen“ zu sein.

Die Gesprächspartnerin Barbara Stern, die gemeinsam mit ihrer Familie zuerst die blinde, gebrechliche Großmutter, dann den chronisch kranken Vater und gegenwärtig die hilfsbedürftige Mutter betreut, beschreibt einen anderen Aspekt der Familiendynamik gemeinsam geteilter Betreuungsverantwortung. Alle Familienmitglieder, sagt sie, sind unabhängig in Geiselhaft. Gönnst sich eine den dringend notwendigen längeren Urlaub, weiß sie, dass die andere gegen Ende der zwei, drei Wochen bereits „am Zahnfleisch geht“. Ist einer krank oder fällt wegen akuter Arbeitsüberlastung aus, weiß er, dass die anderen für ihn einspringen müssen und mit ihrem eigenen Zeitplan in Bedrängnis geraten. Ohne es zu wollen, bemerkt Barbara Stern, erpresst man sich gegenseitig.

Ein Konfliktfeld familiärer Arbeitsteilung resultiert aus der geschlechtsspezifischen Zuweisung von Betreuungsaufgaben an weibliche Angehörige (vgl. Lüscher, Liegle 2003). In der biografischen Erzählung von Luzia Bruckner spielt dieser Aspekt eine untergeordnete Rolle, da sie nur weibliche Geschwister hat. Das heißt nicht, dass die entsprechenden gesellschaftlichen Erwartungshaltungen und Normierungen keinen Einfluss auf ihre Sorgebereitschaft ausüben. Im Gegenteil: der kritischen Reflexion geschlechtsspezifischer Zuschreibungen kommt in ihrer biografischen Selbstdarstellung hohe Bedeutung zu. Michael Zauner thematisiert das Verhältnis von Geschlecht und Pflege als problematisches Verhältnis zwischen Männlichkeit und Pflegearbeit. Aus seiner Perspektive wird es nicht im Kontext der Aufgabenverteilung zwischen ihm und seinen Schwestern virulent, da er als Hauptpflegerperson den überwiegenden Teil der Betreuungsleistung erbringt, sondern als permanenter Druck, sich als männlicher Pfleger legitimieren zu müssen.

Mutter, Kind, Patientin: ambivalente Beziehungskonstellationen

Luzia Bruckner und Michael Zauner verlassen als junge Erwachsene das elterliche Zuhause und kehren nach Jahren zurück, um ihre Mütter, die den Lebensalltag nicht mehr selbstständig bewältigen können, zu unterstützen. Diese Entscheidung markiert einen

grundlegenden Einschnitt in der Mutter-Kind-Beziehung. Luzia Bruckner erzählt von starken Gefühlen und dramatischen Konflikten, die im Verlauf eines lang andauernden Anpassungsprozesses und mithilfe einer gemeinsamen Psychotherapie bewältigbar werden. Michael Zauner dagegen erwähnt keine ambivalenten Gefühle, sondern Solidarität und „kindliche Verbundenheit“. Die ungleichen Probleme im Umgang mit der neuen Rollenverteilung könnten mit dem unterschiedlichen Unterstützungsbedarf der Mütter erklärt werden. Michael Zauners Mutter ist zum Zeitpunkt seiner Rückkehr in die Familienwohnung in ihren Kommunikations- und Handlungsmöglichkeiten bereits stark eingeschränkt und überlässt ihm widerspruchslos das Feld. Luzia Bruckner hingegen muss der Mutter Kompetenzbereiche Stück für Stück abringen und kann sich erst nach und nach und mit der Verschlechterung des mütterlichen Gesundheitszustands als „Chef im Haus“ etablieren.

Einstimmig definieren die ErzählerInnen ihre gegenwärtige Wahrnehmung: „ich denk mir so - ich seh das wie mit einem Kind irgendwie so net? (36,10-36,11), beschreibt Luzia Bruckner ihre Beziehung zur Mutter. Und Michael Zauner: „ich weiß gar nicht - ob ich sie als meine Mutter empfinde - eher wie ein Kind oder so“ (13,20–13,21). Die sprachlichen Formulierungen machen deutlich, dass die Definition der Mutter als „Kind“ mit Unsicherheit verbunden ist. Wesentliche Merkmale eines Kindes, wie etwa die Entwicklung zu mehr Selbstständigkeit, treffen auf die alten Mütter nicht zu. Die ErzählerInnen sind sich dieser Differenzen sehr bewusst. „Kind“ sehen sie nicht als exakte Bezeichnung für die Persönlichkeit der Mütter, sondern als eine Umschreibung, die der Realität der geliebten Beziehung am nächsten kommt. Sie haben sich von der Rolle der Tochter, des Sohnes emanzipiert.

Für Luzia Bruckner ist damit eine Befriedung eingetreten, ihre Autorität wird anerkannt. Die neue Beziehungskonstellation stabilisiert den Betreuungs- und Beziehungsallday zwischen Mutter und Tochter – und birgt zugleich schmerzhaft Erfahrungen:

schwierig mit der Mutti ist - wenn ich Distanz nicht schaff - wenn's mich derwischt dass ich mich als ihre Tochter seh - und den Verlust merk - dass ich - ich verliere diese Frau ja - zunehmend/ I: mhm/ E: es geht alle paar Monate wieder weniger mit ihr - wir haben unser ganzes Leben miteinander eine gemeinsame Geschichte meine Mutter und ich - wir haben dieselben Erlebnisse größtenteils/ I: mhm/ E: und sie sie geht mir jetzt verloren damit net? (48, 22 – 48, 28)

Die altersbedingten Abbauprozesse, die im Fall ihrer Mutter nicht nur körperliche und sensorische, sondern zunehmend kognitive und emotionale Fähigkeiten betreffen, berau-

ben Luzia Bruckner ihrer Mutter. Sie bedeuten Verlust und Trauer. Michael Zauner erwähnt keine vergleichbaren Erfahrungen. Seine Mutter ist – im Gegensatz zu Luzia Bruckners Mutter – als Person wenig präsent und kaum ansprechbar. Er nennt als Herausforderung, die immer gleichen Handgriffe und Abläufe der täglichen Pflegeroutine nicht zur Mechanik verkommen zu lassen und nicht aus den Augen zu verlieren, dass sie an einem Menschen und nicht an einem Gegenstand vollzogen werden. Michael Zauner empfindet als Gefahr, dass die Distanz überhand nimmt. Luzia Bruckner empfindet als Gefahr, dass die Distanz zusammenbricht. Die Frage ist nahe liegend, aber nicht ungefährlich, ob die divergenten Erfahrungen der ProtagonistInnen mit geschlechtsspezifischen Unterschieden zwischen „weiblicher“ und „männlicher“ Pflege zu erklären sind.

In der kürzlich erschienenen Studie „Ich wollte für sie sorgen’. Die Situation pflegender Söhne: Motivation, Herausforderungen und Bedürfnisse“ (2010) bietet Stefanie Klott einen Überblick über Untersuchungen zu pflegenden Angehörigen und kommt zum Schluss, das Thema habe durchaus Konjunktur, die Forschung sei jedoch einseitig auf pflegende Töchter ausgerichtet (vgl. Klott 2010, 74ff.). Sie selbst greift für ihre Arbeit auf amerikanische Studien zu männlichen Pflegenden zurück. Die Befunde zeigen ein heterogenes und teilweise widersprüchliches Bild. Tendenziell lasse sich festhalten, dass bei männlichen und weiblichen Sorgenden ähnliche Motive und Anforderungen zu finden sind, Bewältigungsstrategien und Pflegestil jedoch erhebliche Unterschiede aufweisen. Männliche Sorgende zeichne aus, dass sie „oftmals traditionelle Werte der Arbeitswelt mit der Pflege mischen“ (ebd., 195) und der „männliche Pflegestil“ entsprechend professionell, pragmatisch, problemlösungs- und aufgabenorientiert, effizient, strukturiert, delegierend, kontrollierend, distanzierend, organisationsbetont und rational sei (vgl. ebd., 195f). Männliche Pflegende betrachteten sich eher als Case Manager denn als Pflegeleistende. Die Ergebnisse der Studien werden von Edward H. Thompson (2005) im Zusammenhang gesellschaftlicher Erwartungshaltungen, Deutungsmuster und „gender ideology“ (Thompson 2005, 38) reflektiert:

„Researchers, social service providers, clinicians, and the families and friends of men caregivers are socialized to view caregiving as ‚feminine‘ and we do not honor the fact that caring, compassion, empathy, and sensitivity are not traits specific to woman. There certainly is wide variation in caregiving men’s self-identity, reasons for caregiving, and styles of caring” (Thompson 2005, 40).

Die biografischen Darstellungen von Luzia Bruckner und Michael Zauner verweigern eine geschlechtsspezifische Zuordnung von instrumenteller Pflege einerseits und emotionaler

Pflege andererseits. Wie die Interpretationen ergeben haben, sind Elemente beider „Pflegestile“ in jeder der Erzählungen präsent. Durch „einen Pflegestil, der Organisation und Gefühl miteinander verbindet“ (Klott 2010, 207), referiert Klott jüngere amerikanische Studien, könnten die Bewältigung der Herausforderungen positiv erlebt und persönliche „Gewinne“ der häuslichen Pflege lukriert werden: die Möglichkeit, Dankbarkeit zurückzugeben, neue Erfahrungen zu machen, persönlichen Sinn und Wachstum zu erleben, eine intimere und engere Beziehung zum gepflegten Elternteil zu erreichen, Stolz und Selbstbewusstsein zu entwickeln, Anerkennung, Zustimmung und Dankbarkeit zu erfahren, die Einsamkeit zu durchbrechen, ein Gefühl der Sicherheit, Zugehörigkeit und Kontinuität zu gewinnen (vgl. Klott 207ff.). Michael Zauner und Luzia Bruckner bewegen sich im Spannungsfeld zwischen instrumenteller und emotionaler Pflege. Und beide bemühen sich um einen Weg, die Distanz zur Mutter nicht zu groß und nicht zu klein werden zu lassen, weder in Empathie zu ertrinken noch in Routine zu erstarren.

Die Auswirkungen der Betreuung/Pflege auf die Eltern-Kind-Beziehung sind vor dem Hintergrund einer lebensgeschichtlich gewachsenen Verbindung zu sehen. In zahlreichen Studien werden die biografische Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung und ihre Bedeutung für Motivation und Erleben der familiären Betreuung untersucht (eine aktuelle Übersicht bietet Klott 2010). Christina Geister (2004) untersucht in ihrer Studie „Weil ich für meine Mutter verantwortlich bin“. Der Übergang von der Tochter zur pflegenden Tochter“ die Bedingungen einer gelingenden „Transition“ zur Pflegenden. Sie kommt zum Ergebnis, dass die Pflegesituation eine neue Bühne für alte Rollen darstelle, dass lediglich eine Neuinszenierung, jedoch keine grundlegende Veränderung familiärer Beziehungsmuster stattfindet. Als wesentlichen Indikator für die Übernahme von Betreuungsverantwortung identifiziert sie die frühe biografische Prägung durch die Mutter-Kind-Beziehung, die letztlich bestimmend sei für das Erleben der späteren Pflegesituation. Ein Ergebnis ihrer Fallanalysen deutet Parentifizierung als möglichen Auslöser für spätere Pflegebereitschaft. Bei aller Vorsicht gegenüber eindeutigen Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen und nur tiefenpsychologisch zu klärenden Motivlagen kann nicht übersehen werden, dass sowohl Luzia Bruckner als auch Michael Zauner in ihren biografischen Erzählungen ausgeprägte Parentifizierungserfahrungen thematisieren. Und Michael Zauner spricht explizit von der lebensgeschichtlich verankerten Verantwortung für seine Mutter, latent stets präsent als Wissen oder Wunsch, „wenn meine Mutter mich braucht dass ich dann da bin“ (12, 32).

Haus, Hof, Wohnung

Luzia Bruckner wächst auf einem Bauernhof auf, Michael Zauner in einer städtischen Dreizimmerwohnung. In den Erzählungen beider ProtagonistInnen kommt diesen Wohnräumen - zur Überraschung der Interviewerin - besondere Bedeutung zu. Im Fall von Luzia Bruckner mag es unmittelbar verständlich sein, weil der Hof eng mit der Familiengeschichte verbunden ist. Er ist Zentrum und Zeuge der Familienerzählung und bewahrt die Spuren vergangener Generationen. „Als Raum der Familiengeschichte“, schreibt Anne Fleig (2010), „ist das Haus gleichzeitig mit dem Verlauf der Zeit – als Grundstruktur des Generationenkonzepts – verschränkt“ (Fleig 2010, 272). Die ursprünglich als Getreidespeicher, Heulager und Tierställe genutzten Wirtschaftsräume werden von Luzia Bruckners Familie unter Vermeidung grober Eingriffe in die Grundstruktur des Hauses nach und nach renoviert und entsprechend den veränderten Nutzungsbedürfnissen adaptiert. Gerätschaften, Fotografien und persönliche Gegenstände der Vorfahren sind zu einem kleinen Familienmuseum angeordnet. Das Haus wird zum „Schauplatz und Erinnerungsraum der Familiengeschichte“ (Fleig 2010, 272). Die Bedeutung des Hofes zeigt sich nicht zuletzt darin, dass seine akute Gefährdung durch Hochwasser für Luzia Bruckner zum auslösenden Moment wird zurückzukehren.

Michael Zauners Thematisierung der elterlichen Wohnung steht im Zusammenhang mit der Lebensgeschichte der Mutter:

meine Mutter war eigentlich stolz auf das - sozusagen hat selber immer in kleinen Wohnungen gewohnt und das war so - ihr Stolz - diese Wohnung/ I: mhm/ E: und deswegen konnte ich mir auch nicht vorstellen - dass sozusagen meine Mutter aus dieser Wohnung raus soll -- weil so eine - ich glaub - da ist so eine emotionale Verbundenheit von ihr da (10, 23 – 10, 27)

Hier geht es nicht darum, das Erbe zu hüten und die architektonische Materialisierung der Familiengeschichte vor dem Verfall zu bewahren. Gleichwohl ist die Wohnung emotional hoch besetzter Raum der Familiengeschichte. Die Wohnung bezeugt nicht nur den sozialen Aufstieg der Mutter, die in beengten Verhältnissen aufgewachsen ist, sondern repräsentiert den sicheren Ort in einer weiblichen Biografie, die durch die krisenhaften Ehe und die ökonomische Abhängigkeit vom unsicher beschäftigten Mann wenig Stabilität und Geborgenheit aufweist. Michael Zauner kennt und achtet die „emotionale Verbundenheit“ seiner Mutter mit diesem Familiensitz. Der Plan der Schwester, für die Mutter einen Platz im Altersheim zu suchen und die Wohnung ihren heranwachsenden Kindern zur Verfü-

gung zu stellen, wird zu einem Hauptgrund für die Übernahme der Betreuungsverantwortung und die Übersiedlung in die mütterliche Wohnung.

Die Rückkehr in das frühere Kinderzimmer ist nicht unproblematisch. Sie gefährdet die „Position souveräner Männlichkeit“ (Fleig 2010, 276). Michael Zauner ist einem hohen Legitimierungsdruck ausgesetzt, der im Interview wiederholt zur Sprache kommt. Die Wohnung widersetzt sich seiner Aneignung, weil sie zu klein ist, um getrennte Bereiche zu schaffen. Sie bleibt der Lebensraum der Mutter, in dem er sich in Nischen einrichtet. Dagegen erlaubt es die Ausdehnung des Hofes Luzia Bruckner, im ersten Stock des Hauses eine komplett ausgestattete Kleinwohnung in Besitz zu nehmen und nach ihren Wünschen zu gestalten. Sie ist ihr hochgeschätztes persönliches Refugium, ein Rückzugsort, der von niemandem ohne ihr Einverständnis betreten wird.

Diese unterschiedlichen räumlichen Gegebenheiten nehmen Einfluss auf das Erleben der Betreuungssituation. Luzia Bruckner achtet darauf, Zeit und Raum für sich zu haben. Die Abende verbringen Mutter und Tochter größtenteils getrennt in ihren eigenen Wohnungen. Michael Zauner mag sich von seiner Mutter emotional leichter distanzieren können als Luzia Bruckner, aber physisch ist er in der Wohnung immer in ihrer Nähe. Er kann sich nicht entziehen. Die wechselnden Betreuungspersonen des mobilen Dienstes und die Angehörigen, die die Mutter besuchen, machen aus der Wohnung einen halböffentlichen Ort, der wenig Rückzugsmöglichkeiten und Privatheit bietet. Wenn Michael Zauner für sich sein möchte, geht er ins Kaffeehaus.

7.2 Arbeit: Beruf, Prekariat, Alternativkarriere

Beruf und Betreuung

Luzia Bruckner und Michael Zauner stellen in ihren biografischen Darstellungen einen engen Zusammenhang zwischen der Übernahme der Pflegeverantwortung und unbefriedigenden beruflichen Perspektiven her. Luzia Bruckners Studienabbruch folgen Jahre zwischen wenig befriedigenden Beschäftigungsverhältnissen und Phasen der Arbeitslosigkeit. Schließlich scheitert sie mit dem Versuch, ein eigenes Marketingunternehmen zu etablieren. Sie verliert die Hoffnung auf qualifizierte Erwerbsarbeit und berufliche Karriere und sucht über neue Bildungsbemühungen nach einem Ausweg aus der existenziellen Unsicherheit, Resignation und Perspektivlosigkeit. Nach einem Hochwassereinbruch am elterlichen Hof wird die Erfahrung, „nützlich“ zu sein, „gebraucht“ zu werden, nicht

überflüssig zu sein, zum zentralen Motiv für die Rückkehr ins Elternhaus. In dieser konkreten Notsituation schlüpft sie nicht schutzsuchend als eine vom Leben Gebeutelte bei der Herkunftsfamilie unter, sondern die Familie ist es, die um Hilfe bittet. Luzia Bruckner kommt nicht als Bedürftige, sondern als verlässliche Unterstützerin. Von dieser Basis ausgehend und vor dem Hintergrund der bäuerlichen Tradition des Ausgedinges und der subjektiv-biografischen Bedeutsamkeit des elterlichen Erbes kann die Protagonistin als Sorgende für Mutter und Hof eine respektable Alternativkarriere aufbauen.

Michael Zauners Interesse für philosophische und politische Theorie führt ihn während des Studiums nahezu täglich in eine auf Philosophie und Sozialwissenschaften spezialisierte Buchhandlung, in der er schließlich zum fest angestellten Mitarbeiter wird. Mit den Jahren verändern sich die Arbeitsbedingungen. Die Buchhandlung ist starker Konkurrenz ausgesetzt, der Betriebsgang wird schlechter, das Management übt Druck aus, und im einst engagierten Team macht sich Mutlosigkeit breit. Die Ambitionen des Protagonisten, durch regelmäßige Literaturgespräche und andere Initiativen einen Zusammenhang zwischen den MitarbeiterInnen herzustellen und der Buchhandlung inhaltlich ein klarer konturiertes Profil zu geben, werden von den KollegInnen nicht aktiv mitgetragen und verlaufen im Sand. Die Arbeit, reduziert auf das Bücherverkaufen, verliert an Perspektive. Michael Zauner möchte sich neu orientieren. Er erhält das Angebot, in einer kommunalen Einrichtung der Erwachsenenbildung als Sprachlehrer Kurse zu halten. Der Wechsel vom fest angestellten Mitarbeiter zum freien Dienstnehmer erfordert Risikobereitschaft. Das nötige Maß an „Restsicherheit“ – so der Protagonist – biete das Lebenshaltungskosten sparende Zusammenleben mit der Mutter, deren Pflege er kurz zuvor übernommen hat.

Die Hilfsbedürftigkeit eines Elternteils hat in den anderen für diese Arbeit geführten Interviews ganz unterschiedliche Auswirkungen auf die Berufsbiografien der ProtagonistInnen. Die Fürsorge tangiert den Beruf - und umgekehrt -, aber die Sorgemotivation wird nicht im Kontext beruflicher Veränderungswünsche thematisiert. Im Gegenteil, die Hilfsbedürftigkeit der Mütter trifft die Protagonistinnen in stabilen (nach)beruflichen Phasen:

Nach ihrer Pensionierung wird Johanna Spiegel-Blum von ihrem Bruder, der die allein lebende Mutter bisher unterstützt hat, in die Pflicht genommen. Er fordert sie auf, die Verantwortung für die Betreuung zu übernehmen. Die Protagonistin bespricht sich mit ihrem Mann und holt die Mutter aus dem Ausland zu sich. Sie rechnet mit einer kümmerbedürftigen Frau, die hin und wieder Unterstützung benötigt, aber im Alltag weitgehend

selbstständig ist. Die bislang verborgen gebliebene Demenzerkrankung der Mutter stellt die ganze Familie, vor allem jedoch die Protagonistin und ihren Mann, vor ungeahnte Herausforderungen. Bald kann die Mutter keinen Augenblick mehr allein gelassen werden, benötigt intensive Zuwendung und Pflege, nicht nur tagsüber, sondern auch nachts. Johanna Spiegel-Blum bleibt freiberuflich tätig und versucht, ihre Arbeitsphasen dem Alltagsrhythmus der Mutter anpassen. Ist diese im Tageszentrum, sitzt die Protagonistin am Schreibtisch. Das Schreiben erlebt sie nicht als zusätzliche Belastung, sondern als positiven Ausgleich. Sie beginnt sich intensiver mit den Themen Demenz und Pflege auseinanderzusetzen und verarbeitet ihre Erfahrungen und Recherchen in journalistischen Beiträgen. Nach dem Tod der Mutter veröffentlicht sie ein berührendes Tagebuch über die Jahre der Pflege.

Barbara Stern wird nach einigen Jahren als technische Mitarbeiterin in einem mittelständischen Unternehmen zur Bereichsleiterin befördert. Sie geht in ihrem Job auf, arbeitet viel, verbringt auch Wochenenden im Büro und legt vor Abgabeterminen Nachtschichten ein. Sie ist Mitte 30, als sich der Gesundheitszustand des Vaters, der an einer schweren, progressiv verlaufenden chronischen Erkrankung leidet, rapide verschlechtert. Er wird pflegebedürftig. Weder der Vater selbst noch die Familienmitglieder können sich vorstellen, den noch nicht alten Mann, der sich, medizinisch ausgebildet, weitgehend selbst therapiert, in ein Pflegeheim zu geben. Gemeinsam mit Mutter, Schwester und ambulanten Pflegediensten betreut die Protagonistin ihren Vater. Die Pflege in Verbindung mit dem zeitintensiven Beruf führt an die Belastungsgrenze. Barbara Stern entschließt sich zu kündigen und verzichtet in der Folge auf Leitungsfunktionen und Vollzeitbeschäftigung, um Erwerbsarbeit und Pflege besser vereinbaren zu können. Nach 15 Jahren stirbt der Vater, seither kümmern sich Barbara Stern und ihre Schwester um die hilfsbedürftig gewordene Mutter. Rückblickend sagt sie über den Knick in ihrer Berufslaufbahn, sie habe nicht anders können, aber manchmal hadere sie damit, sich von einem Betätigungsfeld abgeschnitten zu haben, in dem sie ihre Fähigkeiten und Interessen einbringen und entfalten konnte.

Clara Sonnhofner arbeitet als pädagogische Mitarbeiterin in einer Gesundheitseinrichtung und ist mit ihrem Beruf sehr zufrieden. Die Demenzerkrankung der Mutter beginnt schleichend. Der zunehmend höhere Unterstützungsbedarf wird einige Jahre lang von den erwachsenen Kindern mit Hilfe ambulanter sozialer Dienste abgedeckt. Als das Alleinleben der Mutter zunehmend problematisch wird, entschließen sich die Angehörigen, die Mutter im örtlichen Pflegeheim anzumelden. Clara Sonnhofner möchte die Mutter,

die unter starken Ängsten leidet, in der sechsmonatigen Wartezeit auf den Pflegeplatz nicht allein lassen. Sie vereinbart mit ihrem Arbeitgeber eine halbjährige Pflegekarenz, zieht zu ihrer 150 km entfernt lebenden Mutter und kümmert sich intensiv um sie. Sechs Monate später steht der Pflegeplatz jedoch nicht zur Verfügung. Clara Sonnhofer entscheidet sich gegen eine Kündigung, schult zwei 24-Stunden-Pflegerinnen ein und nimmt ihre Erwerbsarbeit wieder auf. Nach zwei Monaten kann die Mutter in das Seniorenzentrum übersiedeln. Clara Sonnhofer wertet die Pflegekarenz als intensive, bereichernde wie belastende, letztlich positive Zeit, in der sie viel erlebt, gelernt und verstanden habe. Eine große Erleichterung sei, dass ihre Mutter im Pflegeheim sehr professionell und liebevoll betreut werde.

Prekariat und Reproduktion

Luzia Bruckner und Michael Zauner sehen ihre Berufsbiografien durch die Sorgeverantwortung nicht negativ beeinflusst. Im Gegenteil, die Betreuung/Pflege erleichtert die erwünschte berufliche Neupositionierung. Sie gibt den letzten, überfälligen Anstoß zum Loslassen und Neuanfangen und markiert einen ersehnten Wendepunkt. Die Aufnahme schlecht abgesicherter Teilzeitjobs geschieht nicht unter dem Druck struktureller Unvereinbarkeit von Beruf und Care, sondern wird als bewusster und erwünschter Akt präsentiert.

Klaus Dörre (2007) weist darauf hin, dass sich männliche und weibliche Verarbeitungsformen von Prekarität „weniger in der Orientierung auf ein Normarbeitsverhältnis, sondern in ihrer Bereitschaft, sich mit weniger zufrieden zu geben“ unterscheiden (Dörre 2007, 294). Michael Zauner will sich nicht mit weniger zufrieden geben. Sein Beruf ist ihm äußerst wichtig. Im Gegensatz zu Luzia Bruckner wertet er seine Sorgearbeit nicht als sinnstiftende Alternativkarriere, sondern orientiert sich an einem Arbeitsideal, das den eigenen Qualifikationen und Interessen entspricht, Freude, Lernen, Entwicklung und Perspektiven bietet, Sinn und Nutzen vermittelt und einen sozialen Erfahrungszusammenhang etabliert. Im Verhältnis dazu wird eine feste Anstellung weniger hoch bewertet. Michael Zauner geht es nicht um eine vernünftige Work-Life-Balance im Sinne der Aufhebung einseitiger Ausrichtung an Erwerbssphäre oder Reproduktionssphäre, auch nicht um die Aufweichung der beiden trotz aller Entgrenzungssphänomene gegeneinander abgedichteten sozialen Bereiche (vgl. Becker-Schmidt 2007). Er hat den Anspruch, in beiden Sphären mit der ganzen „Lebenskraft“ (Jürgens 2008) gefordert und gefördert zu werden. Alle Pas-

sagen der biografischen Selbstthematization Michael Zauners, die von Arbeitszusammenhängen handeln, drehen sich um die Frage, wie Arbeit mit persönlicher Entwicklung und Erweiterung von Handlungsfähigkeit verbunden werden kann. Das Angebot, in der Erwachsenenbildung als freier Dienstnehmer einzusteigen, ist für den an selbstbestimmtem Arbeiten interessierten Erzähler weit attraktiver als die unterfordernde und zur Routine erstarrte Tätigkeit im Verkauf. Dieses Angebot öffnet die Tür zu einem Bildungsberuf.

Michael Zauner gelingt es, sich als Kursleiter zu etablieren und in einem Weiterbildungslehrgang eine Zusatzqualifikation zu erwerben. Er schätzt den hohen Grad an Eigenverantwortung, die Möglichkeit, über seine Arbeitskraft zu verfügen und die Arbeitszeiten mitzubestimmen:

ich kann diesen Job machen der mir eigentlich - Spaß macht - der aber nur deswegen Spaß macht solange ich nicht - zuviel machen muss - weil viele Leute die davon leben müssen müssen viel mehr Stunden machen/ I: mhm/ E: und ich kann soviel machen - dass ich eben - dass er mir eben Spaß macht/ I: mhm/ E: weil wenn du zuviel Stunden machst - dann kannst du dich nicht mehr vorbereiten - dann wird das nur noch Stress (19, 34- 20, 2)

Die zusätzlichen Einnahmen durch die Pflege der Mutter ermöglichen die Begrenzung der Arbeitsbelastung. Gewonnene Zeitressourcen dienen nicht etwa dem Erholen, sondern dem Vorbereiten. Es geht um die Aufrechterhaltung von Arbeitsleistung und Arbeitsqualität. „Durch den Zuwachs eigenverantwortlicher Steuerung des Arbeitsprozesses“, schreibt die Arbeitssoziologin Kerstin Jürgens (2008), „verlieren kollektive Maßgaben der Begrenzung von Arbeitseinsatz an Stellenwert. Arbeitsdauer, Arbeitsintensität und –flexibilität werden stärker individuell reguliert. Leistungsgrenzen müssen entsprechend von Beschäftigten selbst erkannt werden, um langfristigen Verschleiß zu vermeiden“ (Jürgens 2008, 1472). Diese Grenzen zu erkennen und die Belastung entsprechend zu reduzieren, stößt jedoch auf Widerstand. Jürgens nennt zum einen Leistungs- und Konkurrenzdruck, zum anderen die „Internalisierung von Marktlogik“, die „nicht nur zur Vernachlässigung individueller Bedürfnisse, sondern auch zur Umdeutung betrieblicher Interessen in eigene Bedürfnisse“ führe (ebd., 1472). Selbstausschöpfung ist die Folge. Michael Zauner begrenzt sie durch Arbeitszeitreduktion. Eine längerfristige Berufsperspektive kann jedoch vor diesem Hintergrund nicht entwickelt werden. Erschwerend kommt hinzu, dass Leistungsbereitschaft im Unternehmen zwar vorausgesetzt, nicht aber durch Aufstiegsmöglichkeiten oder Fixanstellung honoriert wird. Die Arbeit wird vornehmlich von hoch qualifizierten und mit Betreuungsaufgaben oder Nebenerwerb beschäftigten AkademikerInnen geleistet.

Prekariat erzeugt Unsicherheit. Michael Zauner lebt von einem Semester zum anderen in ständiger Einkommens- und Planungsunsicherheit. Auch Luzia Bruckner ist durch ihr geringes Einkommen einem hohen Risiko ausgesetzt, selbst wenn sie auf Familienbindungen zählen und mit der Unterstützung ihrer Schwester rechnen kann. Abhängigkeit macht verwundbar, Unsicherheit und Existenzsorgen kosten Kraft.

Fürsorge und Eigensinn

„Etwas ‚anders zu machen‘ oder ‚anders zu sein‘ ist ein wichtiges Motiv, um eine Lebensgeschichte zu einer ganz individuellen Geschichte zu machen“ (Thon 2008, 355). Von biografischem Eigensinn zu sprechen – so Andreas Hanses kürzlich in einem Vortrag in Wien – impliziere nicht Unabhängigkeit von gesellschaftlichen Bedingungen, eher Kontingenz, die Anerkennung individueller Gestaltbarkeit. Dieser Eigensinn manifestiere sich in großen wie in kleinen Gesten. Er könne sich als subtiles Unterlaufen von Erwartungen ebenso zeigen wie als reflektiertes Umdeuten hegemonialer Sichtweisen oder als „unbewusst“ widerständiger Handlungsvollzug. In den biografischen Erzählungen von Luzia Bruckner und Michael Zauner wird das subjektive „Anders-Sein“ in unterschiedlicher Weise thematisiert, etwa als politisches Engagement bei Michael Zauner oder in der individuellen Kritik und Zurückweisung tradierter Geschlechterrollen bei Luzia Bruckner. Im Kontext des Verhältnisses von Erwerbsarbeit und Sorgearbeit finden sich in den biografischen Erzählungen selbstbewusste Eigensetzungen und kritische Einsprüche gegen herkömmliche Deutungsmuster.

Familiäre Altenfürsorge wird gesellschaftlich gering geschätzt. Es war und ist zentraler Ansatzpunkt der Frauenbewegung und feministischen Theoriebildung, die ungleiche Bewertung von Erwerbs- und Familienarbeit und die damit verbundene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung kritisch zu reflektieren. Gesellschaftliche Entwicklungen, etwa die zunehmende Erwerbsbeteiligung von Frauen oder die „ökonomisch produzierten Entgrenzungspänomene“ (Becker-Schmidt 2007, 264), haben die Rangordnung privat organisierter und marktvermittelter Arbeitsformen und deren geschlechtsspezifische Zuweisung nicht substanziell verändert. In allen für die vorliegende Arbeit geführten Interviews wird die Marginalisierung ihrer Sorgetätigkeit von den ProtagonistInnen zur Sprache gebracht. Luzia Bruckner zeigt sich kämpferisch:

ich kann doch nicht etwas nur werten und als Arbeit definieren wofürs Geld gibt - also dieses Warenverhältnis net?/ I: mhm/ () also da gefällt mir dieser Arbeitsbegriff den wir - also aus der bäuerlichen Bevölkerung - wesentlich mehr net?/ I: mhm/ E: es ist - es heißt ja nicht - wie soll ich sagen - man könnte ja auch bei Bauern sagen also Produktivität - zum Beispiel das Rasenmähen ist ja nicht produktiv - es ist ja ein reiner Ziergarten den ich da hab es ist ja kein Nutzen - und es gilt trotzdem als Arbeit - es wird was verrichtet/ I: mhm/ E: weil kochen ist auch nicht - kochen und die Leute mit Essen versorgen ist auch nicht produktiv net?/ I: mhm/ E: aber es ist definitiv eine Arbeit - also das das diese Bewertung - insofern ist auch sich um die alte Mutter zu kümmern ist eine Arbeit/ I: mhm/ E: aber klar ist das so - mainstreamgesellschaftlich ist das abgewertet (45, 26 – 46, 2)

Luzia Bruckner plädiert für einen Arbeits- und Produktivitätsbegriff, der den Wert von Arbeit nicht am Geld misst, den sie einbringt. Unter Bezugnahme auf bäuerliche Traditionen betont sie den Arbeitscharakter und die gesellschaftliche Bedeutung reproduktiver Tätigkeiten.

Michael Zauners biografische Erzählung zeigt beredt, dass häusliche Pflege für einen Mann sozial denkbar unattraktiv ist. Fürsorge und Männlichkeit stehen in einem Spannungsverhältnis, insbesondere außerhalb von Vaterschaft und Partnerschaft. Michael Zauner über Fremd- und Selbstbilder und die Ambivalenz zwischen Einzigartigkeit und Neurose:

jeder den ich treffe sagt - was - du pflegst deine Mutter und das ist ja unglaublich und na na - ich bin zwar ein bissl ein seltenerer Fall aber trotzdem gibt's viele Leute - die so - es gibt doch - ich bin trotzdem kein Einzelfall in -- als pflegender - relativ junger Mann bin ich vielleicht ein Ein- also sehr selten - anzutreffen - also als Fall ((lachen)) aber ahm --- da würd ich mir wahrscheinlich komisch vorkommen - wenn's meine Geschwister nicht gäbe - meine Schwestern nicht gäbe - die mit denen ich über das reden kann/ I: mhm/ E: und die - die da mitmachen eben - sonst hätt ich vielleicht wirklich das Gefühl - ich bin vielleicht wirklich ein bisschen komisch - oder seltsam - neurotisch -- da müsste ich dann schon irgendwie - das wär so ein - was für eine neurotische Krankheit hab ich - dass ich das tu überhaupt (22, 31 – 22, 40)

Die Schwestern können die klassische Frauenarbeit nicht zur Männerarbeit machen, aber sie, für die häusliche Pflege eine gesellschaftlich legitimierte Tätigkeit bedeutet, stellen durch ihre Mitarbeit eine Normalisierung her. Michael Zauner geht es in seiner biografischen Erzählung nicht um die Selbststilisierung als seltenes Prachtexemplar, als Ausnahmemann, Rebell, Avantgardist oder Vorzeigesohn. Er möchte seine Lebensgestaltung von exotisierenden Deutungen freihalten, denn diese Form der Anerkennung ist zwiespältig und von Pathologieverdacht begleitet. Luzia Bruckner lehnt ein anderes Identifikationsangebot ab, nämlich das der aufopferungsvollen Tochter: „ich seh sagen wir wirklich keinen

Lebensinhalt darin --- diese opfer- diese aufopfernde Tochter die ihrer Mutter einen schönen Lebensabend macht und so - da rennen sie umadum diese Caritasweiber nenn ich sie immer net?“ (35,27-35,29). In diese Rolle will sie nicht schlüpfen. Sie versteht ihr Leben und Arbeiten am Hof nicht als von Selbstlosigkeit geprägte „Leidengeschichte“, sondern als frei gewählten, attraktiven „Lebensstil“.

Michael Zauner und Luzia Bruckner finden sich als betreuende Angehörige in einem diskursiv besetzten Feld, das sie auf neue Weise mit gesellschaftlichen Zuschreibungen und Erwartungshaltungen konfrontiert. Sie reflektieren, nehmen Stellung, urteilen, grenzen sich ab. Sie begreifen sich nicht als Opfer widriger Lebensumstände, sondern als AkteurInnen ihrer eigenen Biografie.

7.3 Bildung: Aneignung, Reflexion, Kritik

Schule und Bildungsbiografie

Gemeinsam ist den Lebensgeschichten Michael Zauners und Luzia Bruckners die ausgeprägte Bildungsorientierung. Diese muss sich gegen Widerstände behaupten und wird zu einem zentralen biografischen Projekt. Die ProtagonistInnen schildern ihre Schulkarrieren lebhaft, detailliert und narrativ. Eine höhere Schulausbildung ist für beide nicht vorgesehen. Luzia Bruckner soll nach dem Wunsch ihrer Mutter Bäuerin werden, Michael Zauner eine Lehre absolvieren. Die Entwicklung und Durchsetzung des Wunsches, Matura zu machen, markiert eine entscheidende biografische Weichenstellung, die von den ErzählerInnen sehr positiv evaluiert wird.

Luzia Bruckner besucht die Oberstufe in der frühen 1970er Jahren, eine Zeit umfassender gesellschaftspolitischer Reformen und Wandlungsprozesse in der Folge der 1968er Bewegung. Für die Erzählerin ist Schule gleichbedeutend mit - wie sie sagt - „weite Welt“. Sie lernt Brecht und Marx kennen, die Doors, die Rolling Stones. Die Schule fällt ihr leicht, sie ist spannend und aufregend, eine Gegenwelt zum konservativ geprägten Elternhaus und zum ersten Freund, der „deutsche Caprisongs“ hört, ihre Qualitäten als Frau an ihren Kochleistungen misst und ihre Studienwünsche verurteilt. In diesem Umfeld stellt Bildung nicht nur sozialen Aufstieg in Aussicht, sondern ein modernes, unabhängiges, selbstbestimmtes Frauenleben.

Michael Zauner ist in der Polytechnischen Schule, die dem Pflichtschulabschluss dient und auf eine Lehrlingsausbildung vorbereitet, unterfordert. Aus Eigeninitiative lernt

er eine weitere Fremdsprache und ein Musikinstrument. Er hört von der Möglichkeit, ans Gymnasium zu wechseln, wagt den Schritt, doch die bürgerliche Institution bleibt ihm eine „fremde Welt“. In einer politischen Jugendorganisation findet er eine neue „Heimat“. Er organisiert Zeitungsprojekte, Arbeitsgruppen und Streiks und ist auch außerhalb der Schule in sozialen Bewegungen aktiv. Das Interesse an schulisch vermitteltem Wissen rückt in den Hintergrund, die Neugier gilt anderen Lernerfahrungen, vor allem politischen Partizipationsmöglichkeiten, die Matura bleibt jedoch wichtiges Ziel.

In seinem Einführungsband „Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft“ (2008) schreibt Hans-Christoph Koller über den Bildungsbegriff:

„Bildung kann man im Sinne Humboldts nicht nur als umfassende und ausgewogene Entfaltung aller menschlichen Anlagen in der ‚Wechselwirkung‘ von Ich und Welt verstehen, sondern vor dem Hintergrund von Humboldts Sprachphilosophie auch als Erweiterung der je eigenen ‚Weltansicht‘ durch die dialogische Auseinandersetzung mit fremden Sprachen und Ausdrucksweisen. Die Auseinandersetzung mit der Bildungstheorie Klafkis ergab, dass als Anlass oder Herausforderung für solche Bildungsprozesse die Konfrontation mit Problemen anzusehen ist, für die die eigene Weltansicht bzw. das bisherige Verhältnis zur Welt und zu sich selber nicht ausreicht“ (Koller 2008, 170).

Luzia Bruckner und Michael Zauner benennen solche individuellen „Bildungsanlässe“, die Konfrontation mit „weiter Welt“ und „fremder Welt“, also mit Neuem, Unvertrautem, diesseits und jenseits schulischer Lehrpläne. Diese Konfrontation setzt eine Entwicklung in Gang, die das „Welt- und Selbstverhältnis“ (Koller 2008, 170) grundlegend verändert. Luzia Bruckner beschließt zu studieren, sie trennt sich von ihrem Freund, der als Repräsentant eines traditionellen Lebensentwurfs auftritt, und emanzipiert sich von der politischen Ausrichtung ihrer Eltern. Michael Zauner legt den „Respekt vor dem Gymnasium“ (5, 14) ab, er beginnt sich politisch zu engagieren und wird als Schulsprecher zum aktiven Mitgestalter schulischer Lern- und Lebensbedingungen.

Ihren Bildungswegen räumen auch die weiteren für diese Arbeit interviewten Gesprächspartnerinnen einen prominenten Platz ein. Nach Jahren im erlernten Lehrberuf erfüllt sich Clara Sonnhofer ihren Studienwunsch über den zweiten Bildungsweg und schließt das Studium erfolgreich ab. Johanna Spiegel-Blum erwirbt einen Lehrabschluss, anschließend ein medizinisches Diplom und arbeitet später in einem Kreativberuf. Barbara Stern wechselt von einem sozialwissenschaftlichen Studium zu einer technischen Ausbildung und lässt sich schließlich zur Trainerin weiterbilden. Diese lebensgeschichtlichen Darstellungen zeugen vom Anspruch, individuelle Interessen und Fähigkeiten zu entfalten

und eigene Bildungs- und Berufswünsche umzusetzen. Die hohe Bedeutung, die die Protagonistinnen diesem Aspekt ihres Lebens beimessen, könnte auch damit erklärt werden, dass weiterführende Bildung für die zwischen 1945 und 1960 geborenen Frauen eine Option, aber noch keine Selbstverständlichkeit darstellt. Die Lebenswege der Eltern werden in den Interviews nicht ausführlich beschrieben, einzelne Hinweise lassen jedoch darauf schließen, dass keine der Mütter über eine höhere Ausbildung verfügt. Die Bildungsbeteiligung von Frauen ist erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts rasant gestiegen. In den Interviews vergleichen die ErzählerInnen die Lebensmöglichkeiten der Mütter mit ihren eigenen und reflektieren die Unterschiedlichkeit der Lebensentwürfe.

Betreuung und Lernen

Unabhängig von konkreten Berufsperspektiven genießt Bildung in den Augen der ErzählerInnen als Selbstzweck, als Wert an sich, hohe Bedeutung. So machen Luzia Bruckner und Michael Zauner nicht pragmatische Überlegungen, etwa die Verwertbarkeit auf dem Arbeitsmarkt, für die Wahl ihrer Studienfächer geltend, sondern die Verfolgung persönlicher Bildungsinteressen. Trotz der späteren Schwierigkeiten, das Studium abzuschließen bzw. eine der Qualifikation entsprechende Arbeit zu finden, stellen beide ErzählerInnen diese Orientierung nicht in Frage. Bildung ist wesentlicher Bestandteil ihres Selbst- und Weltverständnisses, ein Auftrag, ein persönlicher Reichtum, vielleicht Quelle persönlichen Glücks. Wie gestaltet sich unter diesen Vorzeichen der Zusammenhang von Bildungsorientierung und Betreuung/Pflege in den biografischen Erzählungen der ProtagonistInnen?

Michael Zauner nimmt aus seiner Schul- und Studienzeit die hohe Affinität für selbstgesteuerte Lern- und Qualifizierungsprozesse mit. Nach Abschluss des Studiums verfolgt er die in der Diplomarbeit entwickelten Themen und Fragestellungen weiter, liest Neuerscheinungen, hält sich auf dem aktuellen Stand der Forschung und steht im virtuellen Austausch mit KollegInnen. Die Übernahme der Betreuungsverantwortung für seine Mutter steht diesen persönlichen Interessen nicht im Weg:

auch wenn ich öfter zuhause bin und viel zuhause bin - kann - hab ich das Gefühl ich hab das lange Jahre mit sinnvollen Sachen zugebracht ((lachen)) die mir - die mir wichtig sind - momentan hab ich ein bissl eine Krise aber - weil ich mir denk - Lesen und Sport machen das ist auch nicht so - das einzige im Leben ((lachen)) aber so viele Jahre äh - war das gut für mich - also ich hab das Gefühl gehabt - ich kann das machen was ich will - und meine Mutter war mir - diese Sorge für meine Mutter also Pflege für meine Mutter war kein Hindernis dafür - im Gegenteil - es hat es ermöglicht (20, 16 – 20, 22)

Die Pflege der Mutter bietet einen Rahmen für Selbststudium und Sport – und begrenzt ihn zugleich. Michael Zauner hat Ruhe und Zeit zum Lesen und kann über Newsletter mit KollegInnen kommunizieren, aber die Teilnahme an Arbeitsgruppen oder Lesekreisen stellt eine Ausnahme dar und die Energie und Zeit für soziales Networking, politisches Engagement oder Weiterbildung sind beschränkt. Mit dem privaten Studium bereichert Michael Zauner nicht nur seinen Alltag, sondern er bewahrt den hohen Wert und Sinn, den Philosophie und politische Theorie in seinem Leben ausmachen. Er hält den Anspruch aufrecht, sich Wissen anzueignen, um politische, kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen zu verstehen und das eigene Denken und Handeln kritisch zu reflektieren. Das Selbststudium ist jedoch nicht ohne Ambivalenz. Der Protagonist deutet „ein bissl eine Krise“ an. Ohne soziale, berufliche oder institutionelle Einbindung droht intellektuelle Auseinandersetzung auf Dauer ins Leere zu laufen.

Diese Erfahrung teilt Luzia Bruckner. Nach den ernüchternden Erlebnissen als Unternehmerin vertieft sie sich in eine intensive Lese- und Lernphase philosophischer und theologischer Literatur. Der Versuch, inhaltlich an biografisch relevante Bildungsinteressen anzuknüpfen, mag helfen, das Scheitern der Firma erträglich zu machen, ändert jedoch nichts am zentralen biografischen Problem der fehlenden beruflichen Qualifikation und Zukunftssicherheit. Berufs- und Bildungsorientierung geraten zunehmend in Widerspruch. Die Diskrepanz zwischen den selbst gehegten Ansprüchen einer hoch qualifizierten Erwerbsarbeit und den konkreten Umständen der Arbeitslosigkeit ist schwer zu ertragen. In dieser paralyisierenden Lebenssituation bedeuten die Rückkehr an den elterlichen Hof und die Fürsorge für die Mutter eine Wiedergewinnung von Handlungsfähigkeit, eine Stabilisierung. Luzia Bruckner gelingt es, abseits einer stringenten Berufskarriere eine befriedigende Lebensperspektive zu entwickeln. Was vordergründig als radikaler Bruch in der Lebensplanung der Protagonistin erscheinen mag, zeigt sich in der subjektiven Sichtweise der Erzählerin als Rückgriff auf eine als Alternative länger schon präsente und biografisch bedeutsame Option. Die Neuausrichtung stellt dennoch eine große Herausforderung dar. Sie erfordert Zeit und hohe Lernfähigkeit – und sie hat ihren Preis. Eine Schattenseite sei, meint Luzia Bruckner bedauernd, dass ihre intellektuellen Ambitionen und Interessen brachliegen:

was mir fehlt das wär so eine richtig intellektuelle Auseinandersetzung ja - aber da passt natürlich meine Lebensweise nimmer dazu - das geht halt nicht - die Leute gibt's da nicht (3) und ich wüsste auch nicht was ich damit anfangen - es wär nur zu meinem eigenen Vergnügen net? - ich hab ja nichts ich tu ja nichts damit

-- aber Gscheitheit hat mich immer gereizt und irgendwie so da am Ball bleiben mit jemand und was gscheit diskutieren (46, 29 – 46, 33)

Während es Michael Zauner über die Jahre hinweg gelingt, sein Selbststudium voranzutreiben, mangelt es Luzia Bruckner nach der Übersiedlung aufs Land an DiskussionspartnerInnen. Bildungsprozesse leben von der Auseinandersetzung mit Inhalten und Themen, aber auch von Interaktion und Konfrontation mit anderen. Außerdem, fügt Luzia Bruckner hinzu, fehlen ihr die Anwendungs- und Nutzungsmöglichkeiten. Bildung im Sinne reiner Selbstästhetisierung, einer „Veredlung der eigenen Person“ (Koller 2008, 103), jedoch ohne gesellschaftlichen Zusammenhang, ohne Bezug im Außen, ist für die Erzählerin wenig attraktiv. Horkheimers Kritik am idealistischen Bildungsbegriff referierend, schreibt Koller:

„Bildung erschöpft sich für Horkheimer also nicht in der Sorge um die Veredlung der eigenen Person durch allseitige und harmonische Entfaltung aller menschlichen Anlagen, sondern umfasst auch die Sorge ums Gemeinwesen, das Engagement für die Verbesserung und Vermenschlichung der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (Koller 2008, 102).

Luzia Bruckner würde wohl nicht vom hehren Streben nach „Vermenschlichung der gesellschaftlichen Verhältnisse“ sprechen, ihre Aussage macht aber deutlich, dass Bildungsbemühungen ohne Anbindung an gesellschaftliche Praxis fraglich werden. Studieren „nur zu meinem eigenen Vergnügen“, kann das dauerhaft funktionieren? Lernen und Vergnügen stehen in der Pädagogik in einem Spannungsverhältnis. So etwa versteht Käte Meyer-Drawe (2005), wissenschaftstheoretisch in einer anderen Tradition stehend als Horkheimer, Lernen als schmerzvollen Prozess der Zerstörung und Neugestaltung, ähnlich einer Geburt (vgl. Meyer-Drawe 2005). Lernen ist, schreibt sie, „ein Prozess der *Konfrontation* zwischen unausdrücklich leitendem Vorwissen und neuer Sicht, neuer Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeit, d.h. die Produktivität des Lernens liegt in seiner *Negativität*: *Lernen ist Umlernen*“ (Meyer-Drawe 1982, 34; Herv. i. O.). Dieser Prozess sei ein krisenhafter, führe in eine „aporetische Situation“ (ebd., 39), stelle den Lernenden selbst in Frage. Lernen bedeutet nach Meyer-Drawe eine Wandlung nicht nur einzelner Inhalte, sondern der gesamten Subjektivität des Lernenden. Nach „Vergnügen“ hört sich das nicht an. Lernen ist anstrengend. Luzia Bruckner meint spöttisch und traurig zugleich, sie habe zwar eine Qualitätszeitung im Abo, lese aber nur mehr die Kommentarseiten. Der Mangel an

Ansporn, Herausforderung, Austausch und Wirksamkeit kann dem intellektuell neugierigsten Menschen das bildende Lernen verleiden.

Betreuung und Reflexion

Luzia Bruckner und Michael Zauner sind Vielleser. Alter(n), Pflege, Demenz sind jedoch - zur Überraschung der Interviewerin - keine prominenten Themen ihrer Lektüre. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass die ErzählerInnen die Phase der Unsicherheit, der Konfrontation mit Problemen, „für die die eigene Weltansicht bzw. das bisherige Verhältnis zur Welt und zu sich selber nicht ausreicht“ (Koller 2008, 170), nach Jahren der Fürsorge hinter sich gelassen haben. Oder aber Lesen stellt für sie eine Form der Selbstsorge dar. Lesen als Regeneration, als Zeit und Raum für sie selbst, unbehelligt von Fragen zu Betreuung und Pflege. Anders die Gesprächspartnerinnen Johanna Spiegel-Blum und Clara Sonnhofer, die in den Interviews die Bedeutung von Erfahrungsberichten und Fachliteratur hervorheben. Sie setzen sich intensiv mit wissenschaftlicher und belletristischer Literatur zum Thema auseinander. Die Lektüre wird als hilfreich, informativ und notwendig für das Verständnis der Betreuungssituation gewertet. Beide Frauen sorgen für ihre demenzen Mütter. Die Betreuung demenzkranker Menschen – das wird in den Interviews deutlich – kann Angehörige in dauerhafte Ausnahmezustände versetzen, die mit Problemen in anderen Fürsorgesituationen kaum vergleichbar sind. Für Clara Sonnhofer und Johanna Spiegel-Blum wird die Beschäftigung mit dem Thema Demenz - lesend und schreibend - zur Überlebenshilfe.

Eine andere Form der Reflexion stellen Selbsthilfegruppen dar. Luzia Bruckner hat Vorbehalte. Im Anschluss an eine Passage, in der sie sich mit Nachdruck vom Bild der aufopferungsvollen Tochter abgrenzt, bemerkt sie:

es gibt ja so eine Angehörigengruppe - eine Pflegende-Angehörige-Selbsthilfegruppe oder so irgendwas ja - ich mein ich weiß es ja nicht aber ich nehm an da tun sie sich gegenseitig beweihräuchern wie toll sie nicht sind ja - und das sind dann oft die Leut die dann ihre Angehörigen recht tyrannisieren oder so net? - also ich hab nicht vor - oder ich versuch auf jeden Fall das zu vermeiden dass ich mir da so was - abgesehen davon dass ich es sowieso heldenhaft find - dass jemand da mit unserer Mutter auskommt ja - aber ich /muss nicht extra heldenhaft sein ((lachend))/ (35, 31 – 35, 36)

Die Erzählerin vermutet bei den Teilnehmenden selbstgerechten Moralismus, Scheinheiligkeit und Selbsttheroisierung. Die Gruppe diene, so ihre Bedenken, in erster Linie der narzisstischen Bestätigung und nicht der Auseinandersetzung mit der Frage, wie man An-

gehörige gut betreuen und auf Problemlagen in der Pflegebeziehung angemessen reagieren kann. Luzia Bruckner baut argumentativ einen Kontrast auf zwischen „beweihräuchern“ einerseits und „tyrannisieren“ andererseits. In der Gruppe finde öffentliche Beweihräucherung statt, während im Privaten verborgen die Tyrannei herrsche. „*Caring and caregiving are not synonymous*“, bestätigt Nel Noddings. „One can be a cold, uncaring caregiver“ (Noddings 2010, 25; Herv. i. O.). Luzia Bruckner sieht in einer Gruppe, die sich wechselseitig der eigenen moralischen Überlegenheit versichert, kein hilfreiches Reflexionsangebot. Offen bleibt, ob ihre Vermutungen über die Selbsthilfegruppe auf guter Informiertheit beruhen oder reine Unterstellung sind. Der Wohnort der Erzählerin ist überschaubar, es ist anzunehmen, dass sie einige der GruppenteilnehmerInnen kennt und keine vertrauensvolle Gesprächsbasis erwartet. Luzia Bruckner entspricht nicht dem in ihrem Umfeld vorherrschenden Bild einer pflegenden Tochter – und will es auch nicht. Zur Reflexion der Betreuungssituation greift sie lieber auf ihre Freundinnen zurück.

Michael Zauner nimmt an keiner Selbsthilfegruppe teil, meint aber, „wenn’s meine Schwestern nicht gäbe - würde ich mir glaub ich irgendwie blöd vorkommen ((lachen)) glaub ich -- ich glaub dann würde ich mir so was wie eine Selbsthilfegruppe von Angehörigen - von pflegenden Angehörigen suchen“ (22,26-22,28). Implizit macht der Protagonist deutlich, was er sich von einer Gruppe erwarten würde: die Vergewisserung eigener Betreuungsarbeit. Der Austausch mit seinen Schwestern vermag dieses Bedürfnis abzudecken. Auch Clara Sonnhofen, Barbara Stern und Johanna Spiegel-Blum ziehen private Netzwerke den organisierten Gesprächsrunden vor, beurteilen jedoch entsprechende öffentliche Angebote als grundsätzlich positiv und wichtig.

8 Betreuung und Biografie

Schlusskapitel empirisch-qualitativer Studien zu lesen, kann eine dankbare Aufgabe sein, sie zu schreiben ist es weniger. Einerseits sollte von den Einzelfällen abstrahiert werden, andererseits deren Einzigartigkeit nicht verloren gehen. Was in der Theorie überzeugt, stößt in der Praxis auf Widerstände. Wie könnten ein paar nichtssagende Schlussthesen den vielsagenden biografischen Erzählungen standhalten? In der vorliegenden Arbeit wurde versucht, theoretische Bezüge auf allen Ebenen der Interpretation einzubeziehen und verallgemeinernde Überlegungen anzustellen. Das vorrangige Anliegen bestand jedoch darin, das Themenfeld „familiäre Pflege“ konsequent zu öffnen und möglichst viele seiner Facetten aufzuzeigen. Es scheint folgerichtig und realistischer, sich abschließend weniger um die eine Theorie zu bemühen als zu reflektieren, was sich, bezogen auf die Forschungsfrage, an neuem Wissen ergeben hat.

Die Fragestellung hat sich im Verlauf der Arbeit modifiziert. Am Beginn stand das Interesse an berufstätigen pflegenden Angehörigen. Was motiviert sie, die Pflege der alten Mutter oder des alten Vaters zu übernehmen? Welche Schwierigkeiten sind damit verbunden? Welche Auswirkungen auf ihr eigenes Leben? Fragen also nach Motiven, Strategien und Konsequenzen familiärer Fürsorge. Die Auseinandersetzung mit den methodischen und theoretischen Konzepten und dem empirischen Material hat zu einer etwas anderen Gewichtung und zur Frage geführt, welche Bedeutung die Pflege in den biografischen Konstruktionen der ErzählerInnen gewinnt. Eine abschließende Reflexion der in den Interviews zentralen Themenbereiche Familie, Arbeit und Bildung soll auch die eingangs vorgestellten theoretischen Ansätze einbeziehen.

8.1 Wie viel Familie brauchen Betreuende?

Wenn ein Elternteil unterstützungsbedürftig wird, sind es zumeist Angehörige, die vor der Aufgabe stehen zu überlegen, welche Hilfe benötigt wird, wer sie leisten kann und will, welche Ansprüche, Bedürfnisse und Wünsche berücksichtigt werden müssen, wer sich verantwortlich fühlt und welche Ressourcen und Alternativen zur Verfügung stehen. Dieser Aushandlungsprozess gilt als ausgesprochen sensibles und einschneidendes Ereignis in der Gestaltung von Familienbeziehungen (vgl. Lüscher, Liegle 2003). Studien belegen nachhaltige Familienzerwürfnisse durch Konflikte bei der Verteilung von Betreuungsverantwortung (vgl. Geister 2004). Als besonders brisantes Thema gilt Lüscher und Liegle

(2003) die geschlechtsspezifische Zuweisung von Sorgearbeit an weibliche Angehörige. Informelle (wie auch professionelle) Pflege ist nach wie vor Frauenarbeit und wird vornehmlich von Partnerinnen, Töchtern und Schwiegertöchtern wahrgenommen. Vor dem Hintergrund veränderter weiblicher Normalbiografien und neuer Formen familiärer Partner- und Generationenbeziehungen verliert die Delegation von Betreuungsaufgaben an (weibliche) Familienangehörige jedoch an Selbstverständlichkeit. Es besteht Legitimationsbedarf.

Durch die Lektüre von Studien sensibilisiert, rechnet die Interviewerin mit Berichten über familiäre Konflikte, Ungerechtigkeiten und Drückeberger. Weit gefehlt. In den biografischen Erzählungen stehen die positiven Beschreibungen der Familienbeziehungen im Vordergrund. Ausnahmslos und nachdrücklich verweisen die ProtagonistInnen auf das Engagement ihrer Familienmitglieder. Mehr noch, die gemeinsame Betreuungsaufgabe stärkt die Zusammengehörigkeit, stiftet neue Bindungen und stoppt den Familienzerfall. Besonders jene InterviewpartnerInnen, die mit ihren Geschwister nur losen Kontakt hielten, erleben die neu entstandene Nähe - unabhängig vom Ausmaß der alltagspraktischen oder finanziellen Unterstützung - als Bereicherung. Wie ist diese Differenz zu anderen Studienergebnissen zu erklären?

Es ist naheliegend - und ein Klischee -, in der Kinderlosigkeit von vier der fünf InterviewpartnerInnen den Grund für die biografische Orientierung an der Herkunftsfamilie und die vergleichsweise krisenresistenten familiären Pflegearrangements zu suchen. Das Fehlen konkurrierender Ansprüche zwischen Eltern- und Kinderbetreuung macht Pflege möglicherweise erst zu einer Option.¹⁰ Wichtiger scheinen jedoch die unkonventionellen Aushandlungsstrategien und Pflegearrangements der ErzählerInnen. Dallinger (1997) identifiziert die eheliche Kosten-Nutzen-Abwägung als dominantes Handlungs- und Deutungsmuster bei der Übernahme von Pflegeverantwortung. Zugespitzt formuliert: Wenn die Erwerbstätigkeit der Frau nicht mehr einbringt als professionelle Dienste an Kosten verursachen, steht ihr berufliches Engagement zur Disposition (vgl. ebd., 277ff.). Im Hintergrund stehen neben der sozialen Norm der Elternfürsorge ein traditionelles Ehemodell, eine geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung, ein vergleichsweise geringes Einkommen der Frau. In den für die vorliegende Arbeit geführten Interviews kommt die „familiäre Zeitverwendungsstrategie“ (ebd., 279) in anderer Form zum Tragen.

¹⁰ Dieser Zusammenhang ist jedoch ambivalent. Wie die Kinderlosigkeit Einfluss nehmen kann auf die Pflegebereitschaft, so kann die Pflege Einfluss nehmen auf die Bereitschaft, Kinder zu bekommen, wie in den biografischen Erzählungen von Michael Zauner und Barbara Stern deutlich wird.

Die Thematisierung konkurrierender Ansprüche zwischen Elternpflege und eigener Partnerschaft nimmt in den biografischen Erzählungen wenig Raum ein. Eher beiläufig erwähnt etwa Babara Stern, dass ihr Partner seine Auswanderungspläne aufgeben musste, weil er nicht allein den Kontinent wechseln wollte. Einzig der männliche Gesprächspartner, der zum Zeitpunkt des Interviews ohne Partnerin lebt, antizipiert gravierende Vereinbarungsprobleme. Die Übernahme der Pflegeverantwortung wird von den ErzählerInnen als selbstgesetzte und -gestaltete Aufgabe beschrieben. Der Partner akzeptiert die Entscheidung und passt sich an (Barbara Stern), er trägt sie mit und vertieft damit die emotionale Verbundenheit (Clara Sonnhofer), er unterstützt sie und hilft im Alltag (Johanna Spiegel-Blum). Nur in einem Fall treten die Ansprüche des Partners plötzlich in Konkurrenz zu denen der hilfsbedürftigen Mutter. Als ihr Ehemann schwer erkrankt, entscheidet sich Johanna Spiegel-Blum, ihre Mutter in einer stationären Pflegeeinrichtung unterzubringen.

Eine unorthodoxe „familiäre Zeitverwendungsstrategie“ setzt Luzia Bruckners Familie ein. Die Schwester, die als Hauptbin die Verpflichtung zur Betreuung der Mutter und des Hofes eingegangen ist, arbeitet im Ausland und unterstützt die Care-Arbeit der Protagonistin mit finanziellen Beiträgen. Eine ähnliche, jedoch zeitlich begrenzte Regelung trifft Clara Sonnhofer mit ihren Geschwistern. Während ihrer Pflegekarenz bezahlen die Brüder ihre Miete. Barbara Sterns Schwester ist beruflich stärker engagiert als die Erzählerin. Den zeitlich geringeren Betreuungseinsatz gleicht sie mit einer höheren Kostenbeteiligung an den sozialen Diensten aus. Dallinger (1997) stellt fest, neben den Erwerbchancen, der moralischen Bewertung der Elternpflege, sozialpolitischen Rahmenbedingungen wie etwa verfügbaren und bezahlbaren Alternativ- und Unterstützungsangeboten, sei eine „eigenständige, eheunabhängige Biografie“ bedeutsam bei Entscheidungsprozessen für intergenerationelle familiäre Hilfeleistung (Dallinger 1997, 339). Und, kann hinzugefügt werden, ein Familiennetzwerk, das die Leistung der Sorgenden anerkennt und ausgleicht, flexible Arrangements ermöglicht und die Übernahme der Pflegeverantwortung solidarisch absichert und begleitet.

Pflegende sind von sozialer Isolation bedroht, heißt es in Studien zum Belastungserleben sorgender Angehöriger (vgl. Klott 2010). Luzia Bruckner und Michael Zauner fühlen sich nicht isoliert, sie pflegen ihre Freundschaften, auch wenn unübersehbar ist, dass ihre Möglichkeiten zu gesellschaftlicher Partizipation eingeschränkt sind. Das soziale Einbezogenheit als Pflegende wird allerdings ambivalent erlebt. Luzia Bruckner erfährt in ihrem dörflichen Umfeld ein hohes Maß an sozialer Anerkennung, aber auch an uner-

wünschter Vereinnahmung. Michael Zauner erntet Bewunderung und Überraschung, fühlt sich aber dem Verdacht ausgesetzt, ein zur Abnabelung unfähiges Muttersöhnchen zu sein. Er hat längst aufgehört, außerhalb des engsten persönlichen Umfelds über seine Betreuungsarbeit zu sprechen. Clara Sonnhofner macht während ihrer Pflegekarenz die Erfahrung, dass sich ihre alltäglichen Erlebnisse schwer vermitteln lassen. Was soll sie ihren Freundinnen am Telefon erzählen, wenn eigentlich nichts passiert, von einem Tag zum anderen kaum Veränderungen stattfinden?

In dieser Situation erfahren die ProtagonistInnen die Familie als wichtige Ressource. Es geht um Austausch, um Reflexion, auch um Legitimation und Normalisierung. In den Einzelfallanalysen wurde aufgezeigt, welche Herausforderungen die Betreuenden zu bewältigen haben. Weniger die Hilfeleistung als solche erleben die ErzählerInnen als belastend, vielmehr die Beziehung zu einer Mutter, die ihre Fähigkeiten und Kompetenzen zunehmend einbüßt und als Vertraute, als Ansprechperson, als Gesprächspartnerin langsam verschwindet. Empirische Arbeiten zur Veränderung der Beziehungen zwischen hilfsbedürftigen Eltern und ihren sorgenden Kindern zeigen ein heterogenes Bild. Der Erfahrung langsamer, kaum merklicher Übergänge stehen krisenhafte Entwicklungen und positiv erlebte Wandlungsprozesse gegenüber (vgl. Dieris 2006).

Wenn ein hilfsbedürftiger Mensch seine Interaktions- und Beziehungsfähigkeit verliert, gewinnt in der Pflegebeziehung ein Prozess an Boden, den Dallinger (1997) als „Anonymisierung der personalen Beziehung“ bezeichnet (Dallinger 1997, 292) und der letztlich die Aufrechterhaltung einer zugewandten Pflege untergräbt. Michael Zauner beschreibt eindrücklich die tägliche Herausforderung, seine Mutter als Person wahrzunehmen, nicht nur als Objekt routinierter Handlungsabläufe. Dem Prozess der Anonymisierung, fordert Dallinger, muss mit „anderen Bindungen“ entgegengewirkt werden (ebd., 295). Es sind letztlich vorwiegend die Familienmitglieder, auf die sich die ErzählerInnen verlassen können. Die Angehörigen stehen ihnen als GesprächspartnerInnen zur Verfügung und halten den Kontakt zum hilfsbedürftigen Elternteil aufrecht. Die über verwandtschaftliche Bindungen hinausgehende, erweiterte Familie, die Ute Gerhard (2010) als neue Form verbindlicher Solidarbeziehungen antizipiert, spielt im Pflegealltag der ErzählerInnen eine unbedeutende Rolle. Das schließt nicht aus, dass durch die Pluralisierung privater Lebensformen kommende Generationen pflegebedürftiger Menschen auf erweiterte, familienähnliche Hilfenetzwerke zurückgreifen können.

Pflege – so die Botschaft der ErzählerInnen – stärkt den Familienzusammenhalt und wirkt damit biografiestabilisierend. Familie ist jedoch nicht länger eine „Naturres-

source“, sondern eine alltägliche biografische „Herstellungsleistung“, wie die Rede vom „doing family“ deutlich macht (Gerhard 2010, 207). Familiäre Verbundenheit, Unterstützung und Anerkennung fallen den Pflegenden nicht in den Schoß. Die lebensgeschichtliche Erzählung von Luzia Bruckner veranschaulicht das Ringen um Zugehörigkeit angesichts einschneidender intergenerationeller Differenzen der Werthaltungen, Lebensformen und biografischen Orientierungen. Was ihnen Familie bedeutet, wie sie das Trennende und Verbindende wahrnehmen und bewerten, ob und wie intensiv Kontakte gepflegt werden, welche gegenseitigen Verpflichtungen sie eingehen – das alles sind für die interviewten GesprächspartnerInnen keine selbstverständlichen, durch tradierte Normen gestützte Gewissheiten, sondern Fragen, die sich lebensgeschichtlich und alltäglich immer neu stellen. Im Betreuungsalltag müssen komplexe familiäre Pflegearrangements stets neu austariert und unterschiedliche Ansprüche abgeglichen werden. Als hilfreich und entschärfend erweist sich die Einbeziehung professioneller Dienste. Alle interviewten Pflegenden delegieren einen Teil der Care-Aufgaben. Von einer „Re-Familialisierung von Gefühlen und einer De-Familialisierung von praktischem Care“ (Jurczyk 2010, 74) kann dennoch nicht die Rede sein. Ein erheblicher Teil der Reproduktionsarbeit verbleibt bei den sorgenden Angehörigen.

Ein interessantes Detail der Familienreflexion in den biografischen Erzählungen zeigt, dass alle ProtagonistInnen das Leben ihrer Mütter als grundlegend verschieden von ihrem eigenen charakterisieren, als eingeschränkter, härter und fremdbestimmter. Die Kontrastierung der Lebensformen belegt einen generationellen Wandel: Während die Mütter keine Alternative zur Pflege der eigenen Eltern oder Schwiegereltern haben mochten, ist die Betreuungsverantwortung für die Töchter und Söhne eine bewusste Entscheidung. Vielleicht weist der Nachdruck, mit dem die meisten ErzählerInnen ihre Lebensmöglichkeiten mit denen ihrer Mütter vergleichen, auf ein unausgesprochenes Motiv für die Pflegebereitschaft hin. Dallinger (1997) spricht von einer Form „lebensgeschichtlicher Reziprozität“ (Dallinger 1997, 301). Eltern, die ihren Kindern einen Bildungsaufstieg, eine individualisierte Biografie ermöglichten, die sie für sich selbst nicht verwirklichen konnten oder wollten, erfahren als Gegenleistung Unterstützung im Alter. Werden sich also intergenerationelle familiäre Hilfebeziehungen ändern, wenn eine (68er-)Generation ins hohe Alter kommt, deren Lebensentwurf dem ihrer Nachkommen weit ähnlicher ist? In ihrem Drei-Generationen-Vergleich schreibt Thon (2008): „Das Zusammen-Leben als Familie verliert (.) nicht an Bedeutung, es erfährt jedoch eine Definition, die enger und individueller an die biographische Konstruktion gebunden ist“ (Thon 2008, 437). Verant-

wortung für hilfsbedürftige Eltern kennt – das zeigen die biografischen Erzählungen – viele Motive. Von anderer Seite, nämlich der der zukünftig hilfsbedürftigen Menschen selbst, könnte in den kommenden Jahren eine Änderung ausgehen. Vielleicht erwartet eine Generation, deren Biografie auf Autonomie und kritische Reflexion tradierter Lebensformen gerichtet ist, von ihren Nachkommen keine intensive Unterstützung im Alter, sondern bemüht sich um Hilfearrangements, die sie von ihren Kindern unabhängig halten.

Ein für die Interviewerin überraschender Aspekt der Einzelfallanalysen betrifft die Bedeutung der Familienräume. Der Hof, an dem Luzia Bruckner aufwächst, und die Wohnung, in der Michael Zauner nach der Scheidung seiner Eltern mit der Mutter lebt, sind emotional hoch besetzte Orte. Sie sind „Schauplatz und Erinnerungsraum der Familiengeschichte“ (Fleig 2010, 272) und müssen verteidigt werden. Für Luzia Bruckner und Michael Zauner wird die Gefährdung des unmittelbaren Lebensraums der Mutter zu einem auslösenden Moment, Betreuungsverantwortung zu übernehmen. Ein erstaunlicher Befund in einer hochgradig mobilen Welt. Straft er die allgegenwärtige Behauptung globalisierter Mobilität und Flexibilität Lügen? Oder bestätigt er diese und kann als subjektiv eigensinnige Reaktion auf einen sozialen Imperativ gedeutet werden? Was sich sagen lässt ist, dass räumliche Verortungsstrukturen für den Selbstentwurf der beiden ErzählerInnen bedeutsam sind und eine unerwartet wichtige Rolle bei der Ausgestaltung der Hilfeleistung einnehmen.

Familiäre Unterstützung ist für Pflegende essentiell und in mehrfacher Hinsicht kaum zu ersetzen. Das wechselseitige Angewiesensein der Familienmitglieder in komplexen Pflegearrangements birgt eine Quelle für Nähe, Solidarität und biografische Stabilität. Die Konstruktion von Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit macht strukturelle Abhängigkeiten und Ungleichheiten jedoch nicht wirkungslos. Abhängigkeit macht verletzlich und kann die Handlungsfähigkeit – besonders der Hauptpflegepersonen – nachhaltig gefährden. Mit der biografischen Sicherung ist ein biografisches Risiko verbunden.

8.2 Wie viel Beruf brauchen Betreuende?

Berufstätigkeit gilt in modernen Gesellschaften als Garant für Autonomie, gesellschaftliche Partizipation, soziale Anerkennung und Absicherung. Nicht nur männliche, auch weibliche Normalbiografien sind weitgehend von Bildungs- und Berufsorientierung bestimmt. Wer dieses legitimierte Lebensziel mit einer Familie verbinden möchte, sieht sich mit Vereinbarungsproblemen konfrontiert, die vorwiegend Frauen hohe Arbeits- und An-

passungsleistungen abverlangen. Ob mit familienpolitischen Maßnahmen die Erwerbs- und Vereinbarungsmöglichkeiten verbessert oder zeitlich begrenzte berufliche Auszeiten gefördert werden sollen, ob Anstrengungen zur Gleichstellung von Berufs- und Familienarbeit und zur Schaffung von Wahlmöglichkeiten unternommen werden, wird je nach politisch-ideologischer Ausrichtung unterschiedlich diskutiert. Ohne Zweifel aber besteht angesichts demografischer und sozialer Entwicklungen Handlungsbedarf.

Luzia Bruckner und Michael Zauner beschreiben Beruf und Pflege nicht als konkurrierende Lebensbereiche. Die Übernahme der Betreuungsverantwortung wird im Kontext enttäuschender beruflicher Erfahrungen thematisiert. Es mag erstaunen, dass die ProtagonistInnen in Phasen unbefriedigender oder prekärer Beschäftigung den Schritt in die familiäre Pflege wagen, besitzt doch Betreuungsverantwortung zweifellos das Potential einer zusätzlichen Steigerung berufsbiografischer Unsicherheit. Eine mögliche Erklärung könnte in der Wirkmacht gesellschaftlicher Normen, emotionaler Bindungen oder persönlicher Werthaltungen liegen, die schwerer wiegen als berufliches Fortkommen. Sie stehen in einem Spannungsverhältnis zum individualisierten Selbstverständnis und werden daher über intentionale berufliche Veränderungswünsche legitimiert. Eine andere Sichtweise deutet die Pflege als Verarbeitungsstrategie beruflicher Perspektivlosigkeit und Anstoß für einen Neuanfang. Der Fallvergleich der fünf Interviews lässt kein einheitliches Muster erkennen. Er zeigt die Heterogenität von Bedingungen, Motiven, Deutungen und Praktiken der Vereinbarung von Erwerbs- und Betreuungsarbeit.

Gemeinsam ist den Selbstentwürfen der ErzählerInnen die ausgeprägte (ursprüngliche) Bildungs- und Berufsorientierung. Wo diese Orientierung in Konflikt gerät mit der Pflege, präsentieren sich die ProtagonistInnen als handlungsfähige, pragmatisch abwägende AkteurInnen. Sie reagieren nicht blind normengeleitet, sondern streben individuell passende Lösungen an. Zu einem zentralen Kriterium wird die subjektive Bedeutung der Berufstätigkeit. Die biografischen Erzählungen belegen, wie nachhaltig sich sie Vorstellung durchgesetzt hat, dass Arbeit mehr einbringen muss als Geld zum Leben. Die Konstruktion Luzia Bruckners, Betreuungsarbeit bewusst als Alternative zu einem unbefriedigenden Job zu wählen, unterläuft die Vorstellung, dass auf tradierte weibliche Rollenmuster rekurriert und die durch Berufstätigkeit vermittelte Autonomie aufgegeben wird. Das durchaus feministische Selbstverständnis der Protagonistin wertet sinnvolle Reproduktionsarbeit weit attraktiver als sinnentleerte Berufstätigkeit. Betreuungsarbeit und Selbstbestimmung erscheinen nicht als Widerspruch, so wenig wie Berufstätigkeit und Autonomie als Synonyme.

Die interviewten Pflegenden bemühen sich, Betreuung und Beruf zu kombinieren – mit unterschiedlichen Prioritätssetzungen. Einmal richtet sich der Job eher nach der Pflege (Johanna Spiegel-Blum, Luzia Bruckner, Barbara Stern), einmal die Pflege nach dem Job (Michael Zauner, Clara Sonnhofer). Clara Sonnhofer ist die einzige Erzählerin, in deren Berufsbiografie die Pflege nicht nachhaltig eingreift. Sie hat einen hoch qualifizierten, befriedigenden Beruf, eine feste Anstellung, ihre Arbeit wird geschätzt. Weder will sie selbst ihre Karriere gefährden noch der Arbeitgeber auf seine Mitarbeiterin verzichten. Einvernehmlich wird eine sechsmonatige Pflegekarenz vereinbart. Hier zeigen sich Parallelen zu den Ergebnissen deutscher Studien, die neben der Bedeutung des Berufs das Bildungsniveau als entscheidenden Faktor bei der Vereinbarung von Pflege und Beruf werten (vgl. Geister 2004). Mit hohem Qualifikationsniveau gehen häufiger flexible Arbeitszeiten, höheres Einkommen, sichere Beschäftigung und Mitarbeiterorientierung einher. Sie bilden gute Rahmenbedingungen für zufrieden stellende Lösungen des Beruf-Pflege-Konflikts.

Barbara Stern, Michael Zauner und Luzia Bruckner arbeiten als Teilzeitbeschäftigte ohne feste Anstellung. Aus ihrer subjektiven Perspektive kann die Ausbreitung unsicherer Beschäftigungsverhältnisse, die ein allgemeines Merkmal der Umgestaltung von Industrie- zu Dienstleistungsgesellschaften darstellt (vgl. Münkler 2011), positiv wahrgenommen werden. In einer Aufsatzsammlung zu „Care und Migration“ (2010) behandelt Karin Jurczyk die Auswirkungen nachfordistischer Arbeitsgesellschaften auf die familiäre Arbeit. Sie schreibt über die Erosion des (männlichen) Normalarbeitsverhältnisses: „Insbesondere vor dem Hintergrund der verstärkten Erwerbsspartizipation von Frauen werden deshalb zeitliche Entgrenzungen nicht nur abgelehnt, viele Frauen und Männer versuchen eine individuell und flexibel handhabbare Verbindung zwischen Beruf und Familie herzustellen“ (Jurczyk 2010, 64). Prekariat als Chance zur Vereinbarung von Beruf und Fürsorge?

Mit Bezug auf soziologische Analysen von Bourdieu geht Klaus Dörre (2007) davon aus, dass unsichere Beschäftigung die „Fähigkeit, einen längerfristigen und zugleich halbwegs realistischen Lebensplan zu entwickeln“, nachhaltig unterminiert (Dörre 2007, 286). Zur Gruppe der unsicher Beschäftigten zählt er dabei jene „Teilzeitbeschäftigten, Leiharbeiter, befristet Angestellten und Niedriglohnbezieher“, die eine Tätigkeit ausüben, „die nicht dauerhaft oberhalb eines gesellschaftlich definierten kulturellen Minimums absichert und die daher die eigene Existenz permanent verwundbar macht“ (ebd., 291). Die empirische Studie geht der Frage nach, wie Prekariat subjektiv verarbeitet wird. In der

„Zone der Prekariät“ sieht Dörre drei Gruppen: „Die Hoffenden“, die ihr prekäres Beschäftigungsverhältnis als „Sprungbrett in eine Normalbeschäftigung betrachten“ (ebd., 292). „Die Realistischen“ und „die Zufriedenen“ ohne Perspektive auf eine Überwindung der Prekarität, die Strategien entwickeln, um ein Leben im dauerhaften „Provisorium“ zu meistern (ebd., 292). „Sie sind bestrebt“, schreibt Dörre, „in einer Lebenslage einigermaßen handlungsfähig zu bleiben, die sie zu dauerhafter Benachteiligung verurteilt“ (ebd., 292). Eine dieser Strategien zur Verarbeitung beruflicher Unsicherheit kennzeichnet er als Zurückschrauben des eigenen Anspruchsniveaus, „um so Reste von Autonomie in einer prekären Lebenssituation zurück zu gewinnen“ (ebd., 292). Es ist diese Bewältigungsform, die etwa in der biografischen Erzählung von Luzia Bruckner sichtbar wird. Der Erfahrung der Entwertung ihrer Arbeit begegnet sie mit der Verschiebung von Prioritäten. Die Erwerbsarbeit soll nicht länger Lebensinhalt sein, sondern - pragmatisch - minimale soziale Absicherung garantieren. Ungeschminkt zeigt die Protagonistin die Schattenseite solcherart geretteter Deutungs- und Handlungsfähigkeit: das Fehlen finanzieller Unabhängigkeit und Einkommenssicherheit.

Laut Dörre (2007) gilt Vereinzelung als allgemeines Merkmal prekärer Beschäftigung. Die in einem früheren Kapitel vorgestellte Studie zur Vereinbarkeit von häuslicher Pflege und Berufstätigkeit in Wien unterstreicht die Bedeutung sozialer Kontakte am Arbeitsplatz, die im Privatbereich durch die Betreuungsaufgaben häufig zu kurz kommen (vgl. Dawid et al. 2008). In den meisten für die vorliegende Arbeit erhobenen biografischen Interviews werden berufliche Sozialkontakte nur beiläufig erwähnt. Luzia Bruckners Anwesenheit in der Firma ist zu unregelmäßig, um tragfähige Beziehungen aufzubauen. Michael Zauner und Barbara Stern arbeiten vornehmlich zuhause und kommen nur zum Unterricht in die Einrichtung. Intensiver Austausch zwischen den KursleiterInnen ist, so Michael Zauner, institutionell nicht verankert, sondern muss über Privatinitiative hergestellt werden. Die mangelnde Kommunikation behindert die soziale Einbindung am Arbeitsplatz. Zudem wird die Selbstorganisation unter den MitarbeiterInnen und damit die Durchsetzung ihrer Interessen gegenüber der Institution beeinträchtigt (vgl. Dörre 2007).

Unsichere Beschäftigung erschwert eine längerfristige Lebensplanung. Bei Pflegenden kommt hinzu, dass die Betreuungsdauer und Betreuungsintensität kaum abschätzbar sind, besonders augenfällig etwa in der lebensgeschichtlichen Darstellung Michael Zauners. Er übernimmt mit Anfang 30 die Betreuung seiner Mutter und rechnet mit einer absehbaren Pflegezeit zwischen Studienabschluss und beruflicher Neuorientierung. Aus

der antizipierten kürzeren Pflegephase ist bis zum Zeitpunkt des Interviews eine knapp zehnjährige Betreuung geworden. Dem Sprechen über Zeit kommt in den Interviews hohe Bedeutung zu. Die ErzählerInnen umkreisen das Thema als eigene Lebenszeit, als Lebenszeit der gepflegten Mutter, als zeitliche Strukturierung des Tages, als Zeit für sich selbst, als Endlichkeit der Pflege, als unsichere Zukunft.

Nicht nur lebensgeschichtliche Fakten und soziale Strukturen formen eine Biografie, sondern auch, „was noch keine Faktizität geworden ist, eben das, was noch als Möglichkeit oder Unmöglichkeit von der Zukunft her auf uns wirkt“ (Hanses 1992, 92). Eine aktive Gestaltung der eigenen Biografie schließt die Entwicklung von „Lebensperspektivität“ (ebd., 93) ein. Die Zukunftspläne sorgender Angehöriger werden durch die unabsehbare Entwicklung des Gesundheitszustandes der Gepflegten eingeschränkt. Es ließe sich einwenden, Pflege als bewusster Akt der Verantwortungsübernahme – und als solchen begreifen ihn die interviewten ErzählerInnen – impliziere die Möglichkeit einer Änderung, eines Wahrnehmens von Alternativen, einer bewussten Abgrenzung, eines Abgebens der Verantwortung. Allen in den Lebensgeschichten dargestellten Pflegeverläufen haftet jedoch eine schwer bestimmbare Eigendynamik an. Ohne massive äußere Interventionen (Krankheit des Partners, drohende Kündigung) zeigen die Pflegebeziehungen eine hohe Stabilität. Das hindert die ErzählerInnen nicht, zukünftige Projekte zu entwerfen, Ideen und Absichten zu formulieren, auch Alternativen zur häuslichen Pflege anzusprechen, „wenn es nicht mehr geht“. Die Pläne sind vage, unbestimmt. Konkrete Umsetzungsvorhaben sind schwer formulierbar, auch weil sie – verbunden mit der Verschlechterung des Gesundheitszustandes oder dem Tod der Mutter – an eine Tabugrenze stoßen.

Ein weiterer, auf die Lebenszeit bezogener Aspekt, betrifft das Alter der Pflegenden. Wenn alte Eltern hilfsbedürftig werden, sind ihre erwachsenen Kinder meist in den mittleren Jahren. Sie verlieren, wenn sie die Erwerbstätigkeit aufgeben oder einschränken, an beruflichen Perspektiven. Ein Wiedereinstieg in die Vollzeiterwerbsarbeit ist bereits nach einer Babykarenz oft hürdenreich, er wird nach einer Pflegephase durch das fortgeschrittene Alter zusätzlich erschwert. Mit Ende 50 in Österreich eine gut bezahlte Arbeit zu finden, ist wenig realistisch. Abgesehen von der Reduktion beruflicher Chancen müssen auch Abschlüsse bei Pensionsansprüchen in Kauf genommen werden. Besonders virulent wird dieses Problem bei Pflegenden, die nicht auf finanzielle Unterstützung des Partners oder der Familie zählen können. Für Clara Sonnhofer, Anfang 50 und geschieden, werden diese Überlegungen relevant und führen zu einer zeitlich eng begrenzten Pflegekarenz.

Familiäre Fürsorge kann subjektiv hoch bedeutsam und sinnstiftend sein. In Verbindung mit prekärer Beschäftigung zeigt sich allerdings auch ihr Potenzial, unzureichend abgesicherte Arbeitsverhältnisse zu perpetuieren, berufliche Entwicklungsmöglichkeiten einzuschränken und Lebensrisiken zu erhöhen.

8.3 Pflege als biografisches Projekt?

Die GesprächspartnerInnen der für die vorliegende Arbeit geführten Interviews präsentieren sich als AkteurInnen ihrer Lebensgeschichte. Sie sehen die Pflege nicht – wie vielleicht noch ihre Mütter – als unhinterfragbare, normengeleitete Pflicht, sondern als selbstbestimmte Übernahme von Verantwortung, als bewusste Option. Ihnen gelingt, die normativ hochgradig aufgeladene Frage der Elternbetreuung in einer selbstreflexiven Auseinandersetzung zu klären, die ihre eigenen biografischen Orientierungen berücksichtigt, und Hilfearrangements zu schaffen, die ihnen Handlungsspielräume sichern. Aber die biografischen Erzählungen sind – wie wohl alle lebensgeschichtlichen Berichte – nicht ohne Brüche. Das Handlungsschema der Pflegenden gerät immer wieder unter Druck, Stimmigkeit und Legitimität der biografischen Konstruktion zwischen modernem Lebensentwurf und traditioneller Elternpflege sind gefährdet. Wird hier lediglich ein konventionelles Muster mit der „Dignität einer selbstbestimmten Wahl ausgestattet“ (Thon 2008, 452)? Selbst wenn dieser Aspekt eine Rolle spielte, wäre das Urteil anmaßend. Es stellt sich die Frage, was Betreuungsarbeit in den Augen der ErzählerInnen auszeichnet.

Zur Überraschung der Interviewerin stehen gefühlsbetonte Assoziationen wie Liebe, Dankbarkeit oder Mitleid nicht im Vordergrund. Kein Wunder, sieht sich Michael Zauner doch mit dem Vorurteil konfrontiert, ein neurotisches „Muttersöhnchen“ zu sein, und Luzia Bruckner mit dem der selbstlosen Hingabe. Die ErzählerInnen distanzieren sich vom Bild symbiotischer Verbundenheit und starker Gefühlsbindung, das ihr Handeln letztlich in die Nähe von Irrationalität rückt. Ist der gesellschaftliche Diskurs über pflegende Angehörige von der Phantasie übergroßer Kindesliebe bestimmt? Dallinger (1997) bezeichnet die Überzeugung, Emotionalität bilde Basis und Motiv familiärer Pflege als „offizielles Ideal“, als legitimes lebensweltliches Deutungsmuster (Dallinger 1997, 290). Für die tatsächlichen intergenerationellen Hilfeleistungen sei Zuneigung nicht bedeutungslos, jedoch weniger ausschlaggebend als angenommen. Sie diene vielfach der Legitimierung von materiellen und symbolischen Interessen der Pflegenden (vgl. ebd., 291). Die Erwartung von Gegenseitigkeit und Nützlichkeit werde hinter dem „Ideal der emotionalen Kon-

stitution der Hilfeleistung zwischen den Generationen der Familie“ zum Verschwinden gebracht (ebd., 291). Diese Argumentation ist nachvollziehbar. Es geht darum, den Beitrag rationaler Überlegungen für intergenerationelle Hilfeleistungen sichtbar zu machen. Gleichwohl ließe sich einwenden, dass die Dichotomisierung von Gefühl und Rationalität, die Dallinger kritisiert, festgeschrieben wird. Die amerikanische Philosophin Martha C. Nussbaum (2002) hält dagegen, der behauptete Gegensatz zwischen Vernunft und Gefühl impliziere kein haltbares Bild des „Wesens der Gefühle“ (Nussbaum 2002, 55). Er lasse unberücksichtigt, „in welchem Ausmaß die Wahrnehmungen eines Gegenstands und die Überzeugungen hinsichtlich dieses Gegenstands ganz wesentlich zur Erfahrung eines komplexen Gefühls (.) dazugehören“ (ebd., 55). Gefühle sind nicht ohne kognitiven Gehalt.

In den Einzelfallanalysen der vorliegenden Arbeit werden die Eigeninteressen der Pflegenden offensiv zur Sprache gebracht und keineswegs mit Gefühlsbindungen verbrämt. Im Gegenteil, die Abwesenheit von Emotionen als Motiv für die Betreuung wirkt nahezu irritierend. Nähe, Zuneigung, Verbundenheit kommen in anderer Weise vor. Den Erzählverläufen nachgehend, zeigt sich, dass die Gefühle weniger die Pflege verursachen als vielmehr die Pflege die Gefühle. Durch die Pflege entwickelt sich eine neue Qualität der Beziehung, eine vorher ungekannte Vertrautheit und Intimität, eine Zusammengehörigkeit. Bemerkenswert etwa die gleich lautende Formulierung zweier Interviewpartnerinnen, ihre Mutter erst in der Betreuungsphase als „ganzen Menschen“ kennen gelernt zu haben. Die hilfsbedürftige alte Frau wird nicht länger auf die Rolle der Mutter reduziert, sondern als Mensch mit seinem Eigensinn und seiner Bedürftigkeit wahrnehmbar.

Aus der Sicht der ErzählerInnen vermag Betreuungsarbeit persönliche Entwicklung und Lernprozesse zu evozieren. Luzia Bruckner macht sie an der Erfahrung fest, für einen anderen Menschen verantwortlich zu sein und die Beziehung zur Mutter neu zu gestalten, Michael Zauner an der Eigenlogik der Fürsorgearbeit, die sich herrschenden Maximen der Effizienz und Funktionalität widersetzt. Der Umgang mit Menschen, deren geistige und körperliche Leistungsfähigkeit nachlässt, fordert andere Maßstäbe als die auf Funktionieren ausgerichteten. Das Einlassen auf diese andere Logik hilft nicht nur der Mutter, sondern auch ihm selbst. Er gewinnt einen bewussteren Blick auf sein eigenes Leben und seine Schwierigkeiten, der Lebensrhythmus wird langsamer, Arbeitsstress relativiert sich. Die Mutter ist widerspenstig – und er selbst ist es auch. Interessant ist, wie sich die ErzählerInnen mit den von ihnen betreuten alten Eltern identifizieren. In Arno Geigers „Der alte König in seinem Exil“ (2011) berichtet der Ich-Erzähler, dass er sich als

Besucher schnell an die Atmosphäre im Altersheim gewöhnt. Er fühlt sich dort wohl, fühlt sich unter seinesgleichen. Wer selbst kein respektables bürgerliches Leben führt und führen will, ist in der Gesellschaft der Alten gut aufgehoben. Wer sich gesellschaftlichen Zwängen nicht beugen will, fühlt sich jenen zugehörig, denen die gesellschaftlichen Regeln und Deutungen unverständlich geworden sind. Michael Zauner spricht an einer Stelle über die Erleichterung, vom Druck der permanenten Optimierung des eigenen Lebens entlastet zu sein. Fürsorge als Selbstfindung?

Im beeindruckenden Film „Pandora’s Box“ (2008) der türkischen Regisseurin Yeşim Ustaoglu werden drei Geschwister, die sich in der Großstadt mehr oder weniger erfolgreich ein eigenes Leben aufgebaut haben, mit der Demenzerkrankung ihrer Mutter konfrontiert, die allein in einem abgelegenen Bergdorf am Schwarzen Meer lebt. Sie nehmen die Mutter mit nach Istanbul – und damit beginnen die Probleme. Zwei Welten prallen aufeinander. Die Mutter ist in der lärmenden, unüberschaubaren Metropole verloren, die Kinder mit der plötzlichen Verantwortung überfordert. Der gegen Konventionen und elterliche Erwartungen rebellierende Enkelsohn nimmt sich schließlich der demenzkranken Großmutter an. Müheloser als die anderen Familienmitglieder findet er Kontakt zu ihr, kann sich auf ihre Wahrnehmungswelt, ihren Eigensinn, ihre ungewöhnlichen Verhaltensweisen einstellen und sie als Person respektieren. Ustaoglu kontrastiert die Einsamkeit der Berglandschaft mit der Hektik der Großstadt, die einfache Lebensweise der alten Mutter mit dem komplexen Alltag ihrer Kinder – ohne eine moralisierende Position einzunehmen. Es geht um die Schwierigkeiten der Kommunikation, der Verständigung, der Vermittlung. Das moderne urbane Leben zeigt sich nicht weniger konformistisch als das traditionelle in der Provinz. Der Enkel, der (noch) nirgends richtig dazu gehört, wird zum Verbündeten seiner Großmutter im Widerstand gegen eine verständnislose, desinteressierte Familie. Er begleitet sie zurück in ihr Dorf, kümmert sich um sie und akzeptiert am Ende auch ihren Wunsch, ein letztes Mal auf den Berg zu gehen, bevor sie, wie sie sagt, auch diesen (letzten) vertrauten Weg vergisst.

Fürsorge als Modernisierungskritik? Das mag überzogen sein, aber alte, gebrechliche Körper bieten eine ausgezeichnete Kontrastfolie für die ästhetische Darstellung und Kritik einer unüberschaubar gewordenen Welt, in der die Schwachen schlechte Karten haben. Arno Geiger (2011) sieht in der Alzheimer-Krankheit „ein Sinnbild für den Zustand unserer Gesellschaft. Der Überblick ist verloren gegangen, das verfügbare Wissen nicht mehr überschaubar, pausenlose Neuerungen erzeugen Orientierungsprobleme und Zukunftsängste. Von Alzheimer reden heißt, von der Krankheit des Jahrhunderts reden“

(Geiger 2011, 58). Im autobiografischen Text Geigers wird die jahrelange Betreuung des Vaters zum Lehrstück über das, was Leben und Menschsein unabhängig von geistiger und körperlicher Leistungsfähigkeit im Kern ausmachen.

Kritik kommt nicht nur von künstlerischer, sondern auch von wissenschaftlicher Seite. Dem polnisch-britischen Soziologen Zygmunt Bauman gelten in seinem Buch „Postmoderne Ethik“ (1995) der Vagabund und der Tourist als Metaphern für postmodernes Leben. Sie sind durch Fluchtbewegungen gekennzeichnet: Flucht vor der Ambivalenz und vor Gebundenheit und Festlegung. Der verführerische Charme eines solchen Lebens liegt nach Bauman im Versprechen, physischer Nähe nicht zu gestatten, zu moralischer Nähe und damit zur Verpflichtung für andere zu werden. Das Aufeinandertreffen mit anderen bleibe episodenhaft und fragmentarisch, kurz, oberflächlich, nur scheinbar intensiv. Schlechte Nachrichten für die Moral, meint Bauman (vgl. Bauman 1995, 357ff.). Und doch: Für die Aussicht auf Schutz menschlichen Lebens vor Grausamkeit zähle einzig „das Wiedererlangen der moralischen Befähigung und, letztlich, die Remoralisierung menschlichen Raumes“ (ebd., 357). Nicht das Flüchten, sondern das Standhalten und Auseinandersetzen - und damit moralische Nähe, Solidarität und Verantwortlichkeit.

Vor dem Hintergrund dieser Diagnose postmodernen Lebens erhält die Übernahme von Betreuungsverantwortung beinahe subversiven Charakter. Es ist vielleicht kein Zufall, dass vier von fünf InterviewpartnerInnen politisch aktiv sind oder waren. Sie verstehen sich jedoch keineswegs als Weltverbesserer, als Speerspitze eines neuen Menschen, dem nicht wirtschaftlicher Erfolg, sondern Solidarität und Verantwortung das wichtigste sind und der Unabhängigkeit und Individualität als kulturelles Leitbild aufgeben will. Eher machen sich gesellschaftliche Widersprüche und Ambivalenzen in ihrem eigenen Selbstverständnis bemerkbar. Sie finden wichtig, was sie leisten, machen aber auch keinen Hehl aus den Schattenseiten der Betreuungsarbeit und wollen ihre Fürsorge nicht als Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung oder moralischer Prinzipien verstanden wissen. Luzia Bruckner etwa grenzt sich entschieden von jedem Versuch ab, ihre Betreuungsarbeit als aufopferungsvolle Tochterliebe zu heroisieren. Es geht nicht nur um Bescheidenheit und Aufrichtigkeit. Jede Form der Festschreibung, der Festlegung auf eine Identität als Sorgende, dichtet gegen die Diskursivierung des Themas ab. Und das ist für Pflegende, die nicht Helden, sondern Gestalter ihres eigenen Lebens sein und bleiben wollen, eine bedrohliche Perspektive.

Pflege eröffnet für Menschen, die ein autonomes Leben, einen individuellen Lebensentwurf beanspruchen, letztlich keine längerfristige biografische Orientierung. Sie

kann ein bedeutsames biografisches Projekt auf Zeit darstellen, aber als dauerhafte Orientierung zeigt sich ihre Problematik, Lebenschancen und biografische Optionen zu minimieren. Umso wichtiger ist es für die ErzählerInnen, die Diskussion offen zu halten. Die Sorgearbeit soll besprechbar und verhandelbar bleiben, Alternativen denkbar. Nicht nur persönliche, auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen werden differenziert reflektiert. Neben den positiven Aspekten der Betreuungsarbeit wird in den Interviews die gesellschaftliche Marginalisierung von Betreuungsarbeit angesprochen. Selbst auf den sozialen Status, der mit der Verantwortung für Kinder verbunden ist, muss meist verzichtet, wer Verantwortung für alte Eltern trägt.

Es war und ist zentraler Ansatzpunkt der Frauenbewegung und feministischen Theoriebildung, die ungleiche Bewertung von Erwerbs- und Familienarbeit und die damit verbundene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung kritisch zu reflektieren. Gesellschaftliche Entwicklungen, etwa die hohe und zunehmende Erwerbsbeteiligung von Frauen, haben die Rangordnung privat organisierter und marktvermittelter Arbeitsformen und deren geschlechtsspezifische Zuweisung nicht substantiell verändert. Die soziale Anerkennung, die nach Dallinger (1997) mit Fürsorgearbeit zu gewinnen sei, wird von den GesprächspartnerInnen äußerst ambivalent erlebt. Für die interviewten Frauen, qualifiziert, gebildet, emanzipiert, ist Angehörigenpflege letztlich sozial wenig attraktiv, vom männlichen Pflegenden ganz zu schweigen. Die ErzählerInnen reagieren mit einer kritischen Infragestellung gesellschaftlicher Deutungsmuster. Die Interviews belegen eindrücklich, dass Bildung, Reflexion und Selbstreflexion zentrale, subjektiv hoch bedeutsame Ressourcen darstellen, um Wert, Qualität und Legitimität der Sorgearbeit zu verteidigen. Kompetent legen die ErzählerInnen die Widersprüche einer Gesellschaft bloß, die notwendige Arbeit in hohem Maß ungleich bewertet. In der kritischen Reflexion liegt eine Quelle für Individualisierung und Selbstbehauptung und für die gesellschaftliche Verortung eigenen Lebens.

8.4 Praxisbezogene Überlegungen

In der Pflege – wie in anderen Bereichen personenbezogener Dienstleistung – hat sich ein Paradigmenwechsel durchgesetzt, der den AdressatInnen sozialer Dienste einen systematischen Stellenwert einräumt, sie nicht länger als Objekte, sondern als Subjekte anspricht und Pflege als Dienstleistung begreift, die sich an den Bedürfnissen der KundInnen orientiert. Diese personenzentrierte Perspektive nimmt Betroffene als Auftraggeber wahr. Nicht

Versorgung steht im Mittelpunkt, sondern Empowerment, nicht Fürsorge, sondern Selbstbestimmung, nicht Defizit-, sondern Ressourcenorientierung. Das Dienstleistungsmodell ist zu einem wichtigen Faktor bei der Durchsetzung von Selbstbestimmung und Partizipation betreuungsbedürftiger Menschen geworden (vgl. v. Kardorff, Meschnig 2009b). In der Langzeitpflege schlägt sich der Wandel in veränderten sozialpolitischen Strategien, gesetzlichen Verordnungen, neuen Organisations- und Angebotsformen, in Konzepten, Methoden, Qualitätsnormen, Pflegestandards, Berufs- und Leitbildern nieder.¹¹ Er wird ebenso in familiären Betreuungssettings bemerkbar, zeigt sich in den Ansprüchen, die die interviewten pflegenden Angehörigen an die eigene Sorgearbeit stellen. Sie wollen ihre Eltern keineswegs nur „satt und sauber“ wissen, sondern ihnen ein weitgehend selbstbestimmtes Leben und eine bedürfnisorientierte Hilfestellung ermöglichen. Vor diesem Hintergrund verstehen sich die folgenden Überlegungen zur Unterstützung informeller Pflege.

Es gibt zahlreiche Untersuchungen zur Frage, wie sich häusliche Pflege angesichts einschneidender demografischer und sozialer Veränderungen entwickeln wird. In der Sprache der Soziologie geht es um Faktoren wie informelles Pflegepotenzial und dessen Ausschöpfungsquote, um die Zahl Pflegebedürftiger und die altersabhängige Pflegewahrscheinlichkeit, um Erwerbs- und Versorgungsquoten (vgl. Blinkert, Gräf 2009). Szenarien werden entworfen, die bis zur Mitte des Jahrhunderts einen enormen Anstieg der stationären Pflege voraussagen. Baldo Blinkert und Bernhard Gräf (2009) konstatieren, der Grundsatz, „ambulant vor stationär“, möge wünschenswert sein, für die Zukunft sei er jedoch wenig realistisch: „Vieles deutet darauf hin, dass diese beiden Formen der Versorgung – die häuslich-ambulante Pflege und die stationäre Pflege – als gleichrangig betrachtet werden müssen und dass sich beide in einer grundlegenden Weise verändern müssen“ (Blinkert, Gräf 2009, 36).

Zur Unterstützung häuslicher Pflege schlagen die Autoren eine Reihe von Maßnahmen vor: Beratung im Sinne des am individuellen Bedarf orientierten Case-Managements; gemischte Pflegearrangements aus informellen und professionellen Dienst-

¹¹ Die Umsetzung stößt jedoch auf eine Vielzahl an Problemen und Widersprüchen. Ein Beispiel: Der Kunden-Begriff stärkt die Position der Adressaten sozialer Dienstleistungen, macht aus abhängigen Hilfesempfängern souveräne Konsumenten. Er suggeriert kompetente Kunden, die „die Qualität der professionellen Hilfe und die Einrichtungen aus der Perspektive ihrer subjektiv erlebten Passfähigkeit von Pflege- und Assistenzarrangements bewerten“ (v. Kardorff, Meschnig 2009a, 47f.), mit anderen Angeboten vergleichen und sich zwischen verschiedenen Anbietern entscheiden. Ein Euphemismus, denn, so halten von Kardorff und Meschnig kritisch fest, die unterstellte Souveränität ist gerade bei schwerer pflegebedürftigen oder kognitiv beeinträchtigten Personen oft nicht vorhanden, und die realen Wahlmöglichkeiten sind etwa in ländlichen Gebieten selten gegeben (vgl. v. Kardorff, Meschnig 2009a, 48). Die Autoren fragen nach: „Was ist mit den Betroffenen, die nicht Kunde, Verbraucher oder Konsument sein können?“ (ebd.)

leistungen, da ein „kreativer Pflege-Mix“ als Schlüssel zur nachhaltigen Gestaltung informeller Pflege gilt (Blinkert, Gräf 2009, 37); eine Verbesserung der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Pflege durch flexible Arbeitszeitmodelle, gesicherte Pflegekarenzzeiten und den Ausbau teilstationärer Einrichtungen; die Förderung bürgerschaftlichen Engagements durch Initiierung kommunaler Diskussions- und Partizipationsprozesse und fachliche Begleitung von Freiwilligenarbeit; die Einführung eines in Deutschland erprobten persönlichen Pflegebudgets, das im Modellversuch positive Auswirkungen auf die Lebensqualität von Pflegebedürftigen und Pflegenden verzeichnen konnte (vgl. Blinkert, Gräf 2009, 36f.). Die Pflegewissenschaftlerinnen Seidl et al. (2007) plädieren für eine multiprofessionelle Pflegebegleitung zur umfassenden Unterstützung betreuender Angehöriger (vgl. Seidl et al. 2007). Gröning (2005) empfiehlt ein differenziertes, weniger medizinorientiertes Bildungsangebot (vgl. Gröning 2005).

Andere Lösungsvorschläge zielen mehr auf den sozialen als den demografischen Wandel. Die Sozialpädagogin Cornelia Schweppe (1997, 2005) untersucht die „Anschlussfähigkeit“ von Sozialpädagogik und Alter. Ihres Erachtens finden Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung des Alters auf gesellschaftlich-struktureller Ebene keine hinreichende Entsprechung. Traditionelle Altersbilder und Rollenerwartungen auf der einen Seite, vielgestaltige Lebensformen und Potenziale auf der anderen (vgl. Schweppe 2005). Die Sozialpädagogik sei angehalten, der „anachronistischen Altenhilfe“ (ebd., 40) mit zeitgemäßerer Formen der Unterstützung und Begleitung zu begegnen. Allerdings habe die Disziplin selbst einen erheblichen Nachholbedarf bei der wissenschaftlichen Fundierung, Theoriebildung und empirischen Erforschung des Alters. Schweppe's Thema ist nicht die Unterstützung pflegender Angehöriger. Aber sie stellt die Frage, wie die Sozialpädagogik dazu beitragen kann, alten Menschen „trotz unreviewbarer Hilflosigkeit und Abhängigkeit ein ‚eigenes Leben‘ zu ermöglichen“ (ebd., 41f.). Es gehe weniger um Interventionen ab dem Zeitpunkt der Pflegebedürftigkeit, vielmehr sei „ein Konzept notwendig, das mit *Lebensbegleitung* umschrieben werden kann“ (ebd., 40; Herv. i. O.). Ein Konzept, das bedürfnisgerechte Angebote für unterschiedliche Altersphasen bereithält, die an individuellen Handlungs- und Deutungsmustern anknüpfen und alte Menschen in ihren eigensinnigen Lebensentwürfen beistehen (vgl. Schweppe 2005). Als mögliche Maßnahmen skizziert die Autorin „die Schaffung pädagogisch inszenierter Orte“ zur Linderung reduzierter Erfahrungsmöglichkeiten und die Beeinflussung von Umweltbedingungen des Lebensraum alter Menschen, die soziale und „sinnhaft erlebte Einbindungen“ stärken (ebd., 43).

Gabriele Kreutzner (2006) sieht in den veränderten Lebensstilen Chancen der Entwicklung neuer Formen generativer Solidarität. Sie hält für unabdingbar, den „überkommenen Dualismus von häuslicher Pflege und stationärer Versorgung“ aufzubrechen (Kreutzner 2006, 37) und zu einer „ko-produktiven, in gemeinsamer Verantwortung zivilgesellschaftlich getragenen Sorge für hilfebedürftige alte Menschen“ zu kommen (ebd., 39). Es gehe darum, bestehende Kulturen des Helfens ebenso wahrzunehmen wie „alte und sich neu herausbildende freund- und nachbarschaftliche Unterstützungsformen und aufkeimende innovative Lösungsansätze wie etwa Alterswohngemeinschaften“ (ebd., 38). Die Veränderungen in der Erwerbsarbeitsgesellschaft mit ihren Freisetzungen aus stabilen Arbeits-, Sozial- und Partizipationszusammenhängen lassen, so Kreutzner, einen Bedarf an anderen Formen der Teilhabe und sozialen Integration entstehen. Sorgebezogene Hinwendung könnte somit nicht nur die Inklusion pflegebedürftiger alter Menschen verbessern, sondern auch die der informell Pflegenden (vgl. ebd., 39).

Blinkert und Gräf (2009) treten für die Umgestaltung stationärer Einrichtungen ein. Kleine, dezentrale Heime in Wohnortnähe der Pflegebedürftigen oder ihrer Angehörigen mit starker „Anbindung an lokale Lebenswelten und bürgerschaftlich Engagierte“ (Blinkert, Gräf 2009, 36f.) könnten den Charakter klassischer Pflegeheime grundlegend ändern und Übergänge zwischen häuslicher und stationärer Pflege erleichtern. Gut geführte Pflegeheime in näherer Umgebung mit Angeboten wie teilstationärer Tagesbetreuung und Kurzzeitunterbringungen könnten eine wertvolle Ressource für pflegende Angehörige sein – und sei es nur als „Infrastrukturdimension“ mit ihrem Nutzen vor der Nutzung, die bereits als potenzielles Angebot entlastend wirkt (Oelerich, Schaarschuch 2005, 90).

Meike Sophia Baader und Christian Sager (2008) fordern eine grundlegende gesellschaftspolitische Neuausrichtung. Sie identifizieren „Ungleichzeitigkeiten und damit Passungsprobleme zwischen dem Wandel der Generationen- und Geschlechterbeziehungen einerseits, dem System öffentlicher Institutionen andererseits“ (Baader, Sager 2008, 306). Die Familien-, Sozial- und Arbeitsmarktpolitik sei an einem Normallebenslauf mit der Dreiteilung Kind - Teilhaber - Rentner orientiert, der mit dem realen gedehnten Lebenslauf der Menschen nicht länger übereinstimme. Als Alternative wären Optionszeiten denkbar, die dazu führen, dass im Alter länger gearbeitet wird und in den mittleren Jahren mehr Zeit für die Betreuung der jüngeren und die Pflege der älteren Generation zur Verfügung steht (vgl. ebd.).

Gerhard Majce (2005) nimmt den Generationenwandel in den Blick. Die zukünftigen Alten, schreibt er, sind in den 60er Jahren aufgewachsen, „also in einer Zeit, in der

Karriere, Konsum, das Stellen von Ansprüchen geradezu Leitwerte waren – im Gegensatz zu den asketischen Tugenden der ‚herkömmlichen‘ Alten“ (Majce 2005, 209), denen die Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre Anspruchslosigkeit abverlangte. Ein wesentlicher Faktor des Wandels sei außerdem die in den Nachkriegsjahren rasant gestiegene Bildungsbeteiligung der Frauen. Sie gehe mit vielfältigeren Interessen, besserer Gesundheit und umfangreicheren Sozialkontakten im Alter einher. Majce rechnet mit fordernden Alten, die 2030 40% der WählerInnen ausmachen werden und daher auch entsprechend machtvoll auftreten können. Man kann in diesem Wandel, wie Majce andeutet, Anzeichen absehbarer Generationenkonflikte sehen. Bezogen auf das Thema der vorliegenden Arbeit wäre jedoch denkbar, dass diese neuen Alten im Fall der Pflegebedürftigkeit andere Erwartungen stellen. Vielleicht erscheint ihnen nicht nur weniger realistisch, sondern auch weniger wünschenswert, von Familienmitgliedern gepflegt zu werden. Die interviewten GesprächspartnerInnen Luzia Bruckner und Michael Zauner sehen einer möglichen Zukunft als AltersheimbewohnerInnen ohne Schrecken entgegen.

Soziale Dienstleistungen aus Sicht pflegender Angehöriger

Die für die vorliegende Arbeit interviewten Angehörigen wissen Bescheid über finanzielle, rechtliche und medizinische Aspekte der häuslichen Pflege und über unterstützende Angebote für Pflegebedürftige und Pflegende. Sie zeigen sich souverän im Nachfragen, Organisieren und Nutzen von sozialen Dienstleistungen. Das ist keineswegs selbstverständlich. Im österreichischen Pflegevorsorgebericht 2008 wird bedauernd auf die geringe Nutzung professioneller Dienste von nur knapp 25% hingewiesen und die hohe Belastung der Angehörigen damit erklärt (vgl. BMSK 2008). Ähnlich die Ergebnisse der EU-Studie EUROFAMCARE (2005), die die Nutzung unterstützender Dienste untersucht. Im 6-Monats-Rückblick nehmen weniger als ein Drittel der befragten Angehörigen Unterstützungsdienste in Anspruch. Unerwartet ist der Befund, dass allein eine erhöhte Inanspruchnahme von Diensten die empfundene Belastung nicht zu reduzieren vermag. Vertiefende Analysen seien notwendig, so die StudienautorInnen, um zu erfahren, welche Maßnahmen unter welchen Bedingungen entlastend wirken können und welche nicht (vgl. EUROFAMCARE 2005). Wo liegen die Ursachen für die relativ geringe Nutzung?

Die „Vienna Informal Carers Study“ (VIC 2008) befragt pflegende Angehörige nach ihrer Wahrnehmung und Bewertung von professionellen Betreuungs- und Pflegedienstleistungen. Die Befragten äußern Informationsmangel, Kritik an bürokratischen und

hierarchischen Strukturen, Unsicherheit bezüglich der Kosten und Unverfügbarkeit bedarfsgerechter Angebote (vgl. Trukeschitz et al. 2011). Hier steht nicht die Qualität der Angebote am Prüfstand, sondern ihre Zugänglichkeit. Die Pflegevorsorgeberichte des Sozialministeriums bestätigen den konstant hohen Informationsbedarf (vgl. BMASK 2008, 2009). Trotz einer Flut an Informationsbröschüren, zahlreichen Beratungsstellen, der Einrichtung eines Pflegetelefons und einer Internetplattform für pflegende Angehörige gelingt es nur unzureichend, bestehende Angebote und ihre Nutzung transparent zu machen und niederschwellig zu gestalten. Seit einigen Monaten haben betreuende Familienmitglieder eine Interessensvertretung, die „Interessengemeinschaft pflegender Angehöriger“. Möglicherweise kann sie zu einer vom Kostenträger unabhängigen Anlaufstelle für Fragen und Probleme Betroffener werden.

Verbesserungsvorschläge der in der VIC-Studie befragten Angehörigen, die sich auf die Qualität der angebotenen Dienstleistungen beziehen, thematisieren die geringe zeitliche Flexibilität und Verfügbarkeit in Akutfällen, zeigen Bedarf an individualisierter, fallbezogener Dienstleistung und personeller Kontinuität der Versorgung und weisen auf die „Ergebnisqualität als entscheidenden Faktor“ hin (Trukeschitz et al. 2011, 45). Die Autorinnen des VIC-Forschungsberichts halten weiterführende Forschung für notwendig, die nicht nur den „Prozess- und Strukturkomponenten der Dienstleistungserstellung“ Bedeutung beimisst, sondern primär auf die „Ergebnisqualität“ im Sinne der Lebensqualität der Betroffenen achtet (ebd., 45). Implizit ist hier eine Konkurrenz angesprochen zwischen den Logiken der Organisationen und denen der Betroffenen. Der Anspruch, die Bedürfnisse der Kunden zu befriedigen, macht noch kein nutzerorientiertes Angebot. Nach Hanses (2005) wird der Zugang zu professionellen Hilfesystemen maßgeblich durch biografische Erfahrungen und Orientierungen gestaltet: „Personenbezogene Dienstleistungen bedürfen einer Anschlussfähigkeit an biographische Wissensbestände“ (ebd., 67), denn Ergebnisqualität wird nicht sachbezogen, sondern vor dem Hintergrund biografischer Sinnorientierungen beurteilt. Ob ein Angebot positiv wahrgenommen, genutzt und evaluiert werden kann, hängt wesentlich vom biografischen Wissen und den Aneignungskompetenzen der KundInnen ab. Wo biografische und institutionelle Wissensformen in Opposition geraten, kommt es zu weit reichenden Verwerfungen. Als zentrale Elemente einer biografiebezogenen Nutzerorientierung nennt Hanses die Veränderung tradiertter Interaktionsordnungen im Sinne eines verstehenden Zugangs von Seiten der Experten und die Entwicklung von Angeboten auf Basis biografischer Orientierungen. Zudem sei eine systematische institu-

tionelle Selbstreflexivität vonnöten, um „organisationale Lernprozesse zu evozieren“ (ebd., 76).

Wie anspruchsvoll eine positive Nutzung professioneller Dienste sein kann, zeigt sich in der biografischen Erzählung Michael Zauners. Der Interviewpartner beschreibt anschaulich die Gefährdung der Privatsphäre durch Betreuungspersonen, die jederzeit Zugang zu seiner Wohnung haben. Nicht nur die körperliche Integrität der Mutter wird durch die Pflege fremder Personen bedroht, auch sein eigener persönlicher Lebensraum verliert den Charakter privater Intimität. Die Eingriffe fordern der Mutter und ihm selbst notwendige Neubestimmungen ab, ein Umdefinieren bestehender Selbstverständnisse. Diese Aneignungsleistung kann ihnen weder die aufmerksamste professionelle Pflegerin noch ein gemeinsam ausgehandelter Hilfeplan abnehmen. Familiäre Fürsorge ist eine biografische Herausforderung.

9 Nachwort

Ich möchte allen danken, die zum Abschluss der Arbeit beigetragen haben.

Vielen herzlichen Dank

- den InterviewpartnerInnen für ihre Bereitschaft, mir ihre Lebensgeschichten zu erzählen, für ihre Zeit und ihre Offenheit. Ich habe so viel gelernt!
- Univ.-Prof. Dr. Bettina Dausien für die inspirierende, wohlwollende Begleitung des Projekts;
- den Leiterinnen und TeilnehmerInnen der „Forschungswerkstatt Qualitative Sozialforschung“ für die produktive Interpretations- und Schicksalsgemeinschaft;
- Mag. Verena Hauser für das ermutigende Coaching in der Anfangsphase der Arbeit;
- meinem Arbeitgeber „Jugend am Werk“ für das Entgegenkommen bei der Beantragung von Sabbatical und Bildungskarenz;
- meinem Partner, meiner Familie, den Freundinnen und Freunden für ihre wunderbare Zuversicht, Anteilnahme und Unterstützung.

10 Literatur

Alheit, Peter (2009): Biographie und Mentalität: Spuren des Kollektiven im Individuellen. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz, Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 21-45.

Alheit, Peter, Kerstin Bast-Haider, Petra Drauschke (2004): Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland. Frankfurt a. M., New York: Campus.

Alheit, Peter (o.J.): Das narrative Interview – eine Instruktion für Anfänger. Unveröffentlichtes Manuskript. Bremen.

Alheit, Peter, Bettina Dausien (2009): ‚Biographie‘ in den Sozialwissenschaften. In: Bernhard Fetz, Hannes Schweiger (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin: Walter de Gruyter, S. 285-315.

Alheit, Peter, Bettina Dausien (2009): Bildungsprozesses über die Lebensspanne: Zur Politik und Theorie lebenslangen Lernens. In: Rudolf Tippelt, Bernhard Schmidt (Hg.): Handbuch Bildungsforschung. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 713-734.

Apitzsch, Ursula (2003): Biographieforschung. In: Barbara Orth, Thomas Schwietring, Johannes Weiß (Hg.): Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 95-110.

Apitzsch, Ursula, Marianne Schmidbaur (2010): Care und Reproduktion. Einleitung. In: Ursula Apitzsch, Marianne Schmidbaur (Hg.): Care und Migration. Die Entsorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen: Barbara Budrich, S. 11-22.

Auth, Diana (2006): Wohlfahrtsstaat, Geschlechterverhältnis und Pflegearbeit. In: Ursula Degener, Beate Rosenzweig (Hg.): Die Neuverhandlung sozialer Gerechtigkeit. Feministische Analysen und Perspektiven. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 341-358.

Baader, Meike Sophia, Christian Sager (2008): Sozialgeschichte der Generationen. In: Hannelore Faulstich-Wieland, Peter Faulstich (Hg.): Erziehungswissenschaft. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 291-306.

Backes, Gertrud M. (2005): Geschlecht, Alter(n) und Pflege – ein allseits (un-)bekanntes Thema? Oder: zur Begründung einer geschlechtersensiblen Altenpflege. In: Klaus R. Schroeter, Thomas Rosenthal (Hg.): Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven. Weinheim, München: Juventa, S. 359-384.

Barkholdt, Corinna, Vera Lasch (2004): Vereinbarkeit von Pflege und Erwerbstätigkeit. Expertise für die Sachverständigenkommission für den 5. Altenbericht der Bundesregierung. Dortmund und Kassel.

Bauman, Zygmunt (1995): Postmoderne Ethik. Hamburg: Hamburger Edition.

Becker-Schmidt, Regina (2007): Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung. In: Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobson, Susanne Völker (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 250-268.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse in weiblichen Lebenszusammenhängen. In: Soziale Welt 34, S. 307-340.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993): Familie und Alter. Neue Herausforderungen, Chancen und Konflikte. In: Gerhard Naegele, Hans P. Tews (Hg.): Lebenslagen und Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 158-169.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (2010): Was kommt nach der Familie? Alte Leitbilder und neue Lebensformen. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. München: C.H. Beck.

Blaumeiser, Heinz, Baldo Blinkert, Thomas Klie (2001): Zwischen Heim und daheim: die Munderkingen-Studie zum Wandel pflegekultureller Orientierungen. In: SWS-Rundschau 41, 4, S. 405-419. <http://www.ssoar.info/ssoar/View/?resid=16572&lang=de> (Stand: 3.7.2011).

Blinkert, Baldo (2005): Pflege und soziale Ungleichheit – Pflege und „soziale Milieus“. In: Klaus R. Schroeter, Thomas Rosenthal (Hg.): Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven. Weinheim, München: Juventa, S. 141-156.

Blinkert, Baldo, Bernhard Gräf (2009): Deutsche Pflegeversicherung vor massiven Herausforderungen. Deutsche Bank Research. Heft 442, S. 1-47. http://www.dbresearch.de/PROD/DBR_INTERNET_DE-PROD/PROD0000000000239350.PDF (Stand: 18.10.2011).

Blinkert, Baldo, Thomas Klie (2005): Solidarität in Gefahr? Veränderungen der Pflegebereitschaften und Konsequenzen für die Altenhilfe und Pflege. In: Thomas Klie, Anke Buhl, Hildegard Entzian, Astrid Hedtke-Becker, Helmut Wallrafen-Dreisow (Hg.): Die Zukunft der gesundheitlichen, sozialen und pflegerischen Versorgung älterer Menschen. Frankfurt a. M.: Mabuse, S. 293-315.

Bohnsack, Ralf (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 7. Auflage. Opladen: Barbara Budrich.

Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 3, S. 75-81.

Bracker, Maren, Ursula Dallinger, Gabriele Karden, Ulrike Tegethoff (1988): Die Pflegebereitschaft der Töchter. Zwischen Pflichterfüllung und eigenen Lebensansprüchen. Wiesbaden: Hg. von der Hessischen Landesregierung für Frauenangelegenheiten.

Breuer, Franz (2009): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Brückner, Margrit (2000): Care-Work jenseits von Caritas? In: Feministische Studien extra, S. 43-53.

Brückner, Margrit (2010): Entwicklungen der Care-Debatte – Wurzeln und Begrifflichkeiten. In: In: Ursula Apitzsch, Marianne Schmidbaur (Hg.): Care und Migration. Die Ent-sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen: Barbara Budrich, S. 43-58.

Bubolz-Lutz, Elisabeth (2006): Pflege in der Familie – Perspektiven. Freiburg: Lambertus.

Bubolz-Lutz, Elisabeth (2007): Pflege – eine eigene Lebensphase und neue Entwicklungsaufgabe. In: Monika Reichert, Eva Gösken, Anja Ehlers (Hg.): Was bedeutet der demografische Wandel für die Gesellschaft? Perspektiven für eine alternde Gesellschaft. Berlin: LIT, S. 173-185.

Bubolz-Lutz, Elisabeth, Cornelia Kricheldorf (2005): Häusliche Pflegearrangements und Pflegebegleiter – Ein Modellprojekt auf der Grundlage von Empowerment. In: Thomas Klie, Anke Buhl, Hildegard Entzian, Astrid Hedtke-Becker, Helmut Wallrafen-Dreisow (Hg.): Die Zukunft der gesundheitlichen, sozialen und pflegerischen Versorgung älterer Menschen. Frankfurt a. M.: Mabuse, S. 169-180.

Bude, Heinz (1998): Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung. In: Gerd Jüttemann, Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: Beltz, S. 247-258.

Buijssen, Huub (1996): Die Beratung von pflegenden Angehörigen. Weinheim: Beltz.

Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz (BMSK) (Hg.) (2008): 1993-2008. 15 Jahre Pflegevorsorge. Bilanz und Ausblick. Wien.
http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/4/1/2/CH0161/CMS1228215542463/bmsk_15_jahre_pflegevorsorge_rz_web.pdf (Stand: 7.6.2011).

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMSK) (Hg.) (2008): Österreichischer Pflegevorsorgebericht 2008. Wien.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMSK) (Hg.) (2009): Österreichischer Pflegevorsorgebericht 2009. Wien.
http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/6/0/1/CH0099/CMS1219747620838/pflegevorsorgebericht_2009.pdf (Stand: 7.6.2011).

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMSK) (Hg.) (2010): Sozialbericht 2010. Wien.
http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/3/2/3/CH0107/CMS1289832560842/sozialbericht_2010_web_04.pdf (Stand: 7.6.2011).

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2010): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft. Bericht der Sachverständigenkommission an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). Berlin.
<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung3/Pdf-Anlagen/bt-drucksache-sechsteraltenbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (Stand: 7.6.2011)

Chamberlayne, Prue (1996): Fürsorge und Pflege in der britischen feministischen Diskussion. In: Feministische Studien, 2, S. 47-60.

Conradi, Elisabeth (2001): Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt a. M.: Campus.

Dallinger, Ursula (1996): Pflege und Beruf – ein neuer Vereinbarungskonflikt in der späten Familienphase. Ein Literatur- und Forschungsüberblick. In: Zeitschrift für Familienforschung 8/2, S. 6-42.

Dallinger, Ursula (1997): Ökonomie der Moral. Konflikt zwischen familiärer Pflege und Beruf aus handlungstheoretischer Perspektive. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Danneberg, Bärbel (2008): Alter Vogel, flieg! Tagebuch einer pflegenden Tochter. Wien: Promedia.

Dausien, Bettina (1992): Leben für andere oder eigenes Leben? Überlegungen zur Bedeutung der Geschlechterdifferenz in der biographischen Forschung. In: Peter Alheit, Bettina Dausien, Andreas

Hanses, Antonius Scheuermann: Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 19. Universität Bremen, S. 37-70.

Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat.

Dausien, Bettina (2001): Bildungsprozesse in Lebensläufen von Frauen. Ein biographietheoretisches Bildungskonzept. In: Wiltrud Gieseke (Hg.): Handbuch zur Frauenbildung. Opladen: Leske + Budrich, S. 101-114.

Dausien, Bettina (2004): Biographieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie. Opladen: Leske + Budrich, S. 314-325.

Dausien, Bettina (2006): Biographieforschung. In: Joachim Behnke, Thomas Gschwend, Delia Schindler, Kai-Uwe Schnapp (Hg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren. Baden-Baden: Nomos, S. 59-68.

Dawid, Evelyn, Martin Ludescher, Birgit Trukeschitz (2008a): „...weil das Leben besteht nicht nur aus jung und schön und gesund.“ Eine qualitative Studie über die Vereinbarkeit von häuslicher Pflege und Berufstätigkeit. Forschungsbericht 1/2008 des Forschungsinstituts für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien.

http://www.wu.ac.at/altersoekonomie/publikationen/fb1_2008.pdf (Stand: 10.5.2011).

Dawid, Evelyn, Martin Ludescher, Birgit Trukeschitz (2008b): “Was will man noch mehr machen als Arbeitszeitflexibilisieren, Telearbeitsplätze, Karenzierungen...?” Eine qualitative Studie über pflegefreundliche Maßnahmen in Wiener Unternehmen. Forschungsbericht 2/2008 des Forschungsinstituts für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien.

<http://epub.wu.ac.at/404/1/document.pdf> (Stand: 25.7.2011).

Demmel, Ines (2003): Lebensplanung von Angehörigen bezüglich ihrer nicht institutionalisierten Senioren. Diplomarbeit. Universität Salzburg.

Dieris, Barbara (2006): "Och Mutter, was ist aus dir geworden?!" Eine Grounded-Theory-Studie über die Neupositionierung in der Beziehung zwischen alternden Eltern und ihren erwachsenen, sich kümmernden Kindern. Diplomarbeit. Universität Münster.

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0603253> (Stand: 6.4.2011).

Dierks, Marianne (2006): Karriere! – Kinder, Küche? Eine explorative Studie zur Verrichtung der Reproduktionsarbeit in Familien mit qualifizierten berufsorientierten Müttern aus der Perspektive von Frauen nach Beendigung ihrer Erwerbsarbeit. Wiesbaden: Barbara Budrich.

Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Gesellschaften. In: Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobson, Susanne Völker (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 285-301.

Eckart, Christel (2000): Zeit zum Sorgen. In: Feministische Studien extra, S. 9-24.

Edelstein, Wolfgang (2006): Bildung und Armut. Der Beitrag des Bildungssystems zur Vererbung und zur Bekämpfung von Armut. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 26/2. Weinheim, München: Juventa, S. 120-134.

EUROFAMCARE - Unterstützung und Entlastung für pflegende Angehörige älterer Menschen. Eine europäische Vergleichsstudie (2002): Projektkurzbeschreibung.
http://www.uke.de/extern/eurofamcare/documents/flyer_deutsch.pdf (Stand: 31.10.2011).

EUROFAMCARE (2005): Zusammenfassende Übersicht der Ergebnisse aus der EUROFAMCARE-Sechs-Länder-Studie.
http://www.uke.de/extern/eurofamcare/documents/deliverables/summary_of_findings_de.pdf
 (Stand: 31.10.2011).

Faustmann, Anna (2008): Das österreichische Altenbetreuungssystem im internationalen Vergleich. Diplomarbeit. Universität Graz.

Felden, Heide v. (2003): Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne. Zur Verknüpfung von Bildungs-, Biographie- und Genderforschung. Opladen: Leske + Budrich.

Finch, Janet, Dulcie Groves (Hg.) (1983): A Labour of Love: Woman, Work and Caring. London: Routledge & Keagan.

Fischer, Wolfram, Martin Kohli (1987): Biographieforschung. In: Wolfgang Voges (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 25-49.

Fleischer, Eva (2010): Organisation von Care. Kinderbetreuung und Altenpflege/-betreuung in Österreich im Vergleich. In: Erna Appelt, Maria Heidegger, Max Preglau, Maria A. Wolf (Hg.): Who Cares? Betreuung und Pflege in Österreich. Eine geschlechterkritische Perspektive. Innsbruck: Studienverlag, S. 177-186.

Fleig, Anne (2010): (K)ein Mann im Haus? Erinnerung, Identität und Männlichkeit. Zur Renaissance des Familienromans bei John von Düffel und Arno Geiger. In: Feministische Studien, 2, S. 270-283.

Flick, Uwe (2000): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. 5. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, Uwe (2009): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 2. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Forster, Margaret (2006): Ich glaube, ich fahre in die Highlands. Frankfurt a. M.: Fischer.

Fuchs-Heinritz, Werner (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 3. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Geiger, Arno (2011): Der alte König in seinem Exil. München: Hanser.

Geister, Christina (2004): „Weil ich für meine Mutter verantwortlich bin.“ Der Übergang von der Tochter zur pflegenden Tochter. Bern: Hans Huber.

Gerhard, Ute (2010): Die neue Geschlechter(un)ordnung: Eine feministische Perspektive auf die Familie. In: Feministische Studien, 2, S. 194-213.

Gräbel, Elmar (2000): Warum pflegen Angehörige? In: Zeitschrift für Gerontopsychologie und –psychiatrie, 13/2, S. 85-94.

Griese, Birgit, Hedwig Rosa Griesehop (2007): Biographische Fallarbeit. Theorie, Methode und Praxisrelevanz. Lehrbuch. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Gröning, Katharina (2005): Hochaltrigkeit und häusliche Pflege als Problem der Bildung und Geschlechterforschung. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, 23/4, S. 41-51.

Gröning, Katharina, Anne-Christin Kunstmann, Elisabeth Rensing, Bianca Röwekamp (Hg.) (2004): Pflegegeschichten. Pflegende Angehörige schildern ihre Erfahrungen. Frankfurt a.M.: Mabuse.

Grootegoed, Ellen, Trudie Knijn, Barbara da Roit (2010): Relatives as paid care-givers: how family carers experience payments for care. In: Ageing and Society, 30/3, S. 467-489.

Hahn, Alois (2000): Biographie und Lebenslauf. In: Alois Hahn (Hg.): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 97-115.

Haidinger, Bettina (2010): „Was sind schon 1.000 Euro für 24 Stunden ohne Freizeit und Freiheit?“ Undokumentierte Arbeitsverhältnisse von Migrantinnen in der häuslichen Pflege. In: Erna Appelt, Maria Heidegger, Max Preglau, Maria A. Wolf (Hg.): Who Cares? Betreuung und Pflege in Österreich. Eine geschlechterkritische Perspektive. Innsbruck: Studienverlag, S. 77-85.

Hanses, Andreas (1992): Biographische Strukturierung von Erkrankungs- und Gesundungsprozessen. Die Gesundungsgeschichte einer an Epilepsie erkrankten Frau. In: Peter Alheit, Bettina Dausien, Andreas Hanses, Antonius Scheuermann: Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung, Bd. 19. Universität Bremen, S. 71-98.

Hanses, Andreas (2005): Perspektiven biographischer Zugänge für eine nutzerInnenorientierte Dienstleistungsorganisation. In: Gertrud Oelerich, Andreas Schaarschuch (Hg.): Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht. Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit. München, Basel: Ernst Reinhardt, S. 65-78.

Hedtke-Becker, Astrid, Claudia Schmidtke (1985): Frauen pflegen ihre Mütter. Eine Studie zu Bedingungen häuslicher Altenpflege. Frankfurt a. M.: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge.

Hildenbrand, Bruno (1998): Vorwort. In: Anselm L. Strauss (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. 2. Auflage. München: Wilhelm Fink, S. 11-17.

Höpflinger, François (2005): Pflege und das Generationenproblem – Pflegesituationen und intergenerationelle Zusammenhänge. In: Klaus R. Schroeter, Thomas Rosenthal (Hg.): Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven. Weinheim, München: Juventa, S. 157-175.

Jahoda, Marie, Paul L. Lazarsfeld, Hans Zeisel (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Jansen, Birgit (1999): Informelle Pflege durch pflegende Angehörige. In: Birgit Jansen, Fred Karl, Hartmut Radebold (Hg.): Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis. Weinheim, Basel: Beltz, S. 604-628.

Johnson, Malcom (2005): Alternstheorien und sozialer Wandel. In: Anton Amann, Gerhard Majce (Hg.): Soziologie in interdisziplinären Netzwerken. Wien: Böhlau, S. 107-118.

Jurczyk, Karin (2010): Care in der Krise? Neue Fragen zu familiärer Arbeit. In: Ursula Apitzsch, Marianne Schmidbauer (Hg.): Care und Migration. Die Ent-sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen. Opladen: Barbara Budrich, S. 59-76.

Jürgens, Kerstin (2008): Reproduktionshandeln als Gewährleistungsarbeit. Der Erhalt von Arbeits- und Lebenskraft als Voraussetzung und Grenze eines ‚entgrenzten‘ Kapitalismus. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt a. M.: Campus, S. 1468-1479. <http://www.ssoar.info/ssoar/files/dgs/33-2006/1468.pdf> (Stand: 9.5.2011).

Kardorff, Ernst v., Alexander Meschnig (2009a): Pflege und Pflegepolitik im gesellschaftlichen Wandel. In: Vjenka Garms-Homolová, Ernst von Kardorff, Katrin Theiss, Alexander Meschnig, Harry Fuchs (2009): Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Pflegebedarf. Konzepte und Methoden. Frankfurt a. M.: Mabuse, S. 35-59.

Kardorff, Ernst v., Alexander Meschnig (2009b): Selbstbestimmung, Teilhabe und selbständige Lebensführung: konzeptionelle Überlegungen. In: Vjenka Garms-Homolová, Ernst von Kardorff, Katrin Theiss, Alexander Meschnig, Harry Fuchs (2009): Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Pflegebedarf. Konzepte und Methoden. Frankfurt a. M.: Mabuse, S. 61-91.

Kathan, Bernhard (2002): Das Elend der ärztlichen Kunst. Eine andere Geschichte der Medizin. Berlin: Kadmos.

Klott, Stefanie (2010): „Ich wollte für sie sorgen“. Die Situation pflegender Söhne: Motivation, Herausforderungen und Bedürfnisse. Frankfurt a. M.: Mabuse.

Kolland, Franz (2005): Globalisierung des Alterns – Fragen der Gerontologie an die Entwicklungssoziologie. In: Anton Amann, Gerhard Majce (Hg.): Soziologie in interdisziplinären Netzwerken. Wien: Böhlau, S. 153-163.

Koller, Hans-Christoph (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 6, S. 33-45.

Koller, Hans-Christoph (2008): Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. 3. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

Kondratowitz, Hans-Joachim v. (2005): Langfristiger Wandel der Leitbilder in der Pflege. In: Klaus R. Schroeter, Thomas Rosenthal (Hg.): Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven. Weinheim, München: Juventa, S. 125-140.

Kölkebeck, Anja (2000): Frauen und familiäre Pflege. Biographische Fallstudien zum Erleben und Handeln pflegender Töchter. Diplomarbeit. Universität Bielefeld.

Kramer, Betty J. (2005): Men Caregivers: An Overview. In: Betty J. Kramer, Edward H. Thompson Jr. (Hg.): Men as Caregivers. New York: Prometheus, S. 3-19.

Krüger, Heinz-Hermann (2006): Entwicklungslinien, Forschungsfelder und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13-33.

Krüger, Heinz-Hermann, Winfried Marotzki (2006): Biographieforschung und Erziehungswissenschaft – Einleitende Bemerkungen. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7-11.

Kulawik, Teresa (2005): Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterregime im internationalen Vergleich. <http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/kulawik/kulawik.pdf> (Stand: 2.8.2011).

Letteke, Franz, Andreas Lange (Hg.) (2007): Generationen und Familien. Analysen – Konzepte – gesellschaftliche Spannungsfelder. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Löschnig, Brigitta (2000): Pflegende Angehörige – eine bisher vernachlässigte Größe im Bildungssystem. Weiterbildung für Pflege und Alter. Diplomarbeit. Universität Graz.

Lüscher, Kurt, Ludwig Liegle (2003): Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz: UVK.

Mairhuber, Ingrid (2011): Übergänge im Lebenserwerbsverlauf von Frauen und Männern. Herausforderungen und geschlechterdemokratische Perspektiven für Österreich. Forschungsbericht 1/2011 der Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt (FORBA), Wien.

Majce, Gerhard (2005): Die Tragfähigkeit herkömmlicher Generationenvorstellungen für die Zukunft. In: Anton Amann, Gerhard Majce (Hg.): Soziologie in interdisziplinären Netzwerken. Wien: Böhlau, S. 203-210.

Majce, Gerhard, Leopold Rosenmayr (2005): Generationensolidarität in Österreich 2005. Empirisch-soziologische Untersuchung der Altersforschung in Österreich. Forschungsprojekt im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz. Wien.

Maly, Nicole (2001): Töchter, die ihre Mütter pflegen. Eine Analyse ihrer Lebenssituation. Dortmund Beiträge zur Sozial- und Gesellschaftspolitik, Bd. 34. Münster: LIT.

Maly-Lukas, Nicole (2005): Ältere Frauen in der häuslichen Pflege. In: Gerhard Naegele, Frauke Schönberg (Hg.): Alter hat Zukunft. 15 Jahre gerontologische Forschung in Dortmund. Münster: LIT.

Marotzki, Winfried (1990): Einwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegungen von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften. Weinheim: Deutscher Studienverlag.

Marotzki, Winfried (2006): Bildungstheorie und Allgemeine Biographieforschung. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 59-69.

Meyer-Drawe, Käte (1982): Lernen als Umlernen. Zur Negativität des Lernprozesses. In: Käte Meyer-Drawe, Wilfried Lippitz (Hg.): Lernen und seine Horizonte. Phänomenologische Konzeptionen menschlichen Lernens – didaktische Konsequenzen. Königstein, S. 19-45.

Meyer-Drawe, Käte (2005): Anfänge des Lernens. In: Dietrich Benner (Hg.): Zeitschrift für Pädagogik. 49. Beiheft: Erziehung – Bildung – Negativität. Theoretische Annäherungen. Weinheim, Basel: Beltz, S. 24-37.

Mühlberger, Ulrike, Käthe Knittler, Alois Guger (2010): Mittel- und langfristige Finanzierung der Pflegevorsorge. In: Finanzierung der Pflegevorsorge. WIFO-Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Sozialpolitische Studienreihe, Bd. 3, S. 13-90.

Mühlberger, Ulrike, Alois Guger, Käthe Knittler, Margit Schratzenstaller (2010): Alternative Finanzierungsformen der Pflegevorsorge. In: Finanzierung der Pflegevorsorge. WIFO-Studie im

Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Sozialpolitische Studienreihe, Bd. 3, S. 101-209.

Münkler, Herfried (2011): Spaltet sich die Mitte? Über soziale und politische Stabilität. In: Recherche. Zeitung für Wissenschaft, 1/2011.

Noddings, Nel (2009): Care. In: Sabine Andresen, Rita Casale, Thomas Gabriel, Rebekka Horlacher, Sabine Larcher Klee, Jürgen Oelkers (Hg.): Handwörterbuch Erziehungswissenschaft. Weinheim, Basel: Beltz, S. 106-118.

Noddings, Nel (2010): Care Ethics, Caregiving, and Global Caring. In: Vera Moser, Inga Pinhard (Hg.): Care – Wer sorgt für wen? Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 17-26.

Nussbaum, Martha C. (2002): Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge. Drei philosophische Aufsätze. Stuttgart: Reclam.

Oelerich, Gertrud, Andreas Schaarschuch (2005): Der Nutzen Sozialer Arbeit. In: Gertrud Oelerich, Andreas Schaarschuch (Hg.): Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht. Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit. München, Basel: Ernst Reinhardt, S. 80-98.

Oevermann, Ulrich (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Klaus Kraimer (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 267-336.

Plonz, Sabine (2011a): Editorial. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 292. Jg. 53, Heft 3, S. 329-332.

Plonz, Sabine (2011b): Mehrwert und menschliches Maß. Zur ethischen Bedeutung der feministisch-ökonomischen Care-Debatte. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften 292. Jg. 53, Heft 3, S. 365-380.

Pochobradsky, Elisabeth, Franz Bergmann, Herald Brix-Samoylenko, Henning Erfkamp, Renate Laub (2005): Situation pflegender Angehöriger. Endbericht. Österreichisches Bundesinstitut für Gesundheitswesen im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSK). Wien.

Ponocny, Ivo, Sarah Panholzer, Birgit Trukeschitz, Ulrike Schneider, Richard Mühlmann (2010): Die Erholungsmöglichkeiten von informell pflegenden Erwerbstätigen. Befunde aus der Wiener Studie zur informellen Pflege und Betreuung älterer Menschen 2008 (VIC2008). Forschungsbericht 1/2010 des Forschungsinstituts für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien.

Przyborski, Aglaja, Monika Wohlrab-Sahr (2009): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 2., korrigierte Auflage. München: Oldenbourg.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M., New York: Campus.

Rosenthal, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 2. Auflage. Weinheim, München: Juventa.

Rosenthal, Gabriele (2009): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz, Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 46-64.

Salomon, Jutta (2005): Häusliche Pflege zwischen Zuwendung und Abgrenzung – Wie lösen pflegende Angehörige ihre Probleme? Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe.

Schneider, Ulrike (2008): Die Rolle der Pflege in der Gesellschaft. In: Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz (BMSK) (Hg.) (2008): 1993-2008. 15 Jahre Pflegevorsorge. Bilanz und Ausblick. Wien, S. 36-46.

Schütz, Alfred (2010): Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Thomas Samuel Eberle, Jochen Dreher, Gerd Sebald (Hg.): Alfred Schütz Werkausgabe, Bd. IV. Konstanz: UVK, S. 331-379.

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13/3, S. 283-293.

Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli, Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, S. 78-117.

Schütze, Fritz (2001): Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen. Die Kategorie der Wandlung. In: Roland Burkholz, Christel Gärtner, Ferdinand Zehentreiter (Hg.): Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur - im Diskurs mit Ulrich Oevermann. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 137-162.

Schweppe, Cornelia (1997): Alte Frauen. Eine vergessene Mehrheit in der sozialen Arbeit. In: Barbara Friebertshäuser, Gisela Jakob, Renate Klees-Möller (Hg.): Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Schweppe, Cornelia (2005): Alter und Sozialpädagogik – Überlegungen zu einem anschlussfähigen Verhältnis. In: Cornelia Schweppe (Hg.): Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder. Hohengehren: Schneider Verlag, S. 32-46.

Schweppe, Cornelia (2006): Biographieforschung und Altersforschung. In: Heinz-Hermann Krüger, Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 341-359.

Seidl, Elisabeth, Ilsemarie Walter, Sigrid Labenbacher (2007): Studie I. Belastungen und Entlastungsstrategien pflegender Angehöriger. In: Elisabeth Seidl, Sigrid Labenbacher (Hg.): Pflegende Angehörige im Mittelpunkt. Studien und Konzepte zur Unterstützung pflegender Angehöriger demenzkranker Menschen. Wien: Böhlau, S. 33-71.

Senf, Tilman (1995): Pflegende Männer... und es gibt sie doch! Eine Analyse zur Situation einer kaum wahrgenommenen Minderheit. Stuttgart: Evangelische Heimstiftung.

Strauss, Anselm L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. 2. Auflage. München: Wilhelm Fink.

Strauss, Anselm L., Juliet Corbin (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim, Basel: Beltz.

Thompson Jr., Edward H. (2005): What's unique about men's caregiving? In: Betty J. Kramer, Edward H. Thompson (Hg.): Men as Caregivers. New York: Prometheus, S. 20-47.

Thon, Christine (2008): Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen. Bielefeld: transcript.

Trukeschitz, Birgit, Richard Mühlmann, Ulrike Schneider, Ivo Ponocny, August Österle (2009): Arbeitsplätze und Tätigkeitsmerkmale berufstätiger pflegender Angehöriger. Befunde aus der Wiener Studie zur informellen Pflege und Betreuung älterer Menschen 2008 (VIC2008). Forschungsbericht 2/2009 des Forschungsinstituts für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien.

Ungerson, Clare (1987): Policy is personal. Sex, gender and informal care. London, New York: Tavistock Publications.

Wernhart, Georg, Markus Kaindl, Rudolf Karl Schipfer, Mariam Irene Tazi-Preve (2008): Drei Generationen – eine Familie. Austauschbeziehungen zwischen den Generationen aus Sicht der Großeltern und das Altersbild in der Politik. Innsbruck: Studienverlag.

Winkler, Michael (2009): Demographische Entwicklung. In: Sabine Andresen, Rita Casale, Thomas Gabriel, Rebekka Horlacher, Sabine Larcher Klee, Jürgen Oelkers (Hg.): Handwörterbuch Erziehungswissenschaft. Weinheim, Basel: Beltz, S. 163-177.

Wohlrab-Sahr, Monika (1999): Konversion zum Islam in Deutschland und den USA. Frankfurt a. M.: Campus.

Wohlrab-Sahr, Monika (2002): Prozessstrukturen, Lebenskonstruktionen, biographische Diskurse. Positionen im Feld soziologischer Biographieforschung. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1, S. 3-23.

Wohlrab-Sahr, Monika (2009): Verfallsdiagnosen und Gemeinschaftsmythen. Zur Bedeutung der funktionalen Analyse für die Erforschung von Individual- und Familienbiographien im Prozess gesellschaftlicher Transformation. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz, Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 140-160.

Zeman, Peter (2005): Pflege in familialer Lebenswelt. In: Klaus R. Schroeter, Thomas Rosenthal (Hg.): Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven. Weinheim, München: Juventa, S. 247-262.

11 Anhang

11.1 Transkriptionsschlüssel

-	kurzes Absetzen
--	kurze Pause
---	längere Pause
(5)	längere Pause mit Angabe der Dauer in Sekunden
?	Frageintonation
<u>Ja</u>	emphatische Betonung eines Wortes
Abbru_	Wortabbruch
/I: mhm/E:	SprecherInnenwechsel; I: Interviewerin; E: ErzählerIn
/oft ((lachend))/	Notierung einer kommentierten Passage

11.2 Kurzfassung

Was geschieht, wenn alte Eltern hilfsbedürftig werden? Wer übernimmt die Verantwortung? Wer fühlt sich zuständig? Traditionelle familiäre Verpflichtungen haben an Selbstverständlichkeit und normativer Bindung verloren, moderne Lebensentwürfe sind mit Betreuungsaufgaben nicht ohne weiteres vereinbar. Und doch wird der überwiegende Teil der Pflegebedürftigen zuhause von Familienmitgliedern unterstützt. Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, welche Bedeutung diese Fürsorge in den Lebensgeschichten pflegender Angehöriger gewinnt.

Im ersten Teil werden sozialpolitische Rahmenbedingungen familiärer Altenbetreuung skizziert und das österreichische Pflegevorsorgemodell im europäischen Kontext verortet. Es folgen Begriffsklärungen und der Versuch, aus dem reichen und heterogenen Forschungsfeld der Care-Studies einige einflussreiche sozialwissenschaftliche Ansätze und Diskussionen vorzustellen. Zwei für die Forschungsfrage relevante empirische Arbeiten werden ausführlicher besprochen.

Der zweite Teil der Arbeit umfasst die empirische Untersuchung. Methodologische und methodische Überlegungen zur interpretativen Sozialforschung, zur Biografieforschung und zur Analyse biografisch-narrativer Interviews werden umrissen und der Forschungsprozess dokumentiert. Fünf biografisch-narrative Interviews mit pflegenden Angehörigen, die sich über Jahre hinweg um einen hilfsbedürftigen Elternteil kümmern und beruflich engagiert sind, bilden die Grundlage der Studie. Zwei biografische Erzählungen werden als Einzelfallstudien detailliert analysiert, in einem zweiten Schritt miteinander verglichen und zu den weiteren Fällen in Beziehung gesetzt. Der Fallvergleich orientiert sich an zentralen Themen der Interviews: Familie, Arbeit, Bildung. Unter Einbeziehung der Analyseergebnisse und der theoretischen Konzepte geht das abschließende Kapitel der Frage nach, ob familiäre Pflege als biografisches Projekt denkbar ist. Eine kurz gefasste Antwort: Informelle Pflege wird von den Interviewten als gleichermaßen biografiestabilisierend wie biografiedestabilisierend erlebt. Sie kann ein bedeutsames biografisches Projekt auf Zeit darstellen, als längerfristige Orientierung besitzt sie jedoch das Potenzial, Lebenschancen und biografische Optionen der Sorgenden zu minimieren. Die Arbeit endet mit praxisbezogenen Überlegungen zur Gestaltung nutzerorientierter sozialer Dienstleistungen in der ambulanten Altenhilfe.

11.3 Lebenslauf

- 1965 geboren in Bludenz
- 1983 Matura am Oberstufenrealgymnasium Feldkirch
- 2005-2012 Diplomstudium Pädagogik an der Universität Wien